

Schwarze Messen Dichtungen und Dokumente



dtv

Über dieses Buch

Die bizarre Geschichte der Schwarzen Messen, der Teufelskulte, läßt sich von der Antike bis zur Gegenwart verfolgen. Vorläufer der vor allem im 14. Jahrhundert in »verkehrte Gottesdienste« ausgearteten Sabbatfeiern sind die von Livius geschilderten Bacchanalien in Rom. Im 12. und 13. Jahrhundert wird dann erstmals bei der Verfolgung einzelner Sekten die Anklage der Teufelsanbetung erhoben. Gemeint waren die Rituale mit obszönen Huldigungsformen, mit der Schändung der Sakramente und des Kreuzes. Diese Elemente kehren in den Inquisitionsprotokollen immer wieder, am einprägsamsten in der wahren Geschichte des Gilles de Rais. Mit der Aufklärung und dem Marquis de Sade wird die Schwarze Messe literarisches Ingrediens des Schauerromans, der Erzählungen der Schwarzen Romantik und der Décadence. Gleichzeitig wird sie Zeitvertreib und raffinierter Nervenkitzel in okkulten Literatenzirkeln des vorigen Jahrhunderts. Das informative Nachwort von Ulrich K. Dreikandt gibt Aufschluß über Geschichte und Interpretation dieses Phänomens, das sich – etwa in den »Ritualmorden« der Hippiefamilie Manson – bis in unsere Tage auswirkt.

Schwarze Messen
Dichtungen und Dokumente

Herausgegeben von
Ulrich K. Dreikandt

Deutscher
Taschenbuch
Verlag



PNGS 48



1988. 4051

(B 4120)

Ungekürzte Ausgabe

Januar 1975

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

© 1970 Carl Hanser Verlag, München

ISBN 3-446-10951-X

Umschlaggestaltung: Celestino Piatti

Satz: IBV Lichtsatz KG, Berlin

Druck und Bindung: C. H. Beck'sche Buchdruckerei,
Nördlingen

Printed in Germany · ISBN 3-423-01045-2

Inhalt

LIVIUS: Bacchanalien	9
Deutsch von G. F. Ch. Oertel	
JULES MICHELET: Die schwarze Messe	21
Deutsch von Ulrich K. Dreikandt	
GILLES DE RAIS: Der Prozeß	32
Deutsch von Ute Erb	
FRANÇOIS RAVAISSON: Die Messen des Abbé Guibourg	55
Deutsch von Ulrich K. Dreikandt	
JOSEPH GÖRRES: Das Geständnis der Magdalena Bavent	62
MARQUIS DE SADE: Justine im Kloster Sainte-Marie-des-Bois	71
Deutsch von Katarina Hock	
CHARLES BAUDELAIRE: Der Besessene	96
Deutsch von Carl Fischer	
CHARLES BAUDELAIRE: Satanslitaneien	96
Deutsch von Carl Fischer	
GUSTAV ADOLF BECQUER: Die Hexen von Trasmoz	99
Deutsch von Hans Krüger-Welf	
JORIS KARL HUYSMANS: Die Schwarze Messe des Kanonikus Docre	109
Deutsch von V. H. Pfannkuche	
GUSTAV MEYRINK: Meister Leonhard	131
E. F. BENSON: Das Heiligtum	164
Deutsch von Dieter Stössel	
DENNIS WHEATLEY: Der Schwarze Magier	185
Deutsch von Dieter Stössel	
ROBERT BLOCH: Das Opfer	194
Deutsch von Dieter Stössel	

Anhang

Nachwort von Ulrich K. Dreikandt	215
Bibliographie	233
Anmerkung des Herausgebers	237

Gründliche und warhafftige Berichtē
wunderliche und erschröckliche Geschichten
von der Teufelsanbetung und Buhlschaft
und den geheimen Zusammenkünften seiner Getreuen
nebst freumütiger Enthüllung
der schlimmen Ausschweifungen so dabei getrieben.

Mit angehentger Warnung und Vermanung
das sich menniglich vor dergleichen Leichtfertigkeit
Wollust und Verachtung der heiligen Sakramente
fleissig hüten wolle.

LIVIVS Bacchanalien

Ein gemeiner Grieche kam zuerst nach Etrurien, mit keiner von jenen Künsten vertraut, deren das verfeinertste aller Völker so manche zur Bildung des Geistes und des Körpers bei uns eingeführt hat; ein bloßer Opferpriester und Wahrsager; und zwar kein solcher, der durch unversteckten Religionsdienst, bei offener Angabe seines Erwerbes und seiner Lehre, die Gemüter mit heiliger Scheu zu erfüllen suchte, sondern ein Vorsteher eines geheimen und nächtlichen Gottesdienstes. Es waren Weihungen, die zuerst nur wenigen mitgeteilt, hernach aber mehr allgemein unter Männern und Weibern verbreitet wurden. Die Reize des Weins und des Mahles wurden mit dem Gottesdienste in Verbindung gesetzt, um dadurch noch mehr anzulocken. Wenn der Wein die Besinnung, wenn die Nacht und das Gemisch der Männer mit Weibern, des zarteren Alters mit Bejahrteren, jede schamhafte Zurückhaltung vernichtet hatte; so gab es hier zuerst Verführungen aller Art, da jeder diejenige Art von Wollust, nach welcher er die stärksten Gelüste fühlte, bereit fand. Es blieb auch nicht die einzige Art von Verbrechen, daß freigeborne Knaben und Weiber ohne Unterschied Unzucht trieben; sondern falsche Zeugnisse, falsche Siegel, Testamente und Anklagen gingen aus derselben Werkstatt hervor. Ebenso auch Vergiftungen und Familienmorde, bei welchen zuweilen nicht einmal die Leichname zum Begräbnisse aufzufinden waren. Vieles wagte hier die List, das meiste die Gewalt: und die Gewalttat blieb verhüllt, weil man vor vielfachem Geheule, vor dem Getöse der Pauken und Schallbecken bei allen Schändungen und Mordtaten keine Klagestimme hören konnte.

Dieses verderbliche Übel zog sich, wie eine ansteckende Krankheit, aus Etrurien nach Rom. Zuerst gewährte ihm die Gröfste der Stadt, für solche Übel geräumiger und empfänglicher, den Schutz der Verborgenheit; bis endlich eine Anzeige zum Consul Postumius, und zwar auf folgende Art gelangte.

Publius Aebutius war von seinem Vater, der mit einem ihm vom Staate gestellten Pferde Kriegsdienste getan hatte, unmündig hinterlassen, und dann nach dem Tode seiner Vormünder, unter der Vormundschaft seiner Mutter Duronia und seines Stiefvaters Titus Sempronius Rutilus erzogen. Die Mutter hing ganz an ihrem Manne, und der Stiefvater wünschte, weil er die Vormundschaft so geführt hatte,

daß er keine Rechnung ablegen konnte, seinen Mündel entweder aus dem Wege zu räumen, oder ihn durch irgend eine Fessel von sich abhängig zu machen. Der sicherste Weg, ihn zu Grunde zu richten; waren die Bacchanalien. Die Mutter nahm den Jüngling vor und erklärte ihm, sie habe für ihn in seiner Krankheit das Gelübde getan, ihm, sobald er genesen würde, von den Bacchantinnen die Weihe geben zu lassen. Nun durch die Gnade der Götter ihres Wunsches gewährt, wolle sie sich ihres Gelübdes entledigen. Er müsse eine zehntägige Keuschheit einhalten: am zehnten Tage wolle sie ihn, nach dem Abendessen durch ein Bad gereinigt, in das Heiligtum einführen.

Eine bekannte Lustdirne, die Freigelassene Hispala Fecenia, nicht des Erwerbes würdig, an den sie als junge Sklavin gewöhnt war, nährte sich auch noch nach ihrer Freilassung auf gleiche Art. Sie hatte wegen Nachbarschaft mit dem Aebutius ein Verhältnis, das aber für das Vermögen und den guten Ruf des Jünglings gar nicht nachteilig war. Denn sie hatte ihn von selbst liebgewonnen und angezogen; und da ihm die Seinigen alles nur kärglich gaben, so lebte er von der Freigebigkeit seines Lustmädchens. Ja von seinem Umgange bezaubert, war sie so weit gegangen, daß sie sich, weil sie nach dem Tode ihres früheren Herrn in niemands Gewalt stand, von den Tribunen und dem Prator einen Pfleger erbat, ein Testament machte, und den Aebutius zu ihrem alleinigen Erben einsetzte.

Da sie solche Beweise von Liebe und beide kein Geheimnis voreinander hatten, so sagte einst der Jüngling im Scherze zu ihr: Sie sollte sich nicht wundern, wenn er mehrere Nächte allein läge. Aus frommer Rücksicht, um sich eines für seine Genesung getanen Gelübdes zu entledigen, wolle er sich bei den Bacchantinnen die Weihe geben lassen. Kaum hörte dies das Weib, als es voll Bestürzung ausrief: Bewahre Gott! Sterben sei ihr und ihm besser, als wenn er sich darauf einließe, und sie wünsche alle Schrecknisse und Gefahren denen auf den Kopf, die ihm dazu geraten hätten.

Erstaunt sowohl über diese Worte, als über ihre so große Bestürzung, hieß sie der Jüngling der Verwünschungen sich enthalten. Seine Mutter habe ihm dies, mit Zustimmung des Stiefvaters, zur Pflicht gemacht.

»So ist denn dein Stiefvater«, sprach sie, – »denn eine Mutter dessen zu beschuldigen, möchte Sünde sein – darauf aus, deine Sittsamkeit, deine Ehre, Hoffnung und Leben durch diesen Schritt eilig zu grunde zu richten.«

Da er um so mehr staunte, und sie fragte, was sie damit sagen wollte, bat sie alle Götter und Göttinnen um Gnade und Verzei-

hung, wenn sie, von der Liebe zu ihm gezwungen, aussagte, was sie verschweigen sollte, und erzählte: Als Sklavin habe sie ihre Hausfrau in dieses Heiligtum begleitet; als Freie sei sie nie dahin gekommen. Sie wisse, es sei die Werkstatt aller möglichen Verführungen, und gewiß schon seit zwei Jahren sei niemand dort eingeweiht, der über zwanzig Jahre alt sei. Sowie jemand eingeführt sei, werde er den Priestern als Schlachtopfer übergeben. Diese führten ihn an einen Ort, der von vielfachem Geheul, von Gesang und Klang, von Becken- und Paukenschlag erschalle, damit sein Klagruf, wann er gewaltsam geschändet werde, nicht gehört werden könne.

Dann bat und beschwor sie ihn, die Sache auf alle mögliche Art zu hintertreiben, und sich ja nicht dahinein zu stürzen, wo er alle Schande erst leiden und dann selbst ausüben müsse. Sie ließ den Jüngling nicht eher von sich, als bis er ihr sein Wort gab, dieser Weihe sich zu enthalten.

Als er nach Hause kam und die Mutter in Erinnerung brachte, was er heute, was er die folgenden Tage nacheinander in bezug auf die Weihe zu tun hätte, so erklärte er, er würde von dem allen nichts tun, und sei auch nicht gewillt, sich einweihen zu lassen. Dies hörte der Stiefvater mit an. Sogleich schrie die Mutter auf: »Der Hispala Beilager kann er nicht zehn Tage entbehren. Von den Verlockungen, von dem Gifte dieser Schlange bezaubert, hat er für Mutter, für Stiefvater, für Götter keine Achtung mehr.«

So zankten sie mit ihm, hier die Mutter, dort der Stiefvater, und trieben ihn samt vier Sklaven zum Hause hinaus. Der Jüngling begab sich nun zur Aebutia, seines Vaters Schwester, und erzählte ihr, warum ihn seine Mutter ausgestoßen habe; worauf er nach ihrem Rate die Sache am folgenden Tage dem Konsul Postumius unter vier Augen hinterbrachte.

Der Konsul entließ ihn mit dem Befehle, nach drei Tagen wieder zu ihm zu kommen; erkundigte sich aber selbst bei seiner Schwiegermutter Sulpicia, einer ehrwürdigen Frau, ob sie eine gewisse bejahrte Aebutia vom Aventin kenne. Auf ihre Antwort, sie kenne sie als eine brave Frau noch von altväterlicher Sitte, sagte er, er müsse notwendig mit ihr sprechen; sie möchte zu ihr schicken und sie kommen lassen. Die geforderte Aebutia stellte sich bei der Sulpicia ein, und bald darauf kam der Konsul wie von ungefähr dazu, und brachte das Gespräch auf den Aebutius, ihres Bruders Sohn. Da brach die Frau in Tränen aus, und bejammerte das Schicksal des Jünglings, welcher gerade von denen, die es am wenigsten tun sollten, um sein Vermögen gebracht, jetzt bei ihr wäre, da ihn seine Mutter verstoßen habe, weil er als ein braver Jüngling in einen – Gott

möge es ihr verzeihen! – der Sache nach schandbaren Gottesdienst sich nicht einweihen lassen wolle.

Als der Konsul genug herausgebracht zu haben glaubte, um die Aussage des Aebutius nicht unwahr zu finden, entließ er die Aebutia und bat seine Schwiegermutter, auch die Freigelassene Hispala, welche ebenfalls auf dem Aventin wohne und in der Nachbarschaft nicht unbekannt sei, zu sich rufen zu lassen: auch diese habe er um gewisse Dinge zu befragen. Hispala, schon über diese Nachricht bestürzt, weil sie ohne zu wissen warum zu einer so vornehmen und ehrwürdigen Frau gerufen wurde, erblickte kaum im Vorhause die Beilträger, das konsulische Gefolge und den Konsul selbst, als sie beinahe ohnmächtig wurde. Der Konsul führte sie, mit Zuziehung seiner Schwiegermutter, in eins der innern Zimmer und sagte:

Wenn sie sich dazu verstehen könnte, die Wahrheit zu sagen, so hätte sie nicht nötig, bestürzt zu sein. Sie möchte die Versicherung hierüber entweder von der Sulpicia, einer so würdigen Frau, oder von ihm selbst annehmen. Sie möchte ihm nur voraussagen, wie es im Haine der Simila an den Bacchanalien bei dem nächtlichen Gottesdienste herzugehen pflegte.

Sobald sie dies hörte, befahl sie solch ein Schrecken und Zittern in allen Gliedern, daß sie lange nicht sprechen konnte. Endlich nahm sie sich zusammen und sagte: Als eine noch ganz junge Sklavin habe sie mit ihrer Hausfrau die Weihe bekommen: seit mehreren Jahren aber, so lange sie Freigelassene sei, wisse sie gar nicht, was dort vorgehe. Schon selbst das lobte der Konsul, daß sie, die Weihe empfangen zu haben, nicht leugnete. Sie möchte nun auch das Übrige ebenso ehrlich voraussagen. Als sie versicherte, sie wisse nichts weiter, sagte er: Sie würde weder dieselbe Verzeihung, noch denselben Dank zu erwarten haben, wenn sie von einem Dritten überführt würde, als wenn sie von selbst gestände. Es habe ihm schon alles jemand entdeckt, der es von ihr selbst gehört habe.

Das Weib hielt, ohne daran zu zweifeln, und wie es auch war, den Aebutius für den Verräter des Geheimnisses, fiel der Sulpicia zu Füßen und bat sie anfänglich, sie möchte doch das Gespräch eines freigelassenen Mädchens mit ihrem Liebhaber nicht zu einer ernsthaften, ja sogar gefährlichen Sache werden lassen. Bloß um ihn abzuschrecken, nicht, als ob sie selbst das mindeste wisse, habe sie das gesprochen.

Da sagte Postumius voll Unwillen: Sie glaube gewiß, auch jetzt ihren Liebhaber Aebutius zum Besten zu haben, nicht aber im Hause dieser so ehrwürdigen Frau und mit einem Konsul zu reden. Und Sulpicia hob die Betäubte auf, sprach sogleich ihr zu, und suchte zu-

gleich ihren Schwiegersohn zu besänftigen. Endlich nahm sie sich zusammen, klagte bitter über die Treulosigkeit des Aebutius, der ihr gerade dieses so große Verdienst um ihn so schlecht vergolten hätte und sagte:

Sie habe große Furcht vor den Göttern, deren geheime Weihe sie jetzt enthüllen solle, aber noch weit größere vor den Menschen, welche sie als die Verräterin mit eigenen Händen zerreißten würden. Deswegen bitte sie die Sulpicia, bitte sie den Konsul um dieses Einzige, sie außerhalb Italien irgendwohin bringen zu lassen, wo sie ihre noch übrigen Tage in Sicherheit verleben könne.

Der Konsul hieß sie guten Mutes sein und sagte, er würde schon dafür sorgen, daß sie sicher in Rom wohnen könnte. Nun berichtete Hispala über die Entstehung dieses Gottesdienstes folgendes:

Anfänglich sei dieses Heiligtum nur für Frauenzimmer bestimmt gewesen und gewöhnlich keine Mannsperson zugelassen worden. Nur drei bestimmte Tage im Jahre hätten sie gehabt, an welchen sie bei Tage den Bacchantinnen geweiht würden. Zu Priesterinnen habe man regelmäßig Standesfrauen, eine nach der andern gewählt. Pakulla Annia, eine Kampanerin, habe als Priesterin, gleichsam als Eingebung der Götter, alles abgeändert. Sie sei die erste gewesen, die Mannspersonen, ihre Söhne, die beiden Cerrinier, Minius und Herennius, eingeweiht und aus dem Gottesdienste bei Tage einen nächtlichen, aus den drei Weiltagen im Jahre fünf für jeden Monat gemacht habe. Seitdem Männer mit Weibern bei den Feiern vermischt gewesen, und die Ungebundenheit der Nacht dazu gekommen sei, wäre hier kein Frevel, keine Schandtat unausgeübt geblieben. Die Männer begingen mehr Unzucht unter sich als mit Weibern. Litten einige die Entehrung nicht willig genug, oder wären sie zu schüchtern, sie an andern zu üben, so würden sie als Schlachtvieh geopfert. Nichts für Sünde halten, sei unter ihnen das Grundgesetz der Religion. Die Männer sprächen, wie wahnsinnig, unter schwärmerischen Verzuckungen des Körpers, Weissagungen: die Weiber liefen in Bacchantinnentracht, mit fliegenden Haaren und brennenden Fackeln an die Tiber hinab, tauchten ihre Fackeln in das Wasser und zögen sie, weil sie mit gediegenem Schwefel und Kalk überzogen wären, in voller Flamme wieder heraus. Von den Göttern entrückt hieß die Menschen, welche man an eine Winde gebunden und in verborgene Höhlen fortgerissen, verschwinden lasse. Das wären aber solche, die nicht hätten mitschwören, oder an den Unterten teilnehmen, oder die Entehrung leiden wollen. Die Gesellschaft sei von bedeutender Größe, fast schon ein zweites Volk; und darunter mehrere Männer und Frauen von Stand! Seit den letzten zwei

Jahren habe man festgesetzt, niemanden einzuweihen, der über zwanzig Jahre alt sei. Man wähle gern die Jahre, die der Verirrung und Entehrung empfänglich wären.

Nach getaner Aussage fiel sie wieder auf die Knie und wiederholte die Bitte, der Konsul möchte sie fortschicken. Der Konsul ersuchte seine Schwiegermutter, einen Teil ihres Hauses zu räumen, daß Hispala bei ihr einziehen könne. Es wurde ihr der Speisesaal oben im Hause eingeräumt, und die auf die Gasse führende Treppentür verriegelt, so daß der Zugang in das Innere des Hauses führte. Sogleich wurden alle Sachen der Fecenia herübergeschafft und ihr Gesinde nachgeholt. Auch Aebutius mußte bei einem von des Konsuls Schützlingen einziehen.

Als sich so Postumius beider Aussager versichert hatte, brachte er die Sache vor den Senat, dem er alles, was zuerst bei ihm angezeigt und was hernach von ihm untersucht war, der Reihe nach vorlegte. Die Ratsväter befahl großer Schrecken, teils in Betracht des Staates, für welchen diese Zusammenrottungen und nächtlichen Zirkel geheimen Nachteil oder Gefahr herbeiführen konnten, teils jeden in Betracht der Seinigen, ob nicht einer an diesem Frevel Anteil hätte. Es erkannte der Senat auf eine Danksagung an den Konsul, daß er die Sache mit einer so seltenen Umsicht und ohne alles Aufsehen ausgeforscht hätte. Dann trug er die Untersuchung über die Bacchanalien und nächtlichen Gottesdienste beiden Konsuln auf, und hieß sie dafür sorgen, daß den Anzeigern, dem Aebutius und der Fecenia, hieraus kein Nachteil entstünde, und durch Belohnungen noch mehrere zur Anzeige auffordern. Die Priester dieses Gottesdienstes, möchten sie Männer oder Weiber sein, sollten nicht bloß in Rom, sondern in allen Marktflecken und in Gerichtsorten aufgesucht werden, damit die Konsuln sie in ihrer Gewalt hätten. Ferner sollten in Rom und durch ganz Italien die Befehle ergehen, daß niemand, der bei den Bacchantinnen eingeweiht sei, sich zu diesem Gottesdienste einfänden oder zusammenkommen, noch so etwas Gottesdienstliches verrichten sollte. Vor allen Dingen sollte eine Untersuchung mit denen vorgenommen werden, welche sich zusammengetan oder eifölich verbunden hätten, an andern Unzucht oder Schandtat auszuüben.

Dies verfügte der Senat. Nun befahlen die Konsuln den Kurulädilen, alle Priester dieses Gottesdienstes aufsuchen zu lassen, und sie in Haft zu nehmen und in einem Privathause zum Verhöre aufzubewahren; den Bürgerädilen aber, dahinzusehen, daß kein Winkel Gottesdienst gehalten würde. Den Dreimännern der peinlichen Gerichtspflege wurde aufgetragen, Wachen in der Stadt zu verteilen,

und darauf zu achten, daß keine nächtlichen Zusammenrottungen entstünden; und zur Verhütung von Feuersbrünsten wurden den Dreimännern noch Fünfmännern beigegeben, daß jenseits und diesseits der Tiber jeder über die Gebäude seines Sprengels die Aufsicht haben sollte.

Nachdem die Stadtbehörden zu diesen Dienstgeschäften angewiesen waren, bestiegen die Konsuln die Rednerbühne, wo der Konsul Postumius vor einer Versammlung das Gebet nach der feierlichen Formel, welche die Obrigkeiten ihren Anreden an das Volk gewöhnlich voranschicken, verrichtete, und darauf also begann:

»Bei keiner Versammlung, ihr Quiriten, war diese feierliche Anrufung der Götter, nicht allein so schicklich, sondern auch so notwendig, weil sie euch zu Gemüte führte, daß es die Götter sind, deren Achtung, Verehrung und Anbetung eure Vorfahren verordnet haben; nicht aber jene, welche die durch verkehrte und ausländische Religionsübungen eingenommenen Sinne, wie unter Furienschlägen, zu jeder Freveltat und Gelüstung antreiben. Ich für meine Person weiß weder, wie viel ich verschweigen, noch wie weit ich mich auslassen soll. Verhele ich euch einen Teil, so möchte ich Sorglosigkeit veranlassen: decke ich alles auf, so fürchte ich, euch zu viel Schrecken zu verursachen. Was ich aber auch sagen werde, so müßt ihr doch wissen, daß es im Verhältnisse der Abscheulichkeit und Größe der Sache noch zu wenig gesagt ist. Nur hinreichende Verwarnung soll jetzt mein Bestreben sein.

Daß es schon längst in ganz Italien und jetzt auch in der ganzen Stadt an vielen Orten Bacchanalien gibt, habt ihr, wie ich mich überzeugt halte, nicht bloß durch die Sage, sondern auch durch das nächtliche Beckengeklapper und Geheul, das allenthalben in der Stadt ertönt, vernommen; nicht aber, was die Sache zu bedeuten habe. Einige von euch glauben etwa, es sei eine Art von Gottesdienst; andere, es sei eine erlaubte Posse und Belustigung, und gehe, was es auch sein möge, nur wenige an. Wenn ich euch also in Rücksicht auf ihre Menge erkläre, daß es viele tausend Menschen sind, so müßt ihr auf der Stelle darüber erschrecken, wenn ich nicht hinzusetzte, wer und von welcher Art sie sind.

Erstens also besteht ein großer Teil aus Weibern, und von ihnen rührt eigentlich das Übel her; zweitens sind es ganz weibliche Mannspersonen, Geschändete und Schänder, Nachtschwärmer, vom Weine, vom nächtlichen Getöse und Geheule betäubt. Noch hat die Rotte keine Stärke, aber sie erhält großen Zuwachs an Stärke, weil ihrer täglich mehrere werden. Eure Vorfahren haben, so wie ihr, sich es nie gestattet, auf den ersten besten Anlaß sich zusammenzu-

tun; nür dann kamen sie, wenn entweder nach Aussteckung der Fahne auf der Burg das Heer zu den Wahlversammlungen ausrückte, oder die Tribunen bei dem Bürgerstand eine Zusammenkunft bestellten, oder wenn jemand von der Obrigkeit eine Volksversammlung berief; und allenthalben, wo die Menge sich einfand, hielten sie auch einen gesetzmäßigen Aufseher der Menge für notwendig. Wie stellt ihr euch nun, erstens diese nächtlichen Rotten, und zweitens diese Vermischung von Weibern und Männern vor? Wenn ihr erfahret, in welchem Alter dort die Mannspersonen eingeweiht werden, so werdet ihr sie nicht bloß bemitleiden, sondern auch ihrer euch schämen. Quiriten, möchtet ihr Jünglinge, durch solch einen Schwur geweiht, zu Soldaten machen? möchtet ihr diesen aus dem Schandheiligtum genommenen Leuten die Waffen anvertrauen? diese, mit Sünden eigener und fremder Unzucht bedeckt, sollten für die Keuschheit eurer Weiber und Kinder das Schwert ziehen?

Es hätte jedoch weniger auf sich, wenn sie bloß durch Schandtaten verweibischt wären – diese Schande träfe größtenteils nur sie selbst – wenn sie nur auch ihre Hände von Freveltaten, ihr Herz von Tücken zurückgehalten hätten. Aber nie gab es im Staate ein Übel von dieser Größe, das mehr Personen, mehr Gegenstände umfaßte. Wisset, alles, was in diesen Jahren durch Unzucht, Bosheit und Frevel gesündigt ist, ging aus diesem einzigen Heiligtum hervor. Bis jetzt aber haben sie die Verbrechen, zu denen sie sich verschworen haben, nicht alle schon wirklich verübt. Bis jetzt sind es bloß Verschuldungen an einzelnen, auf welche die ruchlose Verschwörung, weil sie zur Unterdrückung des Staates noch nicht Stärke genug hat, sich beschränkt. Allein das Übel wächst und greift täglich um sich. Schon ist es größer, als daß Habe und Gut einzelner ihm genüge: es richtet seinen Blick auf den gesamten Staat.

Seid ihr nicht auf eurer Hut, ihr Quiriten, dann wird bald dieser bei Tage gehaltenen, gesetzmäßig vom Konsul berufenen Versammlung jene nächtliche gleich sein können. Jetzt fürchten sie einzeln eure Versammlung im Ganzen. Bad aber, wenn ihr in eure Häuser, auf eure Fluren euch zerstreut, und sie dann zusammentreten, dann werden sie über ihre Erhaltung und euer Verderben zu gleicher Zeit sich beraten: dann wird euch einzelnen ihre Gesamtheit furchtbar sein. Folglich muß ein jeder von euch wünschen, daß die Seinigen alle ihr Herz bewahrt haben. Hat aber Unkeuschheit, hat Wahnsinn einen von ihnen in jenen Strudel fortgerissen, dann sehe er ihn als Genossen jener an, mit denen er sich zu jeder Schandtats, zu jedem Frevel verschworen hat, nicht als den Seinigen.

Ja ich bin selbst im Hinblick auf euch nicht außer Sorge, daß nicht

einer oder der andere aus Irrtum strauchle. Denn nichts hat einen trüglicheren Schein, als falsche Religion. Wo der heilige Wille der Götter Freveltaten zum Deckmantel gegeben wird, da schleicht sich in unser Herz die Besorgnis, wir könnten durch Bestrafung menschlicher Trügereien zugleich etwas von göttlichen Rechten verletzen. Von dieser frommen Furcht befreien euch unzählige Verordnungen der Oberpriester. Senatsbeschlüsse und Bescheide der Opferschauer. Wie oft ist zu unserer Väter und Großväter Zeiten den Obrigkeiten der Auftrag gegeben worden, ausländischem Gottesdienste zu steuern, Opferern und Wahrsagern den Markt, die Rennbahn, die Stadt zu verbieten, wahrsagerische Bücher aufzusuchen und zu verbrennen, jede Lehrart des Opferdienstes, die sich nicht an römische Gebräuche hält, zu verbannen? Nach dem Urteile dieser, des gesamten göttlichen und menschlichen Rechts so kundigen Männer war nichts so wirksam, alle Gottesfurcht zu vertilgen, als wenn nicht nach vaterländischem, sondern nach ausländischem Brauche geopfert würde.

Dies glaubte ich euch im voraus sagen zu müssen, damit euch nicht etwa der Irrglaube beunruhigen möchte, wenn ihr uns die Bacchanalien zerstören und die schändlichen Rotten auseinander sprengen sähet. Das alles werden wir tun unter Begünstigung und Zustimmung der Götter, die – weil sie ungnädig darüber waren, daß ihre Heiligkeit durch Verbrechen und Unzucht befleckt wurde – diese aus ihrem geheimen Dunkel an das Licht hervorgezogen, und sie offenbar haben werden lassen, nicht daß sie ungestraft bleiben, sondern daß sie bestraft und unterdrückt werden sollten.

Der Senat hat die Untersuchung hierüber mir und meinem Amtsgenossen außerordentlich aufgetragen: wir werden, was uns selbst dabei obliegt, mit Eifer ausführen. Die Sorge für die Nachtwachen in der Stadt haben wir den Unterobrigkeiten aufgetragen. Auch euch geziemt es, was eure Obliegenheiten sind, da, wo jeder angestellt wird, und was ihm befohlen wird, mit Eifer auszurichten, und dahin zu sehen, daß nicht durch die Truglist der Schuldigen Gefahr oder Aufruhr entstehe.

Nun ließen die Konsuln die Senatsbeschlüsse vorlesen und setzten eine Belohnung für jeden Angeber aus, der ihnen einen der Schuldigen lieferte oder den Namen eines Abwesenden anzeigte: Wer als Genannter entflöhe, dem würden sie einen gewissen Tag bestimmen, und wenn er sich an diesem auf die Vorladung nicht meldete, ihn abwesend verurteilen. Würde jemand von denen, die jetzt außer dem Lande Italien sich befänden, genannt, so wollten sie ihm eine längere Frist gestatten, wenn er sich zur Verantwortung stellen wollte.

Darauf machten sie bekannt: Es solle niemand, um der Flucht willen etwas verkaufen oder kaufen: ferner solle niemand die Flüchtigen aufnehmen, verbergen oder irgend womit unterstützen.

Nach entlassener Versammlung war ganz Rom in großem Schrecken, und er beschränkte sich nicht auf die Ringmauern der Stadt oder auf ihr Gebiet, sondern allenthalben in ganz Italien, sowie Briefe von Gastfreunden mit der Nachricht von dem Senatsbeschlusse, von der gehaltenen Versammlung, von der Verordnung der Konsuln einliefen, geriet alles in Bewegung. Viele wollten in jener Nacht, welche dem Tage folgte, an dem die Entdeckung der Versammlung mitgeteilt war, entfliehen, wurden aber, weil Wachen um die Tore gestellt waren, von den Dreimännern ergriffen und zurückgebracht. Viele wurden namentlich angegeben. Einige darunter, Männer und Weiber, gaben sich den Tod. Über siebentausend Männer und Weiber hatten sich, wie es hieß, in diesen Geheimbund eingelassen. Die Häupter der Rotte aber waren – und dies wußte man – die beiden Atinier, Markus und Kajus, von der gemeinen Volksklasse zu Rom: Lucius Opiternius, ein Falisker, und Minius Cerrinius, der Kampaner; auch, daß alle Frevel und Schandtaten von ihnen herrührten; daß sie die Oberpriester und Stifter dieses Gottesdienstes waren. Man ließ es sich angelegen sein, sie, so bald als möglich, festzunehmen. Sie wurden vor die Konsuln gebracht, gestanden, was sie selbst betraf, und hielten den Gang der Untersuchung nicht auf.

Übrigens war das Flüchten aus der Stadt so groß geworden, daß die Prätores Titus Mänius und Markus Licinius, weil so manchem sein Klagrecht und seine Ansprüche verlorengingen, sich von Senats wegen genötigt sahen, alle Klagsachen auf dreißig Tage anzusetzen, bis die Konsuln die Untersuchungen beendet hätten. Eben dieses Ausbleiben der Angegebenen, die zu Rom weder sich stellten, noch hier aufgefunden wurden, nötigte die Konsuln, die Gerichtsorte zu bereisen, und hier Untersuchungen und Gericht zu halten.

Solche, die bloß eingeweiht waren, und bei der Eidesformel, die ihnen der Priester wörtlich vorsagte, zwar das Gelübde nachgebetet hatten, in welchem die ruchlose Vereinigung zu jeglicher Untat und Unzucht enthalten war, jedoch von allen den Schandtaten, wozu der Eid sie verpflichtete, keine weder an sich noch an andern ausgeübt hatten, diese behielt man in Haft: aber solche, die sich durch Schändungen oder Mordtaten entweiht, oder sich durch falsche Zeugnisse, nachgemachte Siegel, untergeschobene Testamente und andere Schelmenstücke entehrt hatten, diese bestrafte man mit dem Tode. Es wurden jedoch mehr hingerichtet, als in Fesseln gelegt: in

beiden Fällen war es eine beträchtliche Zahl Männer und Weiber. Die verurteilten Sünderinnen übergab man ihren Verwandten, oder denen, unter deren Aufsicht sie standen, damit diese selbst insgeheim die Strafe an ihnen vollziehen könnten; fand sich aber kein schicklicher Vollzieher ihrer Hinrichtung, so wurde jede öffentlich gestraft.

Nun bekamen die Konsuln den Auftrag, alle Bacchanalien zuerst in Rom, dann in ganz Italien, zu zerstören, ausgenommen wo sich etwa ein alter Altar oder ein geweihtes Götterbild befände. Dann wurde für die Zukunft durch einen Senatsbeschluß verordnet:

Es sollten weder in Rom, noch in Italien Bacchanalien sein. Glaube jemand, es sei eine solche Festfeier für ihn notwendig, und er könne sie ohne Gewissensangst und Versündigung nicht unterlassen, so möge er darüber bei dem Stadtprätor Anzeige tun, und der Prätor bei dem Senate anfragen. Würde ihm in einer Senatssitzung, die nicht unter hundert Mitglieder haben dürfe, die Erlaubnis erteilt; so könne er diesen Gottesdienst begehen, nur daß nicht über fünf Personen am Opfer teilnähmen, daß sie keine Gemeinkasse hätten, und niemand Vorsteher des Gottesdienstes oder Priester wäre.

Dann wurde ein anderer, hiezu gehöriger Senatsbeschluß, auf Antrag des Konsuls Quintus Marcus abgefaßt:

Daß über die, welche die Konsuln zu Anzeigern gehabt hätten, die Sache als noch unentschieden an den Senat gebracht werden sollte, wann Spurius Postumius nach beendigten Untersuchungen wieder in Rom einträfe.

Man beschloß, den Kampaner Minius Cerrinius zur Haft nach Ardea zu schicken, und den Obrigkeiten von Ardea andeuten zu lassen, daß sie ihn in genauerer Verwahrung halten sollten, damit er weder entfliehen, noch sich selbst entleiben könnte.

Spurius Postumius kam eine geraume Zeit darauf nach Rom. Auf seinen Antrag wurde über die Belohnung des Publius Aebutius und der Fecenia Hispala, durch deren Dienst die Bacchanalien angezeigt worden wären, ein Senatsbeschluß gefaßt, daß ihnen die Schatzmeister der Stadt aus der Staatskasse jedem hunderttausend Aß ausbezahlen sollten. Auch sollte der Konsul die Bürgertribunen dahin vermögen, so bald als möglich bei dem Bürgerstande darauf anzutragen, daß Publius Aebutius für ausgedient angesehen werde, und nicht widerwillig dienen und kein Censor ihm ein staatliches Pferd anweisen sollte. Auch sollte Fecenia Hispala ihr Vermögen weggeben oder vermindern, aus ihrem Stande herausheiraten, und sich selbst ihren Pfleger wählen dürfen, als hätte ihr dieses Recht der Mann im Testamente gegeben. Auch sollte sie sich an einen Freigebornen verheiraten dürfen, ohne daß es dem, der sie zur Frau nähme,

zum Vorwurfe oder zum Schimpfe gereiche. Auch sollten die Konsuln und Prätores, die jetzigen und die künftigen, dafür sorgen, daß sich niemand an dieser Person vergreife und daß sie Sicherheit habe. Dies sei des Sentas Wille, und er erkläre für billig, daß es also geschehe.

Dies alles wurde an den Bürgerstand gebracht, und nach dem Senatsbeschlusse vollzogen. Der übrigen Anzeiger Begnadigung und Belohnung wurde den Konsuln überlassen.

JULES MICHELET

Die schwarze Messe

Das Fest der Revolte – die Sabbate

I

Man muß *Sabbate* sagen. Dieses Wort hat offenbar im Laufe der Zeiten sehr verschiedene Dinge bezeichnet. Wir haben unglücklicherweise detaillierte Beschreibungen erst aus sehr später Zeit, nämlich aus der Epoche Heinrichs IV. (Die beste ist noch die von de Lancre, einem geistvollen Mann. Offensichtlich kennt er einige junge Hexen und weiß daher alles. Sein Sabbat ist nur leider mit grotesken Ausschmückungen im Geschmack seiner Epoche durchsetzt und überladen. Die Schilderungen des Jesuiten Del Rio und des Dominikaners Michaelis sind lächerliche Arbeiten zweier leichtgläubiger und einfältiger Pedanten. Bei Del Rio findet man ungezählte Plitituden und alberne Erfindungen. Im Ganzen aber gibt es doch manche wertvolle alte Spur, von der ich profitieren konnte.) Der Sabbat war damals nurmehr ein großer lüsterner Spaß unter dem Vorwand der Hexerei. Doch selbst in den Schilderungen einer so heruntergekommenen Form bezeugen bestimmte uralte Elemente die einzelnen Epochen und verschiedenen Formen, die sie durchlaufen hat.

Man kann von der sicheren Annahme ausgehen, daß der Leibeigene durch viele Jahrhunderte das Leben des Wolfes und des Fuchses geführt hat, daß er ein Tier der Nacht war. Ich will damit sagen, daß er am Tage so wenig wie möglich tat und nur in der Nacht wirklich lebte.

Noch bis zum Jahre 1000, als sich das Volk seine Heiligen und seine Legenden schuf, war das Leben am Tage nicht ohne Inhalt. Seine nächtlichen Sabbate sind nur ein letzter Überrest des Heidentums. Es ehrt und fürchtet den Mond, der die Ernte beeinflusst. Alte Frauen sind ihm ergeben und entzünden kleine Kerzen für *Dianom* (Diana-Luna-Hekate). Immer noch verfolgt der Lupercalio (Pan, Faunus) die Frauen und Kinder unter einer Maske, dem schwarzen Gesicht des Geistes Hallequin (Harlekin). Man feiert noch genauso das *pervigilium Veneris* am 1. Mai. Man tötet am Johannistag den Ziegenbock des Priapus-Bacchus Sabbasius, um die Sabbasien zu feiern. Und keinerlei Spott ist darin. Es ist ein unschuldiger Karnevalsspaß des Leibeigenen.

Doch um das Jahr 1000 war die Kirche ihm durch die Verschiedenheit der Sprachen so gut wie verschlossen. Um 1100 werden ihm die Feiern verständlich. Von den Mysterien, die man unter den Kirchenportalen spielt, bleibt die komische Seite am einprägsamsten, der Ochse und der Esel etc. Er macht sich Lieder dazu, die allmählich Sportlieder werden (die wahre Sabbat-Literatur). Soll man glauben, daß die großen und schrecklichen Aufstände des zwölften Jahrhunderts ohne Einfluß waren auf diese Mysterienspiele und dieses nächtliche Leben des *Wolfs*, des *Hergelaufenen*, des *Freiwilds*, wie die grausamen Fürsten die Bauern nannten? Die Revolten konnten oft sehr gut von den nächtlichen Festen ausgehen. Die großen Verbrüderungsfeste aufrührerischer Fronbauern, bei denen man das Blut des anderen trank und Erde als Hostie aß, wie bei der Schlacht von Courtrai, konnten beim Sabbat gefeiert werden. Die Marseillaise jener Zeit, die man eher nachts als am Tage sang, ist vielleicht ein Sabbat-Gesang:

Wir sind wie sie!

Unser Herz ist ebenso groß wie das ihre!

Wir können ebenso viel ertragen wie sie!

Um 1200 aber tritt Grabesstille ein. Der Papst thront über ihnen und der König, und beide haben den Menschen unter ihrer riesigen Last erdrückt. Hat er noch sein nächtliches Leben? Jetzt um so mehr. Die alten heidnischen Tänze müssen noch wilder gewesen sein. Die Neger der Antillen gehen nach einem entsetzlich heißen Tag halbtot vor Erschöpfung noch meilenweit, um zu tanzen. Ebenso der Leibeigene jener Zeit. Doch unter die Tänze mußten sich rachlustiger Spott, satirische Farcen, Verhöhnung und Verspottung des Herren und des Priesters mischen. Eine ganze Literatur der Nacht, die kein Wort von der des Tages kannte und kaum etwas von den bürgerlichen Erzählungen.

Hierin liegt der Sinn der Sabbatfeiern vor 1300. Damit sie die erstaunliche Form eines dem Gott jener Zeit erklärten Krieges annehmen konnten, bedurfte es noch viel mehr, nämlich zweier Dinge: nicht nur daß man bis in den Abgrund tiefster Verzweiflung geriet, sondern auch aller Respekt mußte verlorengehen.

Das geschieht erst im vierzehnten Jahrhundert, als der Papst in Avignon residiert, während des Großen Schismas, als die Kirche zwei Köpfe zeigte und nicht mehr Kirche zu sein schien, als der gesamte Adel und der König als ängstliche Gefangene der Engländer das Volk knebelten, um ihnen das Lösegeld abzupressen. Die Sab-

batfeiern haben nun die grandiose und schreckliche Form der *Schwarzen Messe*, des verkehrten Gottesdienstes; bei der Jesus verhöhrt und – wenn möglich – um seine Vernichtung gebetet wurde. Dieses teuflische Drama war im dreizehnten Jahrhundert noch nicht möglich, ohne Angst und Schrecken zu erzeugen. Und später, im fünfzehnten Jahrhundert, als man selbst gegen Schmerzen abgestumpft war, hätte der Funke nicht gezündet. Man hätte eine solche ungeheuerliche Schöpfung nicht gewagt. Sie gehört ins Zeitalter Dantes.

Es war ein plötzlich Aufflammen, es war die Explosion einer genialischen Furie, die die Gottlosigkeit bis zum Ausbruch des Volkzorns steigerte. Um zu begreifen, welcher Art diese Revolte war, muß man sich daran erinnern, daß dieses Volk durch den Klerus selbst zum Glauben an und Vertrauen in Wunder erzogen und weit davon entfernt war, sich die Beständigkeit der göttlichen Gesetze vorstellen zu können, und durch Jahrhunderte ein Wunder erwartet hatte, es herbeisehnte. Es war aber nie geschehen. Es rief vergeblich nach ihm am verzweifelten Tag seiner höchsten Not. Der Himmel erschien ihm daher als Verbündeter seiner grausamen Unterdrücker, ja selbst als grausamer Peiniger. Von dort kommt die Schwarze Messe und der Bauernaufstand.

Innerhalb des dehnbaren Rahmens der Schwarzen Messe konnten sich nun tausend verschiedene Einzelzüge entwickeln; und doch ist sie fest durchkonstruiert und – wie ich glaube – aus einem Stück.

Ich habe das Schauspiel in meiner *Histoire de France* von 1857 wiederentdeckt. Ich habe ohne Schwierigkeiten seine vier Akte rekonstruiert. Nur habe ich ihm damals zu viele seiner grotesken Zutaten, die der Sabbat in neuerer Zeit erhielt, gelassen und habe nicht genügend präzisiert, worin die alte dunkle und schreckliche Urform besteht.

Diese Form reicht durch einige schreckliche Züge in eine graue Vorzeit zurück – aber durch die führende Rolle, die die Frau darin spielt – gehört sie ebenso in das vierzehnte Jahrhundert.

Es ist eine Besonderheit dieses Jahrhunderts, daß die Frau, obwohl in jeder Weise unfrei, jene Zeit beherrscht. Und zwar auf unzählige Arten. Sie erbt die Lehen und bringt dem König Reiche als Mitgift. Sie herrscht hier unten und noch mehr im Himmel. Der Hl. Franziskus und der Hl. Dominikus sahen in ihrem Busen die drei Welten. In der Unerschöpflichkeit ihrer Schönheit nährt sie die Sünde; was sage ich? – hilft sie zu sündigen (man lese die Legende von der Nonne, deren Platz im Chor die Jungfrau einnahm, damit jene zu ihrem Geliebten eilen konnte).

Ganz oben und tief unten: die Frau. – Beatrice ist im Himmel unter den Sternen, während Jean de Meung im »Rosenroman« die Frauengemeinschaft predigt. – Rein oder beschmutzt, überall die Frau: Man kann von ihr sagen, was Raimundus Lullus von Gott sagte: »Welcher Teil der Welt ist er? – Das Ganze.«

Aber im Himmel und in der Dichtung ist die Frau nicht die fruchtbare Mutter, die Hüterin der Kinder. Sie ist die Jungfrau, die sterile Beatrice, die jung stirbt.

Ein schönes englisches Fräulein kam, wie man erzählt, um 1300 nach Frankreich, um die Erlösung der Frauen zu predigen. Sie hielt sich selbst für den Messias.

Die Schwarze Messe scheint in erster Linie die Erlösung der durch das Christentum verdamnten Ära zu sein. Die Frau spielt beim Sabbat alle Rollen. Sie ist Priesterin, sie ist Altar, sie ist Hostie, mit der das gesamte Volk kommuniziert. Ist sie im Grunde nicht Gott selbst?

Es gibt dort viele volkstümliche Elemente; und doch stammt nicht alles vom Volk. Dem Bauern imponiert nur die Kraft, und er hält deshalb nicht viel von der Frau. Man sieht ihn ja zu oft in alten Gewohnheiten befangen. Er hätte der Frau die herrschende Rolle, die sie dort spielt, nicht zugebilligt. Sie selbst hat sie sich erobert.

Ich glaube fest, daß der Sabbat in der alten Form ein Werk der Frau ist, einer verzweifelten Frau, wie es die Hexe einst war. Sie sieht im vierzehnten Jahrhundert ein grauenhaftes Schicksal vor sich, Qualen und über dreihundert, vierhundert Jahre das Feuer des Scheiterhaufen. Ab 1300 wird ihre Heilkunst als Hexerei verurteilt, ihre Arzneien als Gift verdammt. Die harmlose Zauberei, mit der Aussätzige ihr Los lindern zu können glaubten, führt zum Massaker an diesen Unglücklichen. Papst Johannes XXII. läßt einem Bischof, der der Zauberei verdächtig war, bei lebendigem Leibe die Haut abziehen. Unter einer so blindwütigen Unterdrückung heißt wenig oder viel wagen, alles wagen. Die Kühnheit wächst noch mit der Gefahr. Die Hexe kann alles aufs Spiel setzen.

Brüderlichkeit der Menschen, Herausforderung an den christlichen Himmel, unnatürlicher Kult der göttlichen Natur – das ist der Sinn der Schwarzen Messe.

Der Altar war dem großen Rebellen bereitet. *Dem, dem man Unrecht zugefügt hat*, »dem alten Verbannten, ungerechterweise aus dem Himmel gejagt, dem Geist, der die Erde erschaffen hat, dem Herren, der die Pflanzen keimen läßt«. Mit diesen Namen ehrten ihn die Luziferiker, die Verehrer Luzifers und (nach einer glaubhaften Ansicht) die Tempelritter.

Das große Wunder in diesen elenden Zeiten war, daß man bei dem nächtlichen Mahl die Brüderlichkeit erlebte, die man am Tage nicht gefunden hätte. Die Hexe ließ, nicht ohne Gefahr, die Begüterten ihren Teil dazu beitragen und sammelte ihre Spenden. Mildtätigkeit unter satanischem Vorzeichen war zwar Verbrechen und Verschwörung, eine Form der Rebellion, und hatte dennoch große Wirkung. Man stahl am Tage seine Mahlzeiten für das gemeinsame Mahl der Nacht.

Man stelle sich auf einer großen öden Heidelandschaft, oft bei einem alten keltischen Hüengrab, an einem Waldrand eine zweifache Szene vor: auf der einen Seite die mondbeschienene Heide, das große Gastmahl des Volkes; – auf der anderen, dem Walde zu, der Chor dieser Kirche, deren Kuppel der Himmel ist. Ich nenne eine kleine Anhöhe einen Chor. Und dazwischen die harzigen Feuer mit gelben Flammen und roter Glut und geheimnisvollem Rauch. Mitendrin richtete die Hexe ihren Satan auf, ein großes hölzernes Bild, schwarz und zottig. Durch die Hörner und den Bock neben ihm hätte es Bacchus sein können, aber mit den männlichen Attributen war es Pan und Priapus. Eine dunkle Gestalt, die jeder anders sah, die einen erkannten nur Schrecken darin, andere waren von seinem melancholischen Stolz ergriffen, aus dem die Züge des ewig Verbannten sprachen. (So sieht es Del Rio, der Spanier, aber ich glaube, dies ist nicht ausschließlich spanisch. Es handelt sich um alte Elemente, von vorzeitlichen Einflüssen gezeichnet. Die Narrenschwänke kommen erst später.)

Erster Akt. – Der großartige *Introitus*, den das Christentum von der Antike übernahm (jene Zeremonien, bei denen das Volk in langer Reihe durch Säulenreihen schritt und ins Heiligtum eintrat) – der alte, wiedergekehrte Gott nahm ihn wieder auf. Sogar das *lavabo*, den heidnischen Reinigungszeremonien entlehnt. Er beanspruchte all das mit dem Recht des Älteren.

Seine Priesterin ist immer noch die *Alte* (als Ehrenname), aber sie kann sehr gut auch jung sein. De Lancre spricht z. B. von einer siebenjährigen hübschen und unsagbar grausamen Hexe.

Die Braut des Teufels darf kein Kind mehr sein; sie muß wenigstens dreißig Jahre alt sein, mit dem Zügen einer Medea, der Schönheit des Schmerzes, unergründlichen Augen, voller Tragik und Fieber, und Haaren, die ihr wie Schlangen unbezähmbar und schwarz manchmal über das Gesicht herabfallen und darüber vielleicht ein Kranz von Eisenkraut, von Grabefeu oder Totenveilchen. Sie schickt die Kinder fort bis zum Gastmahl. Der Gottesdienst beginnt.

»Ich trete vor diesen Altar . . . Doch, Herr rette mich vor dem Perfiden und Gewalttätigen der Priester und der Fürsten.« Zuerst folgt nur die Verleugnung Jesu, die Huldigung an den neuen Meister, der Lehnskuß, wie bei der Aufnahmezeremonie der Templer, wo man ihn ohne Vorbehalt, willenlos ohne Scham und Würde gibt, mit der beleidigenden Bekräftigung bei der Absage an den alten Gott, daß man »den Hintern Satans mehr liebe«.*

Nun ist es an ihm, seine Priesterin zu weihen. Der hölzerne Gott empfängt sie wie einst Pan und Priapus. Genau wie bei den heidnischen Zeremonien gibt sie sich ihm hin, sie sitzt auf ihm wie einst die delphische Priesterin auf dem Dreifuß Apollos. Sie erhält seinen Atem, seine Seele, sein Leben, eine vorgespiegelte Befruchtung. Dann – nicht weniger feierlich – reinigt sie sich und ist von da ab ein lebendiger Altar.

Der *Introitus* ist vorüber, der Gottesdienst wird für das Gelage unterbrochen. Im Gegensatz zu den Festen der Adligen, wo jeder sein Schwert zur Seite hat, gibt es hier bei diesem Mahl der Brüder keine Waffen, nicht einmal ein Messer.

Als Friedenswächter hat jeder eine Frau. Ohne Frau wird man nicht zugelassen. Verwandte oder nicht, Ehefrau oder nicht, alt oder jung, eine Frau muß dabei sein.

Welche Getränke gehen reihum? Met? Bier? Wein? der schwere Apfelwein oder der Birnenmost? (Beide gibt es seit dem zwölften Jahrhundert.)

Gab es schon die berausenden Zaubetränke mit ihren gefährlichen Belladonna-Beimischungen? Sicherlich nicht. Kinder waren anwesend und außerdem hätte ein zu großer Rausch den Tanz gestört.

Dieser Tanz, ein Rundtanz, der berühmte Hexentanz, der Sabbatreiben, reichte sehr wohl aus, den Rausch vollständig zu machen. Sie drehten sich, einander die Rücken zugekehrt, die Arme nach hinten gestreckt, ohne sich anzusehen; aber oft berührten sich die Rücken. Langsam vergaß jeder, wer er war, und auch wer neben ihm tanzte. Die Alte war jetzt nicht mehr alt. Ein Wunder Satans. Sie war wieder Frau, begehrtestenswert und geliebt.

Zweiter Akt. – In dem Augenblick, da sich die Menge zu diesem Freudentaumel vereinigt, fühlt sie sich als ein Leib, sowohl durch die Anziehungskraft der Frauen als auch durch ein nicht näher zu beschreibendes Brüderlichkeitsgefühl. Nun setzt man die Messe mit

* Auf den unteren Teil des Rückens hing man ihm eine Maske, ein zweites Gesicht. De Lancre, »De l'Inconstance«.

dem *Gloria* fort. Der Altar und die Hostie erscheinen. Aber welche? Die Frau selbst. Mit ihrem hingestreckten Körper, ihrer Erniedrigung, der schwarzen Seide ihrer Haare, hingestreckt im Staub, bringt sie (die stolze Proserpina) selbst sich dar. Auf ihrem Leib liest ein Dämon die Messe, spricht das *Credo* und bringt das Opfer dar. (Dieser wichtige Punkt, daß die Frau selbst der Altar war und daß man auf ihr die Messe las, ist durch den Prozeß der Voisin überliefert, deren Unterlagen Ravaisson d. Ä. mit anderen Papieren aus der Bastille veröffentlichte. Bei diesen neueren Nachahmungen des Sabbats, die man zum Vergnügen der Höflinge Ludwigs XIV. unternahm, wiederholte man zweifellos die alten und klassischen Formen des ursprünglichen Sabbats, selbst in jenen Einzelheiten, die in der Zwischenzeit aufgegeben wurden.)

Später wurde es unzüchtig. Aber jetzt in der allgemeinen Not des vierzehnten Jahrhunderts, in den schrecklichen Zeiten der schwarzen Pest und der vielen Hungersnöte, der Bauernaufstände, der Wegelagerei, der großen Räuberbanden – für dieses ständig gefährdete Volk war die Angelegenheit mehr als ernst. Die gesamte Versammlung hatte im Falle einer Entdeckung viel zu fürchten. Die Hexe riskierte das Äußerste und wägte bei dieser kühnen Tat wirklich ihr Leben. Ja noch mehr, sie sah einer Hölle von Schmerzen entgegen, Qualen, die man kaum zu nennen wagt. Geschlagen und gemartert, die Brüste abgeschnitten, die Haut langsam abgezogen (wie man es mit dem der Hexerei verdächtigten Bischof von Cahors tat), über kleinen Kohlenfeuern geröstet und Glied für Glied ein unendlich langer Todeskampf.

Sicher waren alle ergriffen, als man über der sich aufopfernden erniedrigten Kreatur das Gebet sprach und das Erntepfer. Man bot Korn dem *Geist der Erde*, der das Korn wachsen ließ. Davonfliegende Vögel trugen die Seufzer und Wünsche der Unterdrückten zum *Gott der Freiheit*. Wofür beteten sie? Daß wir anderen, ihre späten Nachkommen, frei sein würden.

(Dieses Zauberpfer des Kornes und der Vögel gibt es nur in Frankreich. In Lothringen und zweifellos auch in Deutschland opferte man schwarze Tiere: eine schwarze Katze, einen schwarzen Ziegenbock, einen schwarzen Stier.)

Was für eine Hostie verteilte sie? Nicht die Spothostie, die wir zur Zeit Heinrichs IV. sehen, sondern wahrscheinlich jene *confarreatio*, die wir in den Zaubetränken finden, die Liebesthostie, einen auf ihrem Leib geformten Kuchen, auf dem Opfer, das bald selbst den Flammen übergeben werden konnte. Es war ihr Leben, ihr Tod, was man aß. Man roch dabei schon ihr verbranntes Fleisch.

Zuletzt legte man zwei Opfertgaben auf ihren Leib, die aus Fleisch schienen, zwei Bilder, das des *letzten Toten* der Gemeinde und das des *letzten Neugeborenen*. Sie nahmen Teil am Verdienst der Frau als Altar und Hostie und die Versammlung vereinigte sich im übertragenen Sinne mit ihr. – Dreifache Hostie, allmenschlich. Im dunklen Schatten Satans verehrte das Volk nur das Volk.

Dies war das wahre Opfer. Es war vollbracht. Die Frau, die sich der Menge als Speise hingegeben hatte, hatte ihr Werk vollendet. Sie erhob sich wieder, doch verließ sie den Platz nicht, bevor sie sich nicht stolz aufgerichtet hatte, und wie um die Legitimität all ihres Tuns zu bestätigen, den Blitz herbeirief, eine provozierende Herausforderung an den entthronten Gott.

Als Verhöhnung folgten die Worte: *Agnus dei*, usw. und das Zerbrechen der christlichen Hostie, dann ließ sie eine ausgeschlachtete Kröte herbeibringen und zerteilte sie. Sie rollte schrecklich mit den Augen, wandte sich zum Himmel und während sie der Kröte den Kopf abschnitt, sprach sie die sonderbaren Worte: »Ah, *Philipp*, wenn ich dich hätte, würde ich es ebenso mit dir tun.« (Warum de Lancre den Namen »Philipp« nennt, weiß ich nicht. Vielleicht als Fluch auf Philipp von Valois, den Urheber des Hundertjährigen Krieges...)

Da Jesus nichts auf diese Herausforderung sagte und keinen Blitz sandte, glaubte man ihn besiegt. Die bewegliche Truppe der Dämonen nutzte diesen Augenblick, um das Volk mit kleinen Wundern in Erstaunen zu setzen, die die Leichtgläubigen ergriffen und erschreckten. Die Kröten, harmlose Tiere, die man aber für sehr giftig hielt, wurden von ihnen zerbissen und mit den bloßen Zähnen zerfleischt. Man sprang ungestraft über die großen Feuer und die Glut, um die Menge zu amüsieren und sie über die Höllenfeuer lachen zu machen.

Lachte das Volk nach einem so tragischen und kühnen Akt? Ich weiß es nicht. Sic, die erste, die es wagte, sie lachte sicher nicht. Diese Feuer mußten ihr als die des kommenden Scheiterhaufens erscheinen. Es war an ihr, das kommende Königreich des Teufels vorauszu sehen und die Hexe der Zukunft zu erschaffen.

II

Die Menge ist befreit, beruhigt. Der Leibeigene, einen Augenblick frei, ist König für einige Stunden. Schon ändert sich der Himmel, die Sterne weichen. Im Nu versetzt sie der strenge Morgen wieder in die

Sklaverei, unter das Auge des Feindes, in den Schatten eines Schlosses, einer Kirche, zu monotoner Arbeit, der ewigen Mühsal durch zwei Glocken bestimmt. Die eine sagt: *Immer* und die andere: *Niemals*. Beide demütig und dunkel, scheinen schon in ihm selbst zu schlagen.

Wenn sie wenigstens diesen kurzen Augenblick haben. Daß jeder der Entrechteten einmal glücklich wäre und hier seinen Traum erfüllt fände!... Welches Herz, wie unglücklich, wie erniedrigt auch immer, das nicht manchmal träumte, nicht jene törichte Lust hätte: »Wenn mir das doch auch einmal passierte?«

Die einzigen detaillierten Beschreibungen stammen, wie gesagt, aus neuerer Zeit, einer Zeit des Friedens und des Glücks, aus den letzten Jahren Heinrichs IV., als Frankreich in Blüte stand. Jahre des Wohlstandes und des Überflusses, ganz verschieden von der dunklen Zeit, als man zum Sabbat zusammenkam.

Es liegt nicht an de Lancre und den anderen, wenn wir uns den dritten Akt nicht wie die Kirmess von Rubens vorstellen, als wilde Orgie, als großen Maskenball, der jede Vereinigung erlaubte, besonders unter nahen Verwandten. Nach diesen Autoren, die nur Abscheu erregen und Furcht einflößen wollen, war das Hauptziel des Sabbats nach der erklärten Lehre Satans der Inzest und bei den großen Zusammenkünften (manchmal mehr als 12 000 Seelen) wären die schändlichen Handlungen vor den Augen aller vollzogen worden.

Das ist schwer zu glauben. Die gleichen Autoren sprechen von anderen Dingen, die noch widerspruchsvoller sind als dieser Zynismus. Sie berichten, daß man zu Paaren dorthin kam, daß man sich nur zu zweit zum Mahl setzte, und selbst wenn jemand allein kam, wurde ihm ein junger Dämon zugeteilt, ihn zu führen und ihm die Ehren des Festes zu erweisen. Sie schreiben, daß auch eifersüchtige Verliebte sich nicht scheuten, hinzugehen und ihre neugierige Schöne mitzubringen.

Man sieht auch, daß die meisten mit ihren Familien kamen, mit den Kindern. Man schickte sie nur zum ersten Akt fort und nicht während des Gastmahls und der Messe, nicht einmal während des dritten Aktes. Das beweist, daß eine gewisse Sittsamkeit herrschte. Und schließlich war die Szene zweifach: Die Familien blieben auf der erleuchteten Lichtung. Nur hinter dem fantastischen Vorhang des harzigen Rauches begann dunkleres Gelände, wohin man sich zurückziehen konnte.

Die feindseligen Richter und Inquisitoren mußten zugeben, daß dabei ein großes Gefühl der Milde und des Friedens herrschte.

Nichts von den drei so schockierenden Dingen der Gelage der Adligen. Keine Waffen, keine Duelle, keine blutbefleckten Tische. Keine galanten Perfidien, um den engsten Freund lächerlich zu machen. Die widerliche Verbrüderungsweise der Tempelritter, was man auch immer darüber sagen mag, war unbekannt und überflüssig; beim Sabbat war die Frau alles...

Die Morgendämmerung naht. Jeden Augenblick wird die Stunde schlagen, die die Geister in die Flucht jagt. Die Hexe fühlt, wie die traurigen Blumen an ihrer Stirn trocknen. Sie sagt ihrem Königreich, vielleicht ihrem Leben Adieu! Was geschähe, wenn sie der Tag dort noch fände?

Was wird sie mit Satan machen? Flamme? Asche? Er verlangt nicht mehr. Der Listenreiche weiß wohl, daß das Sterben das einzige Mittel ist, um wiedergeboren zu werden.

Wird der mächtige Beschwörer der Toten sterben? Er, der allein den Traurigen hier unter Freude spendet, die verlorene Liebe wiedergibt und die herrlichen Träume? Oh nein, er wird sicher weiterleben.

Wird der mächtige Geist sterben, der die verfluchte Schöpfung wieder aufnahm und an sein Herz drückte, die unterdrückte Natur, die die Kirche aus ihrem Reich verstieß, wie man ein schmutziges Kind wegschickt? Das kann nicht sein.

Wird er sterben, der einzige Arzt des Mittelalters, des kranken Alters, er, der es durch seine Gifte rettete und ihm zurief »Lebe doch, Törichter!«?

Da er sicher ist zu leben, der Spötter, stirbt er, wann er mag. Er macht sich unsichtbar und läßt sein schönes Bocksfell brennen und entschwindet in der Flamme, in der Morgendämmerung.

Aber *Sie*, die den Satan hervorbrachte, die alles schuf, das Gute wie das Böse, deren Einfluß sich auf so vieles erstreckte, auf Liebe und Ergebenheit, auf Verbrechen...! Was wird aus ihr? Jetzt ist sie allein auf der verödeten Heide.

Sie ist nicht mehr, wie vordem gesagt, der Schrecken aller. Viele segnen sie. (De Lancre spricht von geliebten und bewunderten Hexen.) Mehr als einer war von ihrer Schönheit angetan, mehr als einer würde seinen Teil des Paradieses verkaufen, um sich ihr nähern zu dürfen. Aber rings um sie klafft ein Abgrund, man bewundert sie zu sehr und hat zugleich zu viel Furcht vor ihr, der allmächtigen Medea, mit ihren schönen unergründlichen Augen und den wollüstigen Schlangenhaaren, die ihren Kopf umfließen.

Auf immer einsam. Auf immer ohne Liebe! Was bleibt ihr? Nur der Geist, der sich eben entfernte.

»Nun gut, mein lieber Satan, gehen wir... Ich habe große Eile, dort unten zu sein. Die Hölle ist mehr wert, lebe wohl Welt!«

Diejenige, die dieses grausame Stück zum erstenmal spielte, sollte es nicht lange überleben. Satan gehorchte und hatte ganz nahe ein riesenhaftes schwarzes Pferd gesattelt, aus dessen Nüstern Feuer sprühte – Sie sprang in den Sattel...

Blicke folgten ihr. Die guten Leute fragten sich ängstlich: »Was wird aus ihr?«

Im Davoneilen lachte sie, es war ein grauenvolles Lachen. Man möchte es gern wissen, aber man wird nicht erfahren, was aus der Armen wurde.

Brief des Bischofs von Nantes

29. Juli 1440

Nachricht über die geheime kirchliche Untersuchung und Erklärung der Schändlichkeit Gilles des Rais'.

Wir, Jean, Bischof von Nantes durch die Güte Gottes und die Gnade des apostolischen Heiligen Stuhles, erteilen den Segen Unseres Herrn allen, die diese vorliegenden Briefe sehen werden, und bitten darum, ihnen Glauben zu schenken.

Wir geben in diesen Briefen bekannt, daß uns beim Besuch der Gemeinde Sainte-Marie zu Nantes, in welcher der unten bezeichnete Gilles de Rais oft in dem gemeinhin La Suze genannten Hause residiert und Mitglied der besagten Kirche sowie Besucher anderer unten bezeichneter Gemeindekirchen ist, zunächst wiederholt Gerüchte, sodann die Klagen und Erklärungen guter und anständiger Personen zu Ohren gekommen sind, nämlich von Agathe, Frau des Denis de Lemion; von der Witwe des verstorbenen Regnaud Donete aus der Gemeinde Notre-Dame; von Jeanne, der Witwe des Guibelet Delit aus Saint-Denis; von Jean Hubert und seiner Frau aus Saint-Vincent; von Marthe, der Witwe des verstorbenen Éonnet Kerguen aus Sainte-Croix-de-Nantes; von Jeanne, der Frau des Jean Darel aus Saint-Similien bei Nantes und von Tiphaine, der Frau des Éonnet Le Charpentier aus Saint Clément-hors-les-murs in Nantes, die alle Mitglieder genannter Kirchen sind und von den Synodalzeugen genannter Kirchen und anderen guten, anständigen und glaubwürdigen Personen unterstützt werden.

Wir haben sie, wie es unserem Amte ziemt, beim Besuch dieser selben Kirchen sorgfältig prüfen lassen und aus ihren Zeugenaussagen unter anderen Dingen erfahren, daß der Edelmann Messire Gilles de Rais, Ritter, Seigneur besagter Ortschaft und Baron unser Untertan und unserer Gerichtsbarkeit unterstehend, mit einigen seiner Komplizen auf verabscheuenswerte Weise mehrere unschuldige Knaben erwürgt, getötet und massakriert hat, mit diesen Kindern widernatürliche Unzucht trieb, oft greuliche Beschwörungen von Dämonen veranstaltete oder veranstalten ließ, denen er opferte und mit denen er Pakte schloß, und daß er andere ungeheure Verbrechen innerhalb der Grenzen unserer Gerichtsbarkeit verübt hat; und

durch die Untersuchungen unserer Kommissare und Sachwalter haben wir erfahren, daß besagter Gilles die oben erwähnten Verbrechen und andere Ausschweifungen in unserer Diözese wie in mehreren anderen Ortschaften begangen und verübt hat.

Aufgrund dieser Delikte stand und steht Gilles de Rais noch in Verruf bei bedeutenden und ehrwürdigen Personen. Und auf daß keiner in diesem Punkte einen Zweifel haben könne, haben wir die vorliegenden Briefe verfügt und sie mit unserem Siegel schließen lassen.

Gegeben zu Nantes, am 29. Juli 1440.

Im Namen des Seigneur Bischofs von Nantes
(unterzeichnet:) J. Petit

Die Anklageakte

13. Oktober 1440

Artikel I-XIV behandeln die Zuständigkeit der Richter.

XV. Item, in Anbetracht dessen, was zunächst die Gerüchte besagten, dann die im geheimen von Hochwürden Bischof von Nantes in seiner Stadt und in seiner Diözese sowie gleichzeitig von seinen Kommissaren, die von der apostolischen Autorität abgesandt waren, im Verlaufe ihres Hirtenbesuchs, sowie von oben genanntem öffentlichen Ankläger am geistlichen Gerichtshof von Nantes im Namen von Hochwürden durchgeführten Untersuchungen in den weiter unten dargestellten Fällen, Verbrechen und Delikten, die die geistliche Gerichtsbarkeit betreffen; aber auch in Anbetracht der mit Klagen, schmerzenseich und in Tränen wiederholten, vorhergehenden Anzeigen mehrerer Personen beiderlei Geschlechts in der Stadt wie in der Diözese Nantes, die über den Verlust und die Ermordung ihrer Kinder, Knaben und Mädchen, klagten und versicherten, daß diese nämlichen Knaben und Mädchen von besagtem Angeklagten Gilles de Rais, von Gilles de Sillé, Roger de Briqueville, Henriet Griart, Étienne Corillaut (genannt Poitou), André Buchet, Jean Rossignol, Robin Romulart, einem gewissen Spadine und Hicquet de Brémont, Vertrautem und gewöhnlich Tischgenossen des Ange-

klagten Gilles de Rais, gefangen worden, und daß diese Kinder von ihnen auf unmenschliche Weise gewürgt, getötet, dann zerstückelt und verbrannt und im übrigen auf schändliche Weise gequält worden seien; daß besagter Angeklagter Gilles de Rais die Leichen dieser Kinder in verdammenswerter Weise bösen Geistern geopfert habe, und daß Gilles mit besagten Kindern, Knaben wie Mädchen, einmal während sie noch lebten, ein andermal nach ihrem Tode, und zuweilen während sie starben, in gräßlicher und niedriger Weise die Sünde der widernatürlichen Unzucht getrieben habe, wobei er bei den Mädchen die natürliche Leibesöffnung verschmähte: besagter Ankläger führt aus, daß aller Wahrscheinlichkeit nach seit etwa vierzehn Jahren, alle Jahre, alle Monate, alle Tage, alle Nächte und alle Stunden dieser vierzehn Jahre unter der Herrschaft von Papst Martin, des fünften seines Namens, der oben genannte Gilles de Rais, vom bösen Geist besessen und sein Heil vergessend, viele Kinder, Knaben und Mädchen gefangen, getötet und gewürgt hat; daß diese sowohl von ihm als auch von den oben genannten Gilles de Sillé, Henriet Griart, Étienne Corrillaut alias Poitou gefangen, getötet und gewürgt worden seien, und daß er die Leichen dieser Kinder verbrannte, einäscherte und an abgelegene und geheime Orte brachte oder bringen ließ; daß er mit diesen Kindern die widernatürliche Sünde der Sodomie begangen und sie in schimpflicher Weise mißbraucht habe.

XVI. Item, zur Erläuterung des vorigen Artikels erklärt besagter Ankläger, daß es den Anbetern Christi, deren Wunsch es ist, zu einer Engelsgemeinschaft vereint zu werden, nicht erlaubt sei, sich der Wollust zu ergeben, da sie ein für allemal durch Taufe und Bekenntnis zum katholischen Glauben Gott geweiht sind, noch dürfen sie ihre Augen und Sinne auf Eitelkeiten und Narrheiten dieser Welt richten; vielmehr ziemt es ihnen, ihre Hoffnung in den Herrn und in die Betrachtung seines Antlitzes mit ihrem ganzen Herzen und Geist zu setzen, und ihren Blick daran zu sättigen, wie der Prophet David, Zeuge Gottes, es sagt: »Glücklich ist der Mensch, der seine Hoffnung in den Herrn setzt und sich nicht an die Eitelkeiten und Narreteien dieser Welt verliert!« Und wiederum der nämliche David sagt laut und mahnend: »Menschensöhne, wie weit wird die Härte eurer Herzen gehen in der Huldigung der Eitelkeit und der Sucht nach Lüge?«; oben erwähnter Gilles de Rais indessen, der die Sakramente der Taufe und der Kommunion wie jeder wahre Christ erhalten hat, und der, indem er sie empfang, auf den Teufel, seine Verlockungen und seine Werke verzichtete, ist aber jenem verfallen, dem

er entsagen sollte. Und vor mehr oder weniger als fünf Jahren ließ er in einem unteren Saal des Schlosses Tiffauges in der Diözese Maillezais, das seiner Frau gehört, von gewissen Meistern wie François Prelati, italienischer Herkunft, der sich als bewandert in der verbotenen Kunst der Geomantie ausgab, mehrere Zeichen und Figuren malen; und in einem Wald, in der Nähe von Schloß Tiffauges, ließ er diese selben Zeichen von Jean de La Rivière, dem Lombarden Antoine de Palerne sowie einem gewissen Louis und anderen Magiern und Teufelsbeschwörern auf die Erde malen, und er veranlaßte, daß sie Beschwörungen und Divinationen durchführten, beschwor und ließ beschwören böse Geister, die auf die Namen Baron, Oriens, Belzébuth und Béliat hören, unter Zuhilfenahme von Feuer, Myrrhe, Aloe, Weihrauch und anderen Aromaten, wobei die Fenster und Luken des besagten unteren Saales weit geöffnet waren, während sie niederknieten, um von diesen bösen Geistern Antwort zu erhalten, und sie waren bereit, ihnen Opfer darzubringen und sie anzubeten; und besagter Angeklagter Gilles wollte mit ihnen einen Pakt schließen, um Wissen, Macht und Reichtum mit Hilfe der bösen Geister zu erhalten und wiederzubekommen; und daß dem so war, und daß solches wahr ist.

XVII. Item, daß besagter Angeklagter Gilles de Rais einen Pakt mit besagten bösen Geistern schloß, kraft dessen er ihren Willen tun würde; und daß besagter Angeklagter durch diesen Pakt erreichen wollte, daß die besagten Geister ihm Wissen, Reichtum und Macht gäben; und daß dem so war, und daß solches wahr ist.

XVIII. Item, daß ein andermal, ungefähr zur gleichen Zeit, der schon erwähnte François – den ein gewisser Messire Eustache Blanchet, Priester der Diözese Saint-Malo, aus Italien hergerufen und zu dem Angeklagten Gilles gesandt hatte, damit er diesem letzterem die Kunst der Beschwörung böser Geister weise – auf einer Wiese, knapp eine Viertelmeile von Schloß Tiffauges entfernt, bestimmte böse Geister beschwor, zusammen mit besagtem Étienne Corrillaut, alias Poitou, der von Gilles de Rais den besonderen Auftrag hatte, dieses mit besagtem François auszuführen, wobei sie sich des Feuers bedienten und daselbst einen Kreis zogen; und daß vorher der nämliche Angeklagte den erwähnten François und Étienne einen eigenhändig geschriebenen Schuldschein übergeben hatte, bestimmt für den bösen Geist namens Barron, falls dieser auf die besagte Beschwörung antworten würde; und die für diesen Barron ausstellte und dargebotene Bescheinigung besagte, daß der Angeklagte

Gilles besagtem Barron alles geben würde, was dieser auch von ihm verlangen möge, ausgenommen seine Seele und die Verkürzung seines Lebens, vorausgesetzt, daß er ihm Weisheit, Macht und Reichthum verschaffe; und daß dem so war, und daß solches wahr ist.

XIX. Item, daß ein anderes Mal um dieselbe Zeit die oben genannten Gilles de Rais und François Prelati auf einer bestimmten nahe an Schloß und Stadt Josselin gelegenen Wiese in der Nähe der Orte, die an besagte Stadt grenzten, die bösen Geister beschworen und dasselbst andere abergläubische Dinge taten; und daß dem so war und daß solches wahr ist.

XX. Item, daß ein anderes Mal um diese Zeit, und zwar vor mehr oder weniger als einem Jahr, als er den oben genannten Herzog von Bretagne zum letztenmal besuchte, besagter Angeklagter Gilles beim Aufenthalt in Bourgneuf in der Diözese Nantes im Hause der Minoriten in Gesellschaft des besagten François durch diesen mehrere Beschwörungen böser Geister veranstalten ließ und sie selbst beschwor in der Hoffnung und mit der Absicht, daß der Herzog besagten Gilles in seine Gnade aufnähme; und daß dem so war und daß solches wahr ist.

XXI. Item, daß ungefähr zur selben Zeit der oben genannte André Buchet aus Vannes im Hause eines gewissen Jean Lemoine in der Nähe des Bischofspalais' zu Vannes außerhalb und in der Nähe der Stadtmauern dem Gilles einen ungefähr zehn Jahre alten Knaben, den Sohn von Jean Lavary, vom Markt in Vannes zuführte; mit welchem besagter Angeklagter die Sünde der Sodomie beging, bevor er ihn tötete und während er ihn sterben sah; und er mißbrauchte diesen Jungen in schändlicher und unanständiger Weise und tötete ihn anschließend grausam im Hause eines Nachbarn namens Boerden, und nachdem er ihm den Kopf abgeschnitten und behalten hatte, ließ er den Leichnam dieses also massakrierten Jungen in die Latrinen des Hauses des besagten Boedens werfen; und daß dem so war und daß solches wahr ist.

XXII. Item, daß besagter Angeklagter Gilles mit eigener Hand Schuldverschreibungen schrieb, um einen ausführlich aufgesetzten Pakt mit dem oben genannten bösen Geist Barron zu schließen und ihm so das oben Gesagte vorzuschlagen; und daß dem so war und daß solches wahr ist.

XXIII. Item, daß alle diese Dinge und jedes einzelne von ihnen offenkundig und bekannt sind.

XXIV. Item, daß während dieser etwa vierzehn Jahre besagter Angeklagter Gilles de Rais besagten Gilles de Sillé, seinen damaligen Leiter, Komplizen, Günstling, Antreiber und Helfer, in mehrere verschiedene Teile der Welt, in verschiedene Gebiete und verschiedene Orte schickte, damit er versuche und sehe, ob er ihm Wahrsager oder Wahrsagerinnen und Beschwörer zuführen könne, die ihm zu Geld verhelfen, ihm versteckte Schätze enthüllen und entdecken, ihn in die anderen magischen Künste einführen, ihm große Ehren verschaffen und es ihm ermöglichen könnten, Schlösser und Städte zu bekommen und zu halten; und daß dem so war und daß solches wahr ist.

XXV. Item, daß besagter Angeklagter Gilles in dieser Zeit ebenfalls den oben genannten Eustache Blanchet nach Italien schickte und nach Florenz, um Beschwörer und Wahrsager ausfindig zu machen, welcher Eustache, nachdem er dann in Florenz den oben genannten François Prelati gefunden hatte, diesen Gilles zuführte; und daß dem so war und daß solches wahr ist.

XXVI. Item, daß besagter Angeklagter Gilles um diese Zeit, früher oder später, in der Stadt Nantes in seinem Haus La Suze wie in Orléans in der Herberge Croix d'Or, in der er sich aufhielt, mehrere und verschiedene Beschwörungen böser Geister veranstaltete; und daß dem so war und daß solches wahr ist.

XXVII. Item, daß während dieser etwa vierzehn Jahre der Angeklagte Gilles de Rais in den Schlössern Champtocé in der Diözese Angers, und Machecoul und Tiffauges sowie in Vannes im Hause des besagten Lemoine im oberen Zimmer dieses Hauses, in dem er sich vorübergehend aufhielt, und in Nantes in dem genannten Haus La Suze, das in der Gemeinde Notre-Dame liegt, und zwar in einem bestimmten Zimmer im Obergeschoß, in das er sich von Zeit zu Zeit zurückzuziehen und dort die Nacht zu verbringen pflegte, hundertvierzig oder mehr Kinder, Knaben und Mädchen, auf meuchlerische, grausame und unmenschliche Weise tötete; oder er ließ sie von den besagten Gilles de Sillé, Roger de Briqueville, Henriet, Étienne, André und anderen, die oben genannt sind, zu mehreren und abwechselnd, umbringen, wobei er sich Unmenschliches und Grauenhaftes zuschulden kommen ließ, da nämlich – nach dem Ausspruch

von Hermogène – »jedemal, wenn ein Mensch sich das Amt des Schöpfers anmaßt, indem er dessen Geschöpfe austilgt, die himmlischen Kräfte zum Anlitz des göttlichen Richters emporschreien werden, bis Rache an dem Mörder genommen ist, der im ewigen Feuer brennen wird«, um so mehr, da besagter Gilles de Rais die Glieder der Unschuldigen den bösen Geistern opferte; mit ihnen, vor und nach ihrem Tode und auch während sie im Sterben lagen, beging er die abscheuliche Sünde der Sodomie, die den Himmel besudelt, und er mißbrauchte sie auf eine der Natur entgegengesetzte Weise zur Befriedigung seiner unerlaubten und verdammenswerten Fleischeslust; und dann verbrannte er die Leichen dieser unschuldigen Knaben und Mädchen an denselben Orten, oder er ließ sie verbrennen von den besagten Gilles de Sillé, Henriet Griart und Étienne Corrillaut alias Poitou, und ließ ihre Asche in die Gruben wie in die Gräben besagter Schlösser und in die Kloaken des Hauses La Suze werfen, das einst nach dem Namen des Seigneur Jean de Craon so genannt wurde, dem Großvater, das heißt dem Vater der Mutter dieses Gilles de Rais, welcher seinerzeit Seigneur der Domäne La Suze und besagten Hauses war, in dem er residierte und starb. An geheimen Orten in diesem nämlichen Hause La Suze sind fünfzehn von den etwa hundertzwei- und zwanzig Unschuldigen, die auf Befehl des besagten Angeklagten Gilles getötet wurden, von ihm selbst wie von den besagten Gilles de Sillé, Henriet und Étienne, gemeinsam oder abwechselnd verborgen worden, wie es mit ihnen an anderen geheimen und abgelegenen Orten in den oben genannten Städten und Schlössern gleichfalls geschehen ist; und daß dem so war und daß solches wahr ist.

XXVIII. Item, während dieses Zeitraumes von etwa vierzehn Jahren forderten besagter Angeklagter Gilles de Rais und in seinem Namen und auf seinen Befehl die besagten Gilles de Sillé, Roger de Briquerville, Henriet, Étienne und André Buchet Zubringer und Zubringerinnen und alte Kupplerinnen auf, unter dem Vorwand bestimmter Dienste, die besagte Kinder dem Gilles erweisen könnten und die für diese Kinder, ihre Eltern und ihre Freunde von Vorteil sein würden, ihm Kinder, Knaben wie Mädchen zu verschaffen, sie zu fangen und zu ihm zu führen, und das, damit der Angeklagte Gilles de Rais mit ihnen die Sünde der Sodomie begehen, sie würgen und töten oder sie würgen und töten lassen könne; auf verdammenswerte Weise verschafften besagte Zubringer und Kupplerinnen besagte Unschuldige dem Gilles de Rais und seinen oben genannten Komplizen; und daß dem so war und daß solches wahr ist.

XXIX. Item, daß die oben genannten Henriet und Étienne vor weniger als einem Jahr auf Befehl des besagten Angeklagten Gilles de Rais, der sich damals in Bourgneuf am angegebenen Ort im Hause der Minoriten aufhielt, ihm einen etwa fünfzehnjährigen Jungen verschafften und auslieferten, damit der Angeklagte mit ihm die oft erwähnte Sünde der widernatürlichen Unzucht begehe; welche Henriet und Étienne den Jüngling, der aus der niederen Bretagne stammte und im Hause eines gewissen Rodigo, Einwohner von Bourgneuf, wohnte, nahmen und ihn dem Angeklagten Gilles de Rais in ein Zimmer des besagten Klosters zuführten, wo der nämliche Angeklagte Gilles logierte und sich gewöhnlich aufhielt, und wo er mit ihm das abscheuliche, oft genannte Laster der Sodomie beging wie mit den anderen oben Genannten, auf verdammenswürdige Weise, ihn dann selbst tötete und seinen Körper in das Schloß Machecoul bringen ließ, damit er dort verbrannt würde; was durch besagten Angeklagten Gilles und besagte Henriet und Étienne geschah; und daß dem so war und daß solches wahr und allgemein bekannt ist.

XXX. Item, daß besagter Angeklagter Gilles de Rais köstliche Speisen aß und schwere Weine trank wie Würzwein, Bleichert und andere Arten, um sich zu der besagten Sünde der Sodomie anzustacheln und sie wider die Natur mit den besagten Knaben und Mädchen noch ausschweifender, leichter und ergötzlicher, immer in einer maßlosen und ungebräuchlichen Manier zu begehen; und daß dem so war, und daß solches wahr ist.

XXXI. Item, daß besagter Angeklagter Gilles in seinem Zimmer auf Schloß Tiffauges die Hand, die Augen und das Herz eines der besagten Kinder zusammen mit dem Blut desselben in ein Glas tat, um sie als Zeichen der Ehrfurcht und als Tribut dem Barron genannten Dämon anzubieten, und daß er diese Opferung in seinem Namen von besagtem François Prelati vornehmen ließ; wobei der nämliche François dazu bestimmt war, und behauptete, sich darauf zu verstehen, böse Geister zu beschwören, und daß dem so war, und daß solches wahr ist.

XXXII. Item, daß seit etwa fünf Jahren, oder mehr oder weniger, besagter Gilles de Rais zu mehreren hohen Festtagen und besonders zu letzten Allerheiligen eine bestimmte Feier zelebrieren ließ, die zu Ehren der bösen Geister gedacht war, übereinstimmend mit dem zwischen ihm und besagten Geistern, wie oben beschrieben, ge-

schlossenen Pakt; während welcher Feste er mehreren Armen aufgrund des oben genannten Paktes im Namen dieser nämlichen bösen Geister und zu ihrer Erhöhung Almosen gab und geben ließ; und daß dem so war, und daß solches wahr ist.

XXXIII. Item, daß besagter Angeklagter Gilles de Rais sein Ziel, seine Hoffnung und seinen Glauben in die Beschwörung böser Geister setzte, durch Divination, durch Ermordung besagter unschuldiger Kinder, durch die Sünde der Sodomie und durch widernatürliche Unzucht; und daß dem so war, und daß solches wahr ist.

XXXIV. Item, daß während besagter mehr oder weniger als vierzehn Jahre der nämliche Angeklagte Gilles mit Wahrsagern und Ketzern in Beziehung stand; daß er mehrere Male um ihre Hilfe für seine Vorhaben bat; daß er mit ihnen kommunizierte und zusammenarbeitete, daß er ihre Dogmen annahm und daß er die Bücher über die verbotenen Künste las und studierte; daß er sein Augenmerk, seine Hoffnung und seinen Geist auf diese leidigen Dogmen richtete, um die rechten Wege und Weisen zur Beschwörung der bösen Geister zu erkennen; und daß er sich ein Dogma aus den Konklusionen und Irrtümern der Wahrsager und Beschwörer machte; und daß dem so war und daß solches wahr ist.

XXXV. Item, daß besagter Angeklagter Gilles de Rais während dieser etwa vierzehn Jahre die Beschwörer böser Geister oft aufsuchte, ebenso die Wahrsager und Zauberer, daß er sie empfing, sie begünstigte und sie schützte; daß er ihnen glaubte; daß er die durch göttliches, kanonisches und ziviles Recht verbotenen Künste der Geomantie und Nekromantie erlernte, ausübte und als Dogma betrachtete; und daß dem so war und daß solches wahr ist.

XXXVI. Item, daß vor etwa fünf Jahren der Angeklagte Gilles de Rais, während der Seigneur Herzog von Bretagne die Festung Champocé belagerte, die der oben genannte Angeklagte Gilles de Rais damals hielt, und vor der Belagerung des besagten Schlosses daraus von besagten Gilles de Sillé, Henriet und Étienne Corrillaut alias Poitou fünfundvierzig Köpfe mit Gebeinen von Unschuldigen, die besagter Angeklagter Gilles auf unmenschliche Weise getötet hatte und mit welchen Kindern er auf schändliche Weise die Sünde der Sodomie und andere widernatürliche Verbrechen begangen hatte, entfernen und in Kisten legen ließ, damit sie von ihnen nach Schloß Machecoul gebracht und dort verbrannt würden – aus

Furcht, daß der Seigneur Herzog, seine Leute, seine Offiziere oder andere Personen sie fänden; und in besagtem Schloß Machecoul wurden diese Köpfe und Gebeine von besagten Henri Griart, Gilles de Sillé und Étienne Corrillaut alias Poitou auf Befehl des Angeklagten Gilles verbrannt; und daß dem so ist und daß solches wahr ist.

XXXVII. Item, daß Gilles de Rais, Angeklagter; Henriet Griart, Étienne Corrillaut, Gilles de Sillé, Jean Rossignol, Spadine, Roger de Briqueville, André Buchet und andere, die oben genannt sind, in allen und jedem einzelnen besagter Verbrechen, Delikte und Ruchlosigkeiten sich gegenseitig Beistand, Rat und Hilfe boten und einverständene Handlanger und Komplizen wurden beziehungsweise jeder einzelne von ihnen; und daß dem so war und daß solches wahr, sicher und allgemein bekannt ist.

XXXVIII. Item, daß besagter Angeklagter Gilles de Rais vor mehr oder weniger als zwei Jahren, als er seine große Ruchlosigkeit bedachte, und zwar den heimlichen Glaubensabfall, die abscheulichen Delikte und Verbrechen und die oben bezeichneten Sünden und andere, die er auf verdammenswerte Weise begangen hatte und die sein Gewissen belasteten, besagter Gilles vor Gott und seinen Heiligen den Schwur abgab, fürderhin niemals mehr ähnliche verabscheuenswerte und abartige Dinge zu begehen, und daß er sich ihrer auf der Stelle und vollkommen enthalten wolle; und daß er deshalb den Vorsatz hatte, zu einer Pilgerfahrt nach Jerusalem aufzubrechen, um dort das Heilige Grab des Herrn aufzusuchen; und daß dem so war und daß solches wahr ist.

XXXIX. Item, daß ungeachtet der oben genannten Schwüre und Versprechen besagter Angeklagter Gilles de Rais von da an, so wie der Hund zu seinem Erbrochenen zurückkehrt, mehrere Kinder, Knaben wie Mädchen, an den oben genannten Orten auf unmenschliche Weise tötete, würgte oder töten und würgen ließ, und daß er besagte Sünde der Sodomie, in welcher er sich wälzte, beging und seine verruchte widernatürliche Unzucht wie oben angegeben fortführte; nun kommt es wegen besagter Sünde, der widernatürlichen Unzucht, wie das Gericht sie benennt, zu den hiesigen Erdbeben, Hungersnöten und Pestilenzen; und daß er Beschwörungen böser Geister veranstaltete und veranstalten ließ, und daß besagter Angeklagter Gilles rückfällig wurde und in den oben genannten Verbrechen beharrte; und daß dem so war und daß solches wahr und allgemein bekannt ist.

XL. Item, daß es über alle und jedes einzelne dieser Dinge Stimmen und Gerüchte im Volk gab.

XLI. Item, daß aus den oben genannten Gründen der oben genannte Angeklagte Gilles de Rais als infam betrachtet werden muß; daß er die Sünde der Sodomie begangen hat, daß er der Ketzerei, dem Götzendienst verfallen und dem Glauben abtrünnig geworden ist; und daß dem so war und daß solches wahr ist.

XLII. Item, daß besagter Gilles de Rais vor zwei Jahren in gottloser Weise und trotz der Furcht vor Gott mit mehreren seiner Komplizen gewagt hat, bewaffnet und auf wilde und tollkühne Art in besagte Gemeindegemeinde Saint-Étienne-de-Mermorte in der Diözese Nantes einzudringen; daß er in wahnwitziger Weise Gewaltmaßnahmen gegen einen gewissen Jean Le Ferron, Geistlichen aus Nantes, ergriffen hat; er legte Hand an ihn und veranlaßte solches von anderen; er ließ den besagten Geistlichen aus besagter Kirche gewaltsam von einem gewissen Lenano, Marquis de Ceva, Lombarden, und von anderen seiner Gefährten jagen und vertreiben; dann ließ er ihn tage- und monatelang sowohl in besagtem Schloß Saint-Étienne-de-Mermorte wie auch in oben genanntem Schloß Tiffauges, wo er gefangen gehalten wurde, an Händen und Füßen gefesselt einkerkern; und daß besagter Angeklagter Gilles, als er die Immunität der Kirche verletzte und auch verletzen ließ, sich dem Urteil der Exkommunikation aussetzte sowohl nach dem Kirchenrecht und der Autorität des Konzils zu Tours wie nach den Synodalstatuten der Kirche zu Nantes; und daß dem so war und daß solches wahr und allgemein bekannt ist.

XLIII. Item, daß besagter Angeklagter Gilles de Rais an mehreren und verschiedenen Orten und vor mehreren vertrauenswürdigen Personen die von ihm begangenen oben genannten Verbrechen ausplauderte und verkündigte; und daß er sie als Dogmen betrachtete; und daß er besagte magische Künste, besagte Beschwörungen und Divinationen und andere abergläubische Dinge zur Vermehrung seines Reichtums, seines Wissens und seiner Macht ausgeübt hat und ausübte; und daß dem so war und daß solches wahr und allgemein bekannt ist.

XLIV. Item, daß besagter Angeklagter Gilles de Rais die widernatürliche Sünde der Sodomie und die anderen Verbrechen, Sünden und Ruchlosigkeiten begangen hat, die oben genannt sind, wie oben

beschrieben an jedem einzelnen der oben genannten Orte und in ihren Umgebungen; und daß dem so war und daß solches wahr ist.

XLV. Item, daß die allgemeine Meinung der Menschen, der Glaube und die feste Ansicht des Volkes, der wahre Ruf, die allgemeine Erinnerung, die öffentlichen Stimmen und Gerüchte in den besagten Gemeinden Sainte-Trinité in Machecoul, Saint-Étienne-de-Mermorte in Saint-Cyren-Rais, in der Diözese Nantes, wie auch in den anliegenden und benachbarten Gemeinden und in der Gemeinde Notre-Dame-de-Nantes und im größten Teil des Herzogtums Bretagne und in den benachbarten Gebieten, in welchen besagter Angeklagter Gilles de Rais bekannt war und ist, lauten, daß er Ketzer, Rückfälliger, Zauberer, Sodomit, Beschwörer böser Geister, Divinateur, Würger Unschuldiger, Apostat, Götzendiener, vom Glauben abgewichen und diesem feind, Wahrsager und Hexenmeister war und ist. Und daß dem so war und daß solches allgemein behauptet, gemeint, geglaubt, vermutet, gesehen, gehört wird und wahr und allgemein bekannt ist.

XLVI. Item, daß besagter Angeklagter Gilles de Rais die Angelegenheit hatte und hat, besagte Verbrechen und Delikte zu begehen, derer er öffentlich und bekanntermaßen von ehrenwerten und anständigen Leuten beschuldigt und an allen oben genannten Orten und jedem einzelnen von ihnen heftig angeklagt wird; und daß dem so war und daß solches wahr ist.

XLVII. Item, daß alle diese oben genannten Vorfälle und jeder einzelne von ihnen unserem katholischen Glauben und unserer Heiligen Mutter Kirche wie auch der gesamten Öffentlichkeit beträchtlichen Schaden zufügten, wie sie auch mehreren ein verhängnisvolles Beispiel geboten haben, und daß sie zur Gefahr für die Seele des besagten Gilles beitragen; und daß dem so war und daß solches wahr ist.

XLVIII. Item, daß alle diese Dinge und jedes einzelne von ihnen an den oben genannten Orten so bekannt und tatkundig sind, daß sie nicht mit Ausflüchten geheimgehalten oder mit Widerrufen geleugnet werden könnten; über sie gibt es im Volk Gerüchte und Stimmen. Und daß besagter Angeklagter Gilles alle diese oben genannten Dinge gestanden und als wahr bekannt hat.*

* Offensichtlich ist dieser letzte Satz nach der am 13. Oktober 1440 abgehaltenen Verlesung in die Anklageakte eingefügt worden. Die ersten Geständnisse machte Gilles de Rais am 15. Oktober.

XLIX. Item, daß in Anbetracht besagter Verbrechen, Ausschreitungen und Delikte, die er böswillig begangen hat, besagter Gilles de Rais von oben genannten Autoritäten die Strafe der Exkommunikation und die anderen bekannten Strafen herausgefordert hat, die für dergleichen vermessene Menschen vorgesehen sind, wie es die Wahrsager, die Hexenmeister, die Beschwörer böser Geister, die Unruhestifter, die Bekenner, Gläubiger und Anhänger böser Geister, die Magier und alle, die ihre Zuflucht zu unerlaubten und widergesetzlichen Künsten nehmen, sind, daß er außerdem der Ketzerrei verfallen, darin rückfällig geworden ist, daß er die Sünde der Beleidigung der göttlichen Majestät begangen hat gegen die Vorschriften des Dekalogs, gegen die Riten und Regeln unserer Heiligen Mutter Kirche, daß er auf verdammenswerte Weise die größten Irrlehren verbreitet hat, die den treuen Christen schaden, und daß er andererseits schwerwiegend und schändlich die Gerichtsbarkeit von besagtem Hochwürden Vater Bischof von Nantes verletzt hat; und daß dem so war, und daß solches wahr und allgemein bekannt ist.

Schlußantrag

Aus diesem Grund fordert besagter Ankläger, daß der genannte Angeklagte Gilles de Rais von Euch, Hochwürden Vater Bischof von Nantes, und von Euch, Bruder Jean Blouyn, Stellvertreter des Inquisitors – oder durch einen von Euch, wie es Euch genehm ist –, und durch Euren entscheidenden Richtspruch zum Ketzer und heimtückischen Apostaten erklärt wird; daß befunden werde, er habe die greuliche Teufelsbeschwörung böswillig begangen; daß er deswegen die Exkommunikation und andere kirchliche Strafen auf sich lädt; und daß er als Ketzer, Apostat und Teufelsbeschwörer bestraft und geächtet wird, wie es das Recht fordert und wie es in den kanonischen Satzungen festgesetzt ist. Außerdem soll besagter Angeklagter Gilles de Rais von Euch, Hochwürden Vater Bischof von Nantes, und durch Euren entscheidenden Richtspruch überführt werden, das Verbrechen und widernatürliche Laster sodomitischer Handlungen mit den oben genannten Knaben und Mädchen begangen zu haben; und daß er böswillig das Sakrileg der Verletzung kirchlicher Immunität verübte und dafür die Exkommunikation und andere kirchenrechtliche Strafen verdient hat; und er soll bestraft und zu seinem Heil geächtet werden, wie es das Recht und die kanonischen Satzungen fordern, wobei besagter Ankläger wegen aller

oben genannter Dinge und jedes einzelnen von ihnen demütig Euer gnadenreiches Offizium anfleht, derohalben tunlichst den raschen Vollzug der Gerechtigkeit anzuordnen.

Und besagter Ankläger gibt und führt den Beweis für alle und jedes einzelne der oben genannten Verbrechen mit den besten Mitteln, die ihm möglich und erforderlich scheinen, und er erbittet von Euch die Erlaubnis, diesen Beweis führen zu dürfen . . . vorbehaltlich des Rechtes der Korrektur, der Ergänzung, der Veränderung, der Kürzung, der Erklärung, der Verbesserung, der, wenn nötig, wiederholten Aussage und der Beweisführung zu gegebener Zeit am gegebenen Ort.

(gezeichnet:)

J. Delaunay, J. Petit, G. Lesné

15. Oktober 1440

Die Einleitungsfloskeln sind weggelassen.

. . . Der besagte Gilles de Rais erwiderte, daß er zu besagten Artikeln keine Einwände habe und nichts hinzufügen wolle, und auf Ersuchen des Anklägers befragten die besagten Seigneurs, der Bischof von Nantes und der Bruder Jean Blouyn, Stellvertreter des Inquisitors, besagten Angeklagten Gilles, ob er etwas sagen oder vorschlagen oder bestreiten wolle, daß die Seigneurs, der Bischof von Nantes und Bruder Jean Blouyn, Stellvertreter des Inquisitors, seine Richter in diesem Fall und in Fällen dieser Art seien. Der Angeklagte erwiderte hierauf: Nein; vielmehr möchte und will ich zugeben, daß besagte Seigneurs, Hochwürden Bischof von Nantes und Bruder Jean Blouyn, Vikar, seine zuständigen Richter in diesem Fall und in anderen Fällen dieser Art gewesen wären und seien, und er gestand freiwillig, die in ihrer Gerichtsbarkeit vorgebrachten, von ihm begangenen und böswillig verübten Verbrechen und Delikte, und er bat demütig, ergeben und weinend die oben genannten Seigneurs, Bischof von Nantes und Bruder Jean Blouyn, Stellvertreter des Inquisitors, und alle anderen Geistlichen, von denen er in übler und unanständiger Weise gesprochen hatte, ihm die an sie gerichteten Beleidigungen und verletzenden Worte zu verzeihen, und er gestand seine Scham, sie vorgebracht zu haben. Welche Seigneurs, der Bischof von Nantes und der Stellvertreter des Inquisitors, diesem

nämlichen Angeklagten Gilles die Vergebung besagter Injurien um der Liebe Gottes willen gewährten.

Item gestand der besagte Angeklagte freiwillig, das Sakrament der Taufe erhalten und dem Teufel und seinen Verlockungen abgesagt zu haben; niemals habe er aber böse Geister beschworen oder beschwören lassen, auch diesen Geistern keine Opfer angeboten oder anbieten lassen; und daß er von einem bestimmten Ritter aus Anjou, der damals wegen Ketzerei eingekerkert war, ein bestimmtes Buch über die Kunst der Alchimie und die Beschwörung von Dämonen erhalten und mehrmals gelesen habe, sowie in Angers öffentlich in einem bestimmten Saal mehreren Zuhörern vorlesen ließ; daß er mit besagtem damals inhaftierten Ritter über die Ausübung der Kunst der Alchimie und der Teufelsbeschwörung gesprochen habe; das Buch sei dem Ritter zurückgegeben worden und nicht lange in seinem Besitz gewesen. Außerdem bekannte der Angeklagte Gilles de Rais, besagte Kunst der Alchimie eine Zeitlang ausgeübt zu haben, wie er sie von zwei gewissen Lombarden namens Antoine und François und von einem gewissen Goldschmied aus Paris ausüben ließ, und daß er bei Experimenten dieser Art Quecksilber, das nach seiner Behauptung flüssiges Silber sein soll, zum Erstarren brachte und bringen ließ, und daß er mehrere andere Versuche angestellt habe und glaubte, zu Ergebnissen in dieser Kunst zu kommen, wenn dies nicht die Ankunft des Seigneur Dauphin de Viennois in besagter Ortschaft Tiffauges verhindert hätte, weil er Öfen, die er zur Ausübung besagter Kunst habe errichten und vorbereiten lassen, wegen dieser Ankunft habe zerstören lassen müssen . . .

Es folgt die Wiederholung verschiedener Anklagepunkte.

. . . Die genannten Seigneurs, der Bischof von Nantes und der Stellvertreter des Inquisitors, fragten den oben genannten Angeklagten Gilles de Rais, auf Veranlassung des Anklägers, ob er selbst die Zeugen befragen wolle . . . Gilles erwiderte darauf dem Seigneur Bischof und dem Bruder Jean Blouyn, Stellvertreter des Inquisitors, daß er niemanden in dieser Sache und den anderen befragen wolle, da er sich auf das Gewissen der Zeugen verlasse. Und da dies alles damit geregelt war, warf sich der oben genannte Angeklagte Gilles auf die Knie, gab seiner Zerknirschung mit tiefen Seufzern, schmerzlich und

weinend Ausdruck und bat demütig darum, daß besagte Seigneurs, Bischof von Nantes und oben genannter Stellvertreter des Inquisitors, das Urteil der Exkommunikation aufheben, das – wie oben berichtet worden ist – gegen ihn ausgesprochen worden war, weil der nämliche Angeklagte Gilles, nachdem er nach kanonischem Recht ermahnt worden war, sich geweigert hatte, besagten Aussagen und Artikeln zu antworten. Daraufhin erteilte besagter, Seigneur Bischof von Nantes in seinem Namen, da der Stellvertreter des Inquisitors damit einverstanden war, besagtem Angeklagten schriftlich die Absolution . . .

16. Oktober 1440

François Prelati, der am 16. Oktober 1440 unter dem Pontifikat und während des Generalkonzils über alle in den vorstehenden Artikeln enthaltenen Tatsachen nacheinander geprüft und verhört worden ist, sagte aus, er stamme aus der Ortschaft Montecatini im Nievole-Tal bei Pistoia, Diözese Lucca in Italien; er versichert, er sei Geistlicher, da er die Tonsur des Priesters durch den Bischof von Arezzo empfangen habe; er sagte aus, daß er die Poesie, die Geomantie, die Alchimie und andere Wissenschaften und Künste studiert habe und, soviel ihm bekannt sei, etwa dreiundzwanzig Jahre alt wäre.

Item, er sagte aus, daß er vor etwa zwei Jahren, als er in Florenz beim Bischof von Mondovi wohnte, ein gewisser Messire Eustache Blanchet, Priester, bei ihm erschienen sei, der durch die Vermittlung eines gewissen Meisters von Monte Pulciano die Bekanntschaft mit ihm, François, gemacht habe, und daß der nämliche Eustache und er einige Zeit miteinander verkehrten, zusammen gegessen, getrunken und sich auch anderweitig gemeinsam zerstreut hätten; schließlich fragte ihn besagter Eustache unter anderem, ob er sich auf die Kunst der Alchimie und der Teufelsbeschwörung verstünde; was besagter François bejahte; und darauf fragte ihn der nämliche Eustache, ob er nach Frankreich kommen wolle. Darauf erwiderte François, er habe einen Vetter, den er kenne, der Martellis heiße und in Nantes in der Bretagne wohne, und er würde ihn gern besuchen. Daraufhin erzählte Eustache dem nämlichen François, daß in Frankreich eine bedeutende Persönlichkeit lebe, und zwar der Sire de Rais, der einen Mann bei sich zu haben wünsche, der in den besagten Künsten bewandert sei, und daß, wenn François darin erfahren sei und zu besagtem Seigneur kommen wolle, er viel Angeneh-

mes von ihm erhalten könne. Darauf stimmte besagter François zu, wegen oben genannter Dinge mit dem nämlichen Eustache zu besagtem Sire de Rais sich zu begeben; dann machten sie sich auf den Weg nach Frankreich, und der nämliche Zeuge nahm aus Florenz ein Buch über Beschwörungen und die Kunst der Alchimie mit. Und sie kamen nach Saint-Florent-le-Vieil, der Stadt, die zu keiner Diözese gehört und in der kirchlichen Provinz von Tours liegt; dort hielten sie sich einige Tage auf. Und von diesem Ort aus schrieb besagter Eustache an besagten Sire de Rais, um ihm ihre Ankunft anzukündigen; darauf schickte besagter Herr unverzüglich Henriët und den sogenannten Poitou, das ist Étienne Corrillaut, seine Vertrauten, mit zwei anderen Männern dem Zeugen und Eustache entgegen, welche dann in Tiffauges in der Diözese Maillezais ankamen. Nach ihrer Ankunft, als der Sire de Rais François und Eustache empfangen hatte und von diesem letzteren erfuhr, daß dieser François in den oben genannten Künsten erfahren sei, freute er sich darüber sehr; von da an wohnte besagter Zeuge ständig bei besagtem Sire, etwa sechzehn Monate lang.

Item, er sagte aus, daß er nach einer bestimmten Aufenthaltszeit in Tiffauges die Bekanntschaft eines gewissen Breton aus der Bretagne machte, der daselbst in Tiffauges in der Diözese Maillezais im Hause von Geoffroy Leconte, Hauptmann der Festung in besagter Ortschaft, wohnte; besagter Breton behandelte eine Augenerkrankung, an welcher die Gattin des Hauptmanns litt, und der Zeuge fand bei diesem Breton ein Buch, das in schwarzes Leder gebunden war, Schriftzeichen und rote Titel trug und teils aus Papier und teils aus Pergament bestand. Dieses Buch enthielt Anrufungen von Dämonen und mehrere andere die Medizin, die Astrologie und anderes betreffende Fragen; diese Bücher zeigte der Zeuge kurz darauf dem oben genannten Gilles. Nachdem er sie betrachtet und durchflogten hatte, entschied Gilles, daß sie gemeinsam den Inhalt dieser Bücher, insbesondere bezüglich der Beschwörungen, prüfen würden. Also nahmen der oben genannte Gilles und der Zeuge in einer bestimmten Nacht nach dem Abendessen Kerzen und andere Dinge mit, darunter das fragliche Buch, das der Zeuge, wie schon gesagt, mitgebracht hatte, und zeichneten im großen unteren Saal des Schlosses Tiffauges mit einer Degenspitze mehrere Kreise auf den Boden, die Buchstaben und Zeichen in der Art von Wappen enthielten und bei deren Zeichnung die oben genannten Gilles de Sillé, Henriët und Poitou alias Étienne Corrillaut sowie Messire Eustache Blanchet ihnen halfen. Nachdem besagte Kreise und Buchstaben aufgezeichnet und das Feuer entzündet war, verließen alle oben

Genannten außer Messire Gilles de Rais und dem Zeugen auf Befehl von Gilles besagten Saal, während Gilles und der Zeuge sich mitten in die Kreise stellten. In einem bestimmten Winkel an der Mauer, an die der Zeuge ein anderes Zeichen malte, befanden sich in einem Topf mit Erde glühende Kohlen, auf die sie magnetisches Pulver streuten, das gewöhnlich »Aimant« genannt wurde, sowie Weihrauch, Myrrhe und Aloe, von denen ein wohlriechender Rauch aufstieg. Und daselbst blieben sie bald aufrecht, bald sitzend, bald kniend, um den Dämonen zu huldigen und ihnen Opfer zu bringen, fast zwei Stunden lang und riefen die Dämonen an und bemühten sich, sie wirksam zu beschwören, wobei der oben genannte Gilles und der Zeuge in der Erwartung, daß der angerufene Geist erscheinen würde, abwechselnd die Rollen in dem oben genannten Buche lasen; aber, wie der Zeuge bestätigt, zeigte sich dieses Mal kein Geist.

Item, der Zeuge sagte aus, daß in diesem Buch zu lesen war, die Dämonen hätten die Macht, verborgene Schätze zu entdecken, in philosophischem Denken zu unterrichten und die Handelnden zu lenken. Die Beschwörungsformeln, derer sie sich bedienten, lauten folgendermaßen: »Ich beschwöre euch, Barron, Satan, Belial, Belzebuth im Namen des Vaters, des Sohnes, des Heiligen Geistes, der Jungfrau Maria und aller Heiligen, hier persönlich zu erscheinen, um mit uns zu sprechen und um unseren Willen zu tun.« Auf die Frage, ob sie dem Dämon, falls er daselbst erschienen wäre, ein Geschenk oder ein Angebot gemacht hätten, antwortete der Zeuge mit Ja: einen lebendigen Hahn, eine lebendige Haustaube oder eine lebendige Turteltaube, um ihn zu verpflichten, ihnen nicht zu schaden, während sie ihn beschworen, und damit er ihnen die erbetenen Dinge um so eher gewähre.

Item, er sagte aus, daß der nämliche Gilles und er ein anderes Mal sich vornahmen, am selben Ort eine Beschwörung mit anderen Mitteln zu veranstalten, nämlich mit Hilfe eines Steins, der »Dyadocus« genannt wird, und einer Haubenlerche; aber sie unterließen sie mangels besagten Steins.

Er sagte außerdem aus, daß Gilles und er am selben Ort mehrere Male ähnliche Beschwörungen in oben beschriebener Weise veranstalteten.

Item, er sagte aus, daß er selbst und Poitou, also Étienne Corrillaut, Gilles' Diener, auf Wunsch von Gilles und mit seinem Wissen eines Nachts das Schloß Tiffauges in der Diözese Maillezais verließen, mit besagtem Buch, Kerzen, magnetischem Puder und anderen Aromaten versehen, die zur Teufelsbeschwörung gebraucht wurden, und oberhalb des Teiches besagten Ortes in Richtung Montaigu

auf einer Wiese anlangten, die von besagtem Teich einen Bogenschuß entfernt war; dort zogen sie einen Kreis und malten Zeichen, wie oben beschrieben, entzündeten dann das Feuer und veranstalteten besagte Beschwörungen. Und der Zeuge empfahl oben genannten Poitou, also Étienne Corrillaut, nicht das Zeichen des Kreuzes zu machen, wenn er den Kreis beträte und während er sich darin befände, aus Furcht, dieses Zeichen könne den angerufenen Dämon am Kommen hindern; und sie hielten diese Beschwörung ab, wie das der Zeuge und Gilles in besagtem Saal getan hatten, als sich kein Geist zeigte; und sie verweilten daselbst etwa eine halbe Stunde. Als sie zurückkehrten, begann es in Strömen zu regnen, der Wind blies heftig und es herrschte tiefe Dunkelheit.

Item, er erklärte, von einem gewissen Guillaume Daussy, Vertrautem und Diener von Gilles, gehört zu haben, daß der nämliche Gilles viele Knaben in seinen Räumen in Tiffauges wie auch in Machecoul und am Portal besagter Ortschaft Machecoul tötete und töten ließ, und daß er ihr Blut und ihre Glieder den Dämonen anbot, während er sie beschwor.

Item, wie er von genanntem Guillaume gehört habe, daß Gilles mit besagten Knaben Sodomie begehe.

Item sagte er aus, daß er vor etwa einem Jahr in besagtem Saal von Tiffauges ein sechsjähriges Kind in Gegenwart von Gilles de Sillé tot auf dem Boden habe liegen sehen; er glaube, daß besagtes Kind von Sillé getötet worden sei.

Item, daß besagter Gilles und der Zeuge gemeinsam mehrere Beschwörungen veranstaltet hätten, bei denen der angerufene Dämon nicht erschienen sei, so daß besagter Gilles den Zeugen fragte, warum dem so wäre, und aus welchem Grund der beschworene Dämon nicht zu ihnen spräche, und daß er dem Zeugen befohlen habe, den Dämon selbst danach zu fragen; und um das zu erfahren, führte der Zeuge eine Beschwörung aus und erhielt von dem Dämon Antwort auf die genannte Frage, welche lautete, daß besagter Gilles versprochen habe, dem angerufenen Dämon viele Dinge zu geben, aber seine Versprechen nicht halte; und daß, wenn Gilles wolle, daß der böse Geist ihm erscheine und mit ihm spreche, er diesem jedesmal einen Hahn oder eine Henne oder eine Taube geben müsse, vorausgesetzt, daß der nämliche Gilles von dem angerufenen Dämon nichts Wesentliches erbitte; daß er aber, wenn er Bedeutendes von ihm fordere, ihm dann irgendein Glied eines Knaben opfern müsse; und dies alles berichtete der Zeuge oben genanntem Gilles.

Item sagte er aus, daß der nämliche Gilles, nachdem dies zu seiner Kenntnis gelangte, kurz darauf die Hand, das Herz, die Augen und

das Blut eines Knaben in einem Glas auf das Zimmer von besagtem François brachte und ihm dieses gab mit der Weisung, bei der nächsten Beschwörung dem Dämon die Hand, die Augen, das Herz und das Blut anzubieten und zu überreichen, falls der Dämon bei besagter Beschwörung Antwort gäbe; doch weiß der Zeuge nicht, wie er behauptet, ob besagte Glieder die jenes Kindes waren, das der Zeuge nach seiner Aussage tot in besagtem Saal von Tiffauges gesehen hatte, oder die eines anderen.

Item, daß kurz nach diesen Geschehnissen der Zeuge und Gilles an besagtem Ort, im Saal von Tiffauges, eine Beschwörung mit den oben genannten Zeremonien in der Absicht durchführten, dem Dämon, wenn er sich zeige, die Hand, das Herz, die Augen und das Blut darzubieten und zu geben; bei dieser Beschwörung erschien jedoch der Dämon nicht, und deshalb wickelte der Zeuge die Hand, das Herz und die Augen kurz danach in ein Leinentuch und vergrub sie neben der Kapelle Saint-Vincent innerhalb des Schlosses Tiffauges in, wie er glaubt, geweihter Erde.

Item sagte er aus, wie er mehrere Beschwörungen in besagtem Saal bewerkstelligt habe, bei denen ein Gefäß mit Erde innerhalb des Kreises gestellt und entzündet wurde, und diesem Feuer fügte er Weihrauch, Myrrhe und Aloe bei. Während dieser Beschwörungen erschien ihm des öfteren, zehn- oder zwölfmal, besagter Teufel Barroin in Gestalt eines schönen jungen Mannes von fünf und zwanzig Jahren.

Item sagte er aus, daß er in Gegenwart von besagtem Messire Gilles drei Beschwörungen durchgeführt habe, bei denen sich der Teufel nicht zeigte, wie dieser überhaupt besagtem Messire Gilles nie in Gegenwart des Zeugen erschienen sei; und er wisse nicht, ob dies je geschehen sei.

Auf die Frage, mit wem, von wem und wo der Zeuge die Kunst der oben genannten Beschwörungen gelernt habe, erwiderte er, das sei in Florenz und bei einem gewissen Jean de Fontenelle, Arzt, vor nunmehr drei Jahren gewesen.

Auf die Frage, wie er sie gelernt habe, erklärte er, daß besagter Messire Jean ihn in ein hochgelegenes Zimmer seines Hauses führte und dort am Tage einen Kreis zeichnete, der den oben erwähnten Kreisen gleich war, und daß er sodann Beschwörungen in der bereits genannten Art abhielt. Während derselben erschienen ihnen bis zu zwanzig rabenähnliche Vögel, welche nicht zu ihnen sprachen. Weiteres geschah dann nicht.

Item, daß der nämliche Fontenelle ein anderes Mal an besagtem Ort in Gegenwart des Zeugen eine Beschwörung durchführte, bei

welcher der Teufel namens Barron in Gestalt eines jungen Mannes, wie bereits oben geschildert, erschien, und daß Jean de Fontenelle ihn mit dem Zeugen bekannt machte; und der Zeuge schloß einen Pakt mit dem Teufel, in welchem er ihm gelobte, ihm jedesmal, wenn er ihm erscheine, eine Henne oder eine Haus- oder eine Turteltaube zu überreichen.

Item sagte er aus, daß er sich in Begleitung von Poitou alias Étienne Corrollaut, wie oben beschrieben, auf eine Wiese außerhalb des Dorfes Tiffauges begab, und daß besagter Messire Gilles ihm zuvor einen eigenhändig auf französisch geschriebenen Brief mitgab, den er dem Teufel aushändigen sollte, falls dieser bei der Beschwörung erschiene, die der Zeuge und Poitou alias Étienne Corrollaut durchführen wollten und, wie oben angegeben, auch veranstalteten; dieser Brief enthielt folgende Worte: »Komme nach meinem Willen, und ich werde dir alles geben, was du wünschest, ausgenommen meine Seele und die Verkürzung meines Lebens.« Diesen Brief gab er Gilles zurück, da der Teufel sich bei oben genannter Beschwörung nicht gezeigt hatte.

Auf die Frage, wer Gilles zu der Formulierung des so abgefaßten Briefes veranlaßt habe, antwortete er, daß er es nicht wisse.

Item erklärte er, daß er von Gilles erfahren habe, daß dieser die Kunst der Beschwörung seit etwa vierzehn Jahren ausübe, jedoch den Teufel niemals weder gesehen noch mit ihm gesprochen habe.

Item habe er von einer gewissen La Picarde, die jetzt tot sei und damals in dem Weiler Saint-Martin-de-Machecoul wohnte, vernommen, daß in ihrem Haus jemand als Gast wohne, der behauptet habe, die Kunst der Beschwörung mit Gilles auszuüben, aber daß er von ihr nicht den Namen des Gastes erfahren habe.

Item sagte er, daß er in Bourgneuf eine Beschwörung durchgeführt habe, welcher Messire Gilles beigewohnt hätte, und eine andere in Josselin auf einer Wiese in Abwesenheit des besagten Sire, bei welcher der Zeuge also allein war; und der Teufel namens Barron sei ihm in Gestalt eines jungen Mannes, bekleidet mit einem Seidenmantel von violetter Farbe, erschienen.

Item sagte er aus, daß er vor weniger als einem Jahr in Abwesenheit des Messire Gilles, der sich damals in Bourges aufhielt, in besagtem Saal in Tiffauges eine Beschwörung durchgeführt habe, bei der ihm Barron in oben genannter Gestalt erschienen sei. Dieser übergab dem Zeugen schwarzen Puder auf einem Schieferstein. Barron befahl dann François, dem Zeugen, diesen Puder an Gilles nach Bourges zu übersenden, damit er ihn in eine Silberkapsel fülle und bei sich trage, denn wenn er dies befolge, würden sich seine Geschäfte glück-

lich wenden. Dieses Pulver gab der Zeuge Gilles de Sillé, der es durch einen gewissen Gascard aus Pouzages an den Messire Gilles nach Bourges überbringen ließ.

Auf die Frage, ob Gilles dieses Pulver bei sich getragen habe, antwortete er, das wisse er nicht; als aber Seigneur Gilles nach Tiffauges zurückgekehrt sei, brachte besagter Poitou alias Étienne Corrollaut dem Zeugen besagtes Pulver in einer kleinen Silberkapsel, eingewickelt in ein Leinentuch, das gemeinhin »Sandal« heißt, zurück, und der Zeuge nahm besagtes Gefäß entgegen; diese Kapsel trug der Zeuge eine Zeitlang um den Hals, nahm sie aber später ab, um sie in einem kleinen Kasten oder einem Schrein zu verwahren, den er in seinem Zimmer im Haus eines gewissen Pierre Rondel in Machecoul hatte, wo sie bis zu seiner Verhaftung blieb.

Item, bei der Rückkehr von Seigneur Gilles aus Bourges hielt der Zeuge in besagtem Saal von Tiffauges eine Beschwörung ab, bei der Barron in menschlicher Gestalt erschien, und von dem Zeugen im Namen des Messire Gilles um Geld gebeten wurde. Und in der Tat sah er kurz darauf in einem Raum die Erscheinung einer großen Menge von Goldbarren; dieses Gold blieb mehrere Tage dort liegen; sobald der Zeuge es sah, wollte er es berühren, doch die Antwort des Teufels war, er möge sich zurückhalten, noch sei es nicht an der Zeit. Dieses berichtete der Zeuge dem Messire Gilles; und der fragte ihn, ob er es sehen könne und dürfe; welches der Zeuge bejahte; und alle beide begaben sich in besagtes Zimmer, und als der Zeuge die Tür öffnete, erschien auf dem Boden eine große, mächtige Schlange mit Flügeln und dem Umfang eines Hundes; daraufhin sagte der Zeuge zu Gilles, er solle sich hüten, das Zimmer zu betreten, da sich dort eine Schlange zeige; Gilles zog sich erschrocken zurück, und der Zeuge folgte ihm. Nunmehr ergriff Messire Gilles ein Kreuz, in welchem sich Splitter des Wahren Kreuzes befanden, um mit diesem ungefährdet das Zimmer betreten zu können; aber der Zeuge sagte zu ihm, daß es nicht gut sei, ein geweihtes Kreuz bei solchen Anlässen zu gebrauchen. Wenig später betrat der Zeuge besagtes Zimmer, und als er das angebliche Gold berührte, merkte er, daß es nur Staub von fahler Farbe war und erkannte so die Falschheit des bösen Geistes.

Item sagte er aus, daß, als Messire Gilles sich im Juli zum letztenmal zum Herzog begeben wollte, der Zeuge auf Befehl von Gilles Barron befragte, ob Gilles zum Herzog gehen und zurückkehren könne, ohne sich zu gefährden; Barron bejahte das; sowohl in Machecoul als auch in Nantes und etwas später in Josselin stellte der Zeuge diese Fragen und erhielt Antwort von Barron.

Item sagte der Zeuge aus, daß er auf die vom Angeklagten Gilles de Rais gestellten Fragen niemals zutreffende Antworten von dem Teufel namens Barron erhalten habe, außer bei zwei Malen, nämlich, als Gilles dem Hauptmann von Saint-Étienne-de-Mermorte zu Hilfe kommen wollte, den die Leute oder die Garnison aus Palluau oder Essars überfallen wollten, und das andere Mal, als Messire Gilles bei seinem Ritt, in der Absicht, diese Garnison aus dem Hinterhalt anzugreifen, fragte, welche Partei er ergreifen sollte; damals erklärte François ihm, daß Barron ihm erwidert habe, daß er keine Truppe besagter Garnison treffen würde, und dem war auch so. Und der nämliche François hatte noch eine andere Antwort von Barron erhalten, als er das Meer überqueren wollte; was ihm Barron verbot, denn wenn François das täte, würde er umkommen; es war vor seiner Ankunft in diesem Lande, daß er von Barron diese letztbesagte Antwort erhielt.

Item sagte er aus, daß auf Befehl von Gilles mit dem oben genannten Barron im Namen des nämlichen Gilles ein Pakt geschlossen wurde, in dem sich Messire Gilles verpflichtete, jedes Jahr an drei hohen Festtagen an drei Personen eine Mahlzeit auszugeben, und daß der nämliche Gilles zu letztem Allerheiligen drei Leuten ein Essen anbot, und da er solches nicht ständig ausgeführt hatte, vermuteten besagter François und Gilles, dies sei der Grund, daß sich der nämliche Barron weigere, in der Gegenwart von Gilles zu erscheinen.

Und dergestalt sind die Begebenheiten, die François, der einer gründlichsten Untersuchung unterzogen und verhört wurde, aussagte. Etwas anderes wußte er nicht, abgesehen von dem, was gerüchteweise verlautete, welches nach seiner Aussage mit dem von ihm Geschilderten übereinstimmte.

Item erklärte der Zeuge, daß der Angeklagte Gilles de Rais ihm zu wiederholten Malen bestätigt habe, daß er sein ganzes übles Leben bessern wolle, das er bis dahin geführt hatte, und daß er eine Pilgerfahrt zum Heiligen Land und nach Jerusalem beabsichtige, auf welcher ihn der Zeuge begleiten sollte, um daselbst unseren Erlöser anzuflehnen, ihnen Vergebung ihrer Sünden zu gewähren; so war es vor vier Monaten in Machecoul wie auf der Insel Bouin und auch in Bourgneuf in der Gemeinde Saint-Cyr-en-Rais.

Und dem Zeugen ist in der üblichen Form auferlegt worden, niemanden etwas aus seiner Aussage zu enthüllen etc.

FRANÇOIS RAVAISSON
Die Messen des Abbé Guibourg
Die Montespan-Affaire

In den Archiven der Bastille sind die Protokolle der Verhandlungen und Verböre enthalten, die die nach dem Tagungsraum »Chambre ardente« genannte Untersuchungskommission des Pariser Polizeipräfekten Nicholas de la Reynie durchführte. La Reynie wurde im März 1679 von Ludwig XIV. beauftragt, bestimmten Gerüchten über eigenartige Zusammenkünfte nachzugehen und die dahinter vermutete Verschwörung aufzudecken. Dabei kam zutage, daß auch einige Personen aus der nächsten Umgebung des Königs in die Affaire verwickelt waren.

Die Hauptpersonen waren Cathérine Voisin, eine Giftmischerin, Hebamme und Kartenlegerin. Athénais de Tonnay-Charente, Marquise de Montespan, eine Ehrendame der Königin, zeitweise Rivalin von Louise de la Vallière, der Geliebten Ludwigs XIV. Ferner neben einigen anderen Klerikern die Priester Adam Coeuret, genannt Le Sage, Abbé Guibourg, Davot und Cotton.

Je nach Einfluß und gesellschaftlicher Stellung und entsprechenden Beziehungen zum Hof wurden die Angeklagten hingerichtet, zu den Galeeren verurteilt oder des Landes verwiesen. Die Protokolle verzeichnen die Aussagen jeweils in der Form der indirekten Rede. Zwecks besserer Lesbarkeit wurde für die Übersetzung die direkte Form gewählt, ansonsten aber wurden die Texte zur Erhaltung der Authentizität im Stil der Zeit belassen.

Die Aussage Le Sages

Den Priester Davot habe ich zum erstenmal bei der Voisin gesehen...

Madame de Vivien war auch bei der Voisin und hat mich gebeten, ein Schreiben weiterzuleiten, in dem sie den Tod ihres Gatten und die Freundschaft eines bestimmten Abbés »erbeten« habe. Davot versprach der Dame, daß er den Zettel, wenn er das nächstmal die Messe lese, unter das Corporale und unter den Kelch legen würde. Ich habe das Schreiben aber behalten und Davot nicht übergeben. Die Dame gab Davot einen Écu oder einen Louisdor...

Davot und die Voisin haben mir beide besagt, daß er im Zimmer der Voisin eine Messe gelesen habe, und zwar auf dem Bauch eines Mädchens oder einer Frau, an die er sich später wieder habe erinnern können und Davot sagte auch, daß er dabei »Geschlechtsverkehr gehabt habe« und daß er – während er die Messe las – dabei ihre Scham geküßt habe und daß er nicht der einzige gewesen sei, der solche Dinge getan habe. Gerard, Priester von Saint-Sauveur, Freund von Davot, mit dem ich bei Davot getrunken und gegessen habe, hat selbst die Messe über dem Bauch einer Kaufmannstochter aus der Rue Saint-Denis gelesen. Sie stammte aus dem gleichen Pfarrbezirk. Er hatte sie verführt und glauben gemacht, daß sie durch die Zeremonien und die Beschwörungen auf ihrem Bauch nicht schwanger werden würde. Aber das Mädchen ist, nachdem es sich einige Zeit bei Gerard auf einem »Hängeboden« versteckt hatte, doch schwanger geworden und Gerard hat deswegen Schwierigkeiten gehabt und ist geflohen. Einige Zeit hat er sich bei Davot in Saint-Benoit versteckt gehalten...

Die Aussage der Tochter der Voisin

Le Sage und meine Mutter haben mich eines Tages losgeschickt, eine lebende weiße Taube zu kaufen – ich weiß nicht mehr genau, ob es in der Fastenzeit gewesen ist. Ich habe dazu ein 15 sols-Stück erhalten. Nachdem ich sie ihnen gebracht habe, haben sie ihr den Hals abgeschnitten und dabei das auslaufende Blut in einem Glasgefäß aufgefangen und aufbewahrt. Sie schickten mich aus dem Gartenhaus fort, wo dies geschah und ich weiß nicht, was man dann damit getan hat...

Ich weiß nicht, ob das Blut und das Herz der Taube mit Weihwasser vermischt wurde. Aber es ist wahr, daß auch ein Kreuz, das man dabei hatte, in dem etwas vom echten Kreuz von Jerusalem war, bei den Zeremonien verwendet wurde, die Le Sage und meine Mutter vornahmen. Ob es dieses Mal benutzt wurde, weiß ich nicht. Es stimmt auch, daß bei diesen Zeremonien Weihrauch, Salz, Schwefel und Weihwasser zusammengemischt wurden und daß nach der Rückkehr des Le Sage von den Galeeren dies für die Heirat der Desmarets und die Affaires der Mme. Brisard und für andere Affaires, die sie noch gehabt hätte, verwandt wurde...

Die Aussage des Filastre

Ist es nicht wahr, daß Sie – als Sie in den Wehen waren – sich in einen von brennenden Kerzen umgebenen Kreis gelegt haben und auch dabei eine schwarze brennende Kerze in der Hand gehalten haben?

Die Simon ließ mich am Rande des Kreises sitzen und sagte mir, daß innerhalb die Geister wären und daß eine Kerze für Luzifer wäre, eine andere für einen anderen Teufel, an dessen Namen ich mich nicht erinnere. Ich habe aber keine Kerze aus schwarzem Pech in der Hand gehabt, obwohl eine angezündet war...

Ich habe das Charisma, die Taufe und die Kirche verleugnen müssen, danach habe ich noch andere Dinge gesagt, an die ich mich nicht erinnere. Die Beschwörung war von Picarts Hand geschrieben...

Ist es nicht wahr, daß Sie einigen Messen beigewohnt haben, die nachts bei Maitre Jean gelesen wurden?

Es ist wahr, daß Cotton, der Priester von Saint-Paul und Schulmeister, vor ungefähr 5 oder 6 Jahren zu Meister Jean kam, der damals Pförtner von Quinze-Vingts war, und zwar in der Nacht von Gründonnerstag zu Karfreitag um Mitternacht. Angetan mit den priesterlichen Gewändern hat er dann in einem kleinen Zimmer über dem Saal, in dem der Pförtner sich aufhält, die Messe gelesen. Bei der Messe waren ich und Lalander anwesend. Dieser hat bei der Messe respondiert, während Lecourt, der Cotton mitgebracht hatte, draußen bei Meister Jean war, der die Priestergewänder und den Altarschmuck für die Messe in sein Zimmer gebracht hatte. Hierbei hat Cotton eine Hostie geweiht, die Elevation vollzogen und die drei Fürsten der Dämonen mit unverständlichen Worten angerufen. Die Beschwörung, die aus wenigen Worten bestand, hat er auf dem dafür vorbereiteten Altar niedergeschrieben. Nach der Anrufung hat er ebendort die Messe beendet und die geweihte Hostie in ein mitgebrachtes Korporale gelegt. Ich habe ihn nie gefragt, was er mit der Hostie gemacht habe.

Aussage der Tochter der Voisin

Ich habe zugesehen, wie Guibourg zwei Messen im Schlafzimmer meiner Mutter las. Er hat auch eine bei der Delaporte gelesen, hierbei bin ich aber erst zum Schluß der Messe eingetroffen. Ich habe den vorbereiteten Altar gesehen, das Kreuz und brennende Kerzen. Die drei Messen sind für die gleiche Affaire gelesen worden, die letzte

zwischen zwei und drei Uhr am Nachmittag, zwei Monate vor der Verhaftung meiner Mutter. (Die erste ist – soviel ich weiß – vor mehr als 6 Jahren gewesen.) Guibourg hat bei meiner Mutter Messen auf dem Bauch von Damen gelesen. Ich habe meiner Mutter bei der Zurichtung der dazu nötigen Dinge geholfen: eine Matratze auf einer Unterlage, zwei Hocker zu beiden Seiten für die Leuchter mit den Kerzen, dann ist Guibourg aus dem kleinen Zimmer nebenan gekommen, angetan mit seiner Casel. Sodann ist die Dame, auf deren Bauch die Messe gelesen werden sollte, eingetreten und ich bin hinausgegangen.

Als ich älter wurde, hat sich meine Mutter vor mir nicht mehr vorgesehen und ich war bei dieser Art der Messen anwesend und ich habe gesehen, daß die Dame splitternackt auf die Matratze gelegt wurde, der Kopf hing herunter und wurde durch ein Kissen auf einem umgedrehten Stuhl gestützt. Die Beine hingen herunter, auf dem Bauch hatte sie ein Tuch, auf dem Magen ein Kreuz und auf dem Bauch einen Kelch.

Madame de Montespan hat vor etwa drei Jahren eine dieser Messen durch Guibourg bei der Voisin lesen lassen. Sie ist um zehn Uhr abends gekommen und erst gegen Mitternacht gegangen.

Einige Zeit später nahm ich an einer Messe teil, die der Abbé Guibourg in der gleichen Weise auf dem Bauch meiner Mutter gelesen hat. Bei der Elevation hat er den Namen von Louis de Bourbon genannt und den einer Dame, der aus zwei oder drei Namen bestand, aber nicht den der Montespan.

Die Voisin hat andere Priester gehabt, die für den gleichen Zweck und ebenso gut wie Guibourg gearbeitet haben.

Ich erinnere mich auch, daß die Pelletier zwei Nachgeburten bei zwei verschiedenen Gelegenheiten zum Abbé Guibourg gebracht hat. Die eine ist von der Pelletier, die andere von Dumesnil destilliert worden. Es ist ebenfalls wahr, daß eine Hebamme, die an der Ecke der Rue des Deux-Portes wohnt, auch die Eingeweide eines Kindes destilliert hat. Die Mutter hatte dort geboren, nachdem sie von meiner Mutter dort hingebracht worden war, um bei ihr eine Frühgeburt herbeizuführen. Vor der Destillation sind die Eingeweide des Kindes und die Nachgeburt durch meine Mutter, die Hebamme und die Mutter des Kindes nach Saint-Denis zu Guibourg gebracht worden. Meine Mutter erzählte nach der Rückkehr, daß Guibourg auf dem Bauch der Frau die Messe gelesen habe, die zu dieser Zeit noch ganz blutig gewesen sei...

Guibourg hat bei meiner Mutter ein Kind eines Mädchens getauft, bei dem die Lepère eine Frühgeburt herbeigeführt hatte. Ich habe

gesehen, wie man drei oder vier Kinder im Ofen verbrannte; ein anscheinend vor der Zeit geborenes Kind, das für die Messe der Madame Montespan auf Anordnung meiner Mutter übergeben wurde, hat Guibourg in ein Becken gelegt, ihm die Kehle durchgeschnitten, das Blut zusammen mit der Hostie in den Kelch gefüllt und konsekriert. Nachdem er seine Messe beendet hatte, entnahm er die Eingeweide des Kindes. Meine Mutter hat das alles am folgenden Tag zur Dumesnil gebracht, um es zu destillieren. Das Blut und die Hostie hat Madame de Montespan in einer Glas-Phiole mitgenommen. Den Körper des Kindes hat meine Mutter im Ofen verbrannt.

...Ich glaube, daß die Dumesnil das Kind für die Messe der Madame de Montespan gebraucht hat.

Bei der Konsekration hat Guibourg die Namen des Königs und der Madame de Montespan genannt.

Aussagen des Abbé Guibourg

Leroy, Vorsteher der Pagen des kleinen Marstalls, hat als erster mit mir darüber gesprochen, für Madame de Montespan zu arbeiten, und er hat mir 50 Pistolen und eine Pfründe von 2000 Livres versprochen. Die erste Messe, die ich in dieser Absicht gelesen habe, ist in Ménil gewesen, in der Nähe von Monthléry, auf dem Bauch einer Frau, die dorthin gekommen war mit einer anderen vornehmen Person. Zur Konsekration habe ich folgende Beschwörungsformel gesprochen:

»Astaroth, Asmodeus, Fürsten der Freundschaft, ich beschwöre euch, das Opfer anzunehmen, das ich euch darbringe mit diesem Kinde für die Dinge, die ich von euch erbitte, nämlich daß die Freundschaft des Königs und des Monseigneurs le Dauphin für mich fort dauere und daß ich von den Prinzen und Prinzessinnen des Hofes hoch geachtet werde, daß mir nichts verweigert werde von all dem, worum ich den König bitten werde, ebenso für meine Eltern wie Bedienten!«

Ich habe in der Beschwörung die Namen des Königs und die der Madame de Montespan genannt. Das Kind, das bei dieser Messe geopfert wurde, habe ich um einen Taler gekauft. Ein großes Mädchen hatte es mir angeboten. Ich habe das Blut des Kindes, in dessen Kehle ich mit einem Federmesser gestochen habe, herauslaufen lassen und in einen Kelch gegossen. Dann wurde das Kind weggenommen und

an einen anderen Ort gebracht. Später brachte man mir das Herz und die Eingeweide zurück, damit ich eine zweite Messe lese, die dazu dienen sollte – nach dem, was mir Leroy und der Edelmann gesagt hatten –, Pulver für den König und Madame de Montespan herzustellen. Die Dame, für die ich die Messe gelesen habe, hat immer herunterhängende Haare gehabt, die ihr das Gesicht und die Hälfte der Brust bedeckt haben. Ich habe eine zweite Messe in einer Ruine auf den Wällen von Saint-Denis, auf der gleichen Frau, mit denselben Zeremonien gelesen, und die Pelletier hat sich auch dazu eingefunden. Die dritte Messe habe ich in Paris bei der Voisin auf derselben Frau gelesen, es kann acht oder neun Jahre her sein, vielleicht aber auch schon dreizehn oder vierzehn Jahre.

Vor fünf Jahren habe ich nochmals eine solche Messe mit denselben Absichten bei der Voisin auf der gleichen Person gelesen, von der man immer gesagt hat, es sei Madame de Montespan. Hierbei ist auch die Lapotre zugegen gewesen. Nachdem alles beendet gewesen war, wollte ich meinen Mantel von einem Stuhl nehmen, da fand ich dort ein Schriftstück, das die Kopie eines Paktes sein mußte, weil es nur aus Papier gewesen, denn die Pakte selbst müssen auf Jungfernpergament geschrieben sein. Dort las ich diese Worte:

»Ich... Tochter des... ich erbitte die Freundschaft des Königs und des Monseigneur le Dauphin, und daß sie für mich fortdauern möge, daß die Königin unfruchtbar sei, daß der König ihr Bett und ihren Tisch verlasse um meiner willen, daß ich von ihm all das erlange, worum ich für mich und meine Eltern bitten werde, daß meine Bedienten und mein Gesinde ihm angenehm seien, daß ich geliebt und geachtet werde von den großen Herren, daß ich gerufen zu werden vermöchte zu den Ratsversammlungen des Königs und das zu erfahren vermöchte, was sich dort ereignet, und daß diese Freundschaft stärker zunimmt als in der Vergangenheit, der König die Valière verlasse und nicht mehr beachte, und daß, indem die Königin verstoßen wird, ich den König heiraten könnte...«

Und als ich gerade bei der Lektüre war, wurde mir dieses Papier aus den Händen gerissen. Ich habe immer die Hostie und das konsekrierte Blut der Kinder in den Gefäßen, die man mir gegeben hat, gelassen. Die Hostie war in kleine Teile zerschnitten.

Ich habe bei der Voisin, bekleidet mit der Albe, der Stola und dem Manipel, eine Beschwörung in Gegenwart der DesOeillets gemacht, die verlangt hat, einen Zauber für den König zu machen. Sie war begleitet von einem Mann, der mir die Beschwörungsformel übergab. Zu dieser Beschwörung war Sperma beider Geschlechter nötig. Da aber die DesOeillets gerade ihre Tage hatte, habe ich etwas von ih-

rem Blut in einen Kelch geschüttet. Dann ging ich mit ihr in ein Nebenzimmer und ihr Begleiter gab etwas Sperma hinzu. Schließlich haben wir noch pulverisiertes Blut der Fledermaus und Mehl hinzugegeben, um der Mischung eine festere Form zu geben. Als ich die Beschwörungsformel gesprochen hatte, gab ich das Ganze aus dem Kelch in ein kleineres Gefäß, das die DesOeillets und ihr Begleiter mitnahmen.

Görres benutzte als Quelle das Werk: -Histoire de Magdelaine Bavent, religieuse du monastere de Louis de Louviers. Avec sa confession generale et testamentaire ... Paris 1652.

Geboren im Jahr 1607 in Rouen, hatte ich meine Eltern etwa im neunten Jahre verloren; wurde von einem Onkel bis zum zwölften erzogen, und blieb dann bis zum sechzehnten im Hause einer Frau, um nähen zu lernen. Damals wurde in Louviers ein Kloster nach der Regel des heiligen Franziskus angelegt, zu welchem Heiligen ich immer eine besondere Zuneigung hatte. Ich wünschte daher, dort aufgenommen zu werden; die Meinigen verwendeten sich für mich, und ich erhielt die Aufnahme. Ich betrat das Kloster in der Absicht, wie ich auf meine Seele schwören kann, dem Herrn dort in aller Aufrichtigkeit zu dienen, und begann in dieser Intention mein Noviziat. Wir hatten aber einen furchtbaren Menschen, der uns leitete, den Priester David. Er las mit uns das Buch eines Kapuziners vom Willen Gottes; legte aber dies in einer ganz absonderlichen Weise aus, worin unsere Novizenmeisterinnen ihm gänzlich beistimmten. Unter dem Vorwande, den vollkommenen Gehorsam zu erlangen, der auch die schwersten und naturwidrigsten Dinge überwinden müsse, führte er grauenvolle Dinge ein. Er sagte: man müsse die Sünde durch die Sünde töten, um auf diese Weise zur Unschuld unserer ersten Eltern zurückzukehren, die vor ihrem Falle nicht die Scham gekannt. Die unter uns galten nun für die heiligsten und tugendhaftesten, die ganz nackt im Chor und im Garten erschienen, und in diesem Zustande Tänze aufführten. Wir wurden gewöhnt, uns zu betasten; jede Art unnatürlicher Sünden, wie sie das Heidentum gekannt, zu üben; das Bild des Gekreuzigten und das Altarsakrament in alle Weise zu mißbrauchen. Ich sträubte mich anfangs gegen diese Abscheulichkeiten und galt deswegen für eine ungehorsame, eigensinnige, hoffärtige und widerspenstige Person, die auf ihren Sinn versessen sei. Als ich einst nackt bis zum Gürtel zur Kommunion gehen sollte, hatte ich dessen mich geweigert, ich mußte aber nachgeben; als ich mich mit dem Altartuche am kleinen Gitter bedecken wollte, wurde mir dieses weggezogen, und als ich mich darauf meiner Hände zur Verhüllung bediente, gebot mir David, sie zu falten. Mein Gewissen machte mir stete Vorwürfe über alle diese Dinge; David sagte: das seien keine

Sünden, und ein anderer Beichtvater, den ich verlangte, wurde mir nicht gestattet. Ich trat daher aus dem Kloster aus; unerfahren aber, wie ich war, nahm ich die Stelle einer Pförtnerin des Klosters, die man mir anbot; und so blieb ich, meiner Indiskretion gänzlich überlassen, in diesem Amte, wenngleich außer dem Kloster, doch fort-dauernd mit ihm verbunden. Ich war Ende Januar ausgetreten, zu Lichtmeß reiste David nach Paris, kehrte dann Ende der Faste zurück und starb am Montag der heiligen Woche. Zwischen uns war nichts, einige Lüsternheiten ausgenommen, vorgefallen; aber vor der Reise hatte er mir ein Kistchen anvertraut mit dem Verbote, es nicht zu öffnen. Die Neugierde hatte mich aber angetrieben, dies sein Geheiß nicht zu achten, und ich hatte ein Papier, von ihm mit unbekannter Schrift geschrieben, darin gefunden, bei seiner Rückkehr ihm aber alles zurückgegeben. Ich hatte ihn dann eine kurze Zeit während seiner Krankheit, wie es scheint, an einem syphilitischen Geschwür, gepflegt; und an seinem Todestage hatte er dies Papier dem Mathurin Picard gegeben und ihn zu seinem Nachfolger im Kloster, in seinem Sinne und Geist, ernannt und in geheimer Unterredung seiner Sorge mich empfohlen. Dies Papier war das Papier der Blasphemien, das immer auf dem Sabbat gebraucht wurde.

So war ich im Pförtneramte, Picard aber Beichtvater und Direktor des Klosters. Ich war nun in schlechtere Hände denn zuvor gefallen; seine Insolenz gegen mich wuchs schnell, und wenn ich auch seiner mich zu erwehren versuchte, ich vermochte es nicht; denn er hielt mich in Ketten der Hölle fest. Zu Ostern sollte ich ihm meine Beichte ablegen; aber nachdem ich kaum angefangen, wollte er mich nicht weiter hören; alles, was ich vorbrachte, sagte er, seien keine Sünden. Er gab eine leidenschaftliche Liebe vor, die er für mich hegte, bat um Gegenliebe, und begann mich zu liebkosen. Ich hatte seit dieser Beichte keine von anderer Art bei ihm; alle haben dieser sakri-legenden und verdammenswerten geglichen. Doch habe ich diesen un-seligen Priester nie aus Herzensgrund geliebt und weiß nicht, durch welche Gewalt er mich an sich gebunden und mich also gebunden gehalten. Es ist ein Jammer, wenn man den Seelen nicht selbst die Wahl ihres Beichtvaters überläßt, und sie an einen bindet, der sie verderben kann. Man kannte unser Verhältnis im Kloster; selbst außen drangen viele darauf, mich aus der Gefahr zu reißen; man wollte aber im Kloster mir keinen andern Beichtvater gestatten. Wahr ist's, daß ich selber dabei keineswegs tat, sei es Beschränktheit oder Hang zum ungebundenen Leben, was ich hätte tun sollen. Er verfolgte mich immerfort, und ließ selbst in einer heftigen Krank-heit, wo ich von Sinnen und mehr tot als lebendig war, nicht ab von

mir. Doch erreichte er, meines Widerstandes wegen, all die Zeit nicht seinen ganzen Willen mit mir; außer einmal, wo er krank war, oder sich nur krank stellte, und nun mehr Gewalt als Zureden anwendend meine Zustimmung mir abgewann. Was man von einem ähnlichen Vorgange in der Kirche gesagt hat, ist, Gott sei Dank! bis auf einen Versuch von seiner Seite unbegründet. Das war übrigens nicht das einzige, was er mit mir vorhatte, meine Ehre mir zu rauben; noch ein anderes war's, was ich nicht ahnte, weil ich seine Teufelskünste nicht kannte. In meiner Krankheit hatte er ein Papier, dessen Inhalt ich nicht kannte, von mir unterzeichnen lassen. Einst gab er am Altar eine Hostie mir in die Hand, und meine Hand dann drückend, zerbrach er sie, daß die Stücke auf die Erde fielen. Ebenso wollte er mich von dem Weine trinken lassen, den er nach Vollendung des Meßopfers im Kelche zurückgelassen, was ich jedoch nie tat. Einst sagte er zu mir: Mein Herz, ich erbaue diese Kirche, nach meinem Tode wirst du Wunder sehen; stimmst du nicht ein? Ich sagte ja, ohne den Sinn seiner Worte zu verstehen. Ich hatte nur Sorge meiner Ehre wegen; er fürchtete seinerseits, ich möge schwanger sein: darum willigte er auch ein, daß ich wieder ins Kloster ging, was keine Schwierigkeiten hatte, da er eine Summe Geldes dafür hergab. Ich fand dort noch immer im Noviziat denselben Schmutz wie zuvor, obgleich Picard nicht ganz so frei bei den Nonnen aus- und einging, als David zuvor getan. Kaum 15 Tage war ich dort, so versuchte er in den Garten zu kommen, wo ich mich befand. Er folgte uns, und nachdem er an einen gewissen Ort gekommen, suchte er eine Hostie in einem Buche, das er bei sich hatte, und nahm damit einige Tropfen Blutes auf, die zur Erde gefallen, da ich mich gerade menstruiert befand. Er wickelte sie ein, rief mich auf den Kirchhof, und brauchte meinen Finger, um sie dann in eine Öffnung nahe bei einem Strauch zu schieben. Er hat mir nie etwas von der Sache weiter geredet; aber ich bekam eine große Neigung, immer an diese Stelle hinzugehen, und habe dort viele schmutzige Versuchungen gehabt und viel Unreines geübt. Später, ich glaube bald nach Ablegung meines Gelübdes, forderte er eine Abschrift meiner Profession; ich schrieb sie, und er diktierte. Dann sagte er, als ich sie unterschreiben wollte, ich müsse jetzt mein Ziel in das seinige einschließen; wenn er vor mir sterbe, müsse ich gleichfalls sterben wollen; wenn er verdammt oder gerettet werde, das gleiche Los für mich wählen. Ich hatte großen Schrecken deswegen, und nach vielem Widerstand gab ich nur eine äußere Zustimmung, bis, wie ich glaube, auf den Punkt von der Verdammnis hin. Ich hatte unterdessen fortdauernd manche Gewissensbeängstigung, und wollte dem Beichtvater der Kranken im Hospital, das wir

besuchten, meine Beichte ablegen. Picard, der es merkte, eilte nun, seine Absicht auszuführen. Eines Tages, als er mir die Kommunion am Gitter reichte, berührte er mir mit dem Finger die Brust durch den Schleier, und sagte statt der gewöhnlichen Worte: Du wirst sehen, was dir darauf begegnet. Ich ging auf meinen Platz im Chor, aber die Unruhe trieb mich in den Garten, wo ich mich unter einen Maulbeerbaum setzte. Da erschien mir eine Katze, die die Hinterfüße mir auf die Knie, die vorderen auf die Schulter setzte, und nun den furchbaren Rachen mir vor dem Mund sperrte, als wenn sie die Kommunion aus ihm nehmen wolle. Ob das geschehen, weiß ich nicht; denn ich blieb wohl eine Stunde sitzen, unfähig, das Kreuz zu machen, oder das Tier zu verjagen. Picard sah mich an selbem Tage, und als ich fragte: ob das all die Herrlichkeit sei, die ich an diesem Tage zu sehen bekommen sollte? erwiderte er: Du wirst noch ganz andere Dinge sehen! Zwei oder drei Tage nachher sagte er: Mein Herz! wir haben uns jetzt gesehen, willst du nicht, daß wir uns nochmal sehen? Ich sagte ja, zum Verderben meiner Seele. In der Nacht gegen elf, nachdem ich schon geschlafen, hörte ich mich wie von einer Nonne rufen. Ich stand auf, und als ich zur Türe gekommen, verlor ich die Besinnung und fühlte mich an einen Ort getragen, wo neben Picard mehrere Geistliche und Nonnen waren. Er sagte sogleich: Liebe, habe ich dir nicht gesagt, daß wir noch heute uns sehen würden? Ich erwiderte: Ja; aber ich glaubte nicht, daß es außerhalb des Klosters sein würde; auch ist mir diese Versammlung unbekannt. Er sagte, ich solle mich darum nicht kümmern; und so lockte er eine formale Beistimmung zu allem was hier geschehen, und er insbesondere tun würde, die einzige förmliche, von mir heraus. Immer aber wollte mein Gewissen sich nicht ganz beschwichtigen lassen; Picard wußte es recht wohl, und traute mir deswegen nie ganz, hat mich auch nie in seine Geheimnisse eingeweiht. Am Tage nach jenem Vorgange entdeckte ich alles dem Beichtvater Langlois; aber war er des Gegenstandes kundig oder nicht, er hat mir nicht gesagt, daß ich auf den Sabbat geführt worden, und ließ mich ohne Rat. Sechs Monate später sagte ich ihm von meinen öfteren Entführungen; was um so leichter sich ausführen ließ, da man ihm den Beichtstuhl des Klosters gegeben, und Picard, Verdachtes wegen, davon entfernt. Ich hatte mir eine Generalbeichte vorgenommen, und schon drei Viertel davon abgelegt, als Picard die Sache erfuhr, und mich an's Sprachgitter rufen ließ. Er fragte: warum ich so lange bei dem neuen Beichtvater verweilt? Ich erwiderte: um eine allgemeine Beichte abzulegen. Wohl, sagte er, meine Hand berührend: Du hast angefangen, wirst aber nicht zu Ende kommen! Er hatte wahr gere-

det, indem er, wie er mir hernach gestanden, einen Zauber zwischen mich und den Beichtvater gelegt; es war, wenn ich anfang, als schließe dieser mir den Mund, und treibe die Sünden zurück. Erschien mir gegenüber wie gebunden; ich aber, sowie ich den Beichtstuhl betrat, wurde furchtbar geplagt. Es warf sich häuserschwer auf mich, wenn ich beginnen wollte; schlug mir das Haupt gegen die Wände, und warf mich an den Boden. Man hörte die Schläge, die ich erhielt; man sah mich davon aufgeschwollen und schwarz und blau, ohne zu wissen, woher sie kamen. Nach den Kommunionen wurde ich umgekehrt, die Füße nach oben gerichtet, und ich fand mich zum Erbrechen des Genommenen angeregt. Ich schrieb an den P. Benedict, der Brief aber wurde mir genommen. Ich schrieb an den Bischof von Evreux; meine Briefe, die zum Teil noch vorhanden, machten erst im fünften Jahre meiner Plagen Eindruck.

Während meines Gefängnisses in hiesiger Stadt bin ich, auf meine früheren Aussagen hin, von vielen Leuten um nähere Auskunft über den Sabbat angegangen worden. Mein Beichtvater aber hatte mir verboten, mich gegen andere Individuen als die Richter darüber zu erklären; darum schwieg ich, ein Schweigen, das mir manche Demütigung von seiten der unbefriedigten Neugierde, die nun an meine Bekehrung nicht glauben wollte, zugezogen. Jetzt, wo ich die Erlaubnis habe, mich darüber auszulassen, will ich alle nötige Auskunft darüber geben; damit jeder die Schwere meiner furchtbaren Verbrechen erkenne, und den Schauplatz derselben verabscheuen lerne. An mir ist es dabei, mit Aufrichtigkeit zu erzählen, was ich gesehen zu haben glaube; die Leser werden nach ihrer besten Einsicht in meinem Berichte das unterscheiden, was sie für reell halten, von dem, was ihnen Illusion zu sein scheint. – Nie wurde ich anders, als zur Nachtzeit entführt, und nachdem ich geschlafen hatte. Gewöhnlich vor der Mette, die bei uns um Mitternacht eintrat, war es mir einmal, zweimal, bisweilen in längeren unbestimmten Zwischenräumen, als würde ich von einer Nonne gerufen. Ich fuhr aus dem Schlafe auf, um zu antworten; und wenn ich aufstehend zur Türe meiner Zelle kam, fühlte ich mich davongeführt, ohne unterscheiden zu können, wie und von wem; denn ich hatte alles Bewußtsein verloren, bis ich an dem verwünschten Orte angelangt. Mein Aufstehen gab, wie mein Beichtvater hernach bemerkte, die Veranlassung zu der Entführung; ich dachte jedoch damals nicht daran. Salbe oder etwas anderes habe ich aber nie gebraucht, es geschah durch die Gewalt des Picard; aus mir selbst, und triebe mich auch das größte Verlangen, mich dort einzufinden, würde ich es nicht vermögen. Nach einer, anderthalb, zwei oder drei Stunden Abwe-

senheit fand ich mich wieder in meiner Zelle, und legte mich zu Bette. Der Ort, wo der Sabbat abgehalten wurde, ob in oder außer dem Kloster, ist mir unbekannt; ich habe das einzelne nicht mit hinreichender Klarheit erkannt, um eine Beschreibung davon machen zu können; ich würde daher die Welt anlügen, wollte ich eine Zeichnung davon entwerfen. Ich erinnere mich bloß, daß der Ort eher enge als weit gewesen; keine Sitze waren dort, um sich niederzulassen, aber es war hell, wegen der Lichter, die wie Fackeln auf dem Altare standen. Die Gesellschaft, die dort erschien, war nicht zahlreich; nur Priester und Nonnen habe ich dort gesehen, Weltliche selten; vielleicht war es nicht ihr Sabbat. Die bösen Geister waren häufig zugegen, in halb menschlicher, halb tierischer Gestalt, bisweilen allein in der ersten; Picard, bei dem ich mich dort immer fand, bezeichnete sie mir jedesmal ausdrücklich. Ich habe sie nie, wie die Nonnen zu erzählen pflegten, in Bocksgestalt gesehen; ihr Ort war immer nahe am Altar; doch habe ich nie eine ihnen geleistete Anbetung wahrgenommen. Wenn ich des Altars erwähne, so geschieht es, weil wirklich ein solcher da gewesen, wo die Priester Messe lasen; und die bösen Geister standen deswegen dem Altar so nahe, weil sie zu ihrem Lobe gelesen wurde; ich aber sah vielleicht keine Anbetung, die doch, wie mein Beichtvater sagte, das höchste war. Die Hostie war den unsrigen gleich, doch schien sie mir immer rötlich und ohne Bild, wovon ich urteilen kann, weil man auch dort kommunizierte. Man machte auch die Elevation, und ich hörte dabei furchtbare Blasphemien aussprechen. Die Messe wurde mit dem Papier der Blasphemien abgehalten, das man in ihr als Kanon sowie bei allen Weihen und Prozessionen ablas, und das die furchtbarsten Verwünschungen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, des heiligsten Altarsakraments, der anderen Sakramente, und der Zeremonien der Kirche enthielt, und in einer mir unbekanntten Sprache geschrieben war. Wenn man Gelage abhält, was jedoch meines Wissens nur ein- oder zweimal geschah, so wird dabei Menschenfleisch gegessen. Ich habe dort auch eine Art von Register gesehen, aber auch in einer mir unbekanntten Schrift geschrieben, die der im Testamente des Priesters David, die man mir bei Gerichte vorgelegt, am meisten zu ähneln schien. Picard hat mir wohl von einem Verzeichnisse der Malefizien und der Zauberleute geredet, er hat mir es aber nie mitgeteilt. Die Justiz hat mich vielfach um die Namen der auf dem Sabbat Anwesenden gefragt, aber ich sage in Wahrheit: man spricht diese Namen dort an den Orten des Schreckens nicht aus; man lernt sie also da nicht kennen, wenn man von anderwärts her nicht Bekanntschaft mit ihnen hat; wozu mein abgeschlossenes Leben mir keine

Gelegenheit verschaffte. Jeder ist auch da mit seinem eigenen gottlosen Tun so sehr beschäftigt, daß er auf andere wenig acht hat, wenn er nicht mit ihnen, wie ich mit Picard, in anderer Weise verbunden ist. Auch von den zur Stelle gefallenen Reden weiß ich wenig Bescheid, denn außer den öffentlichen Akten wird nur leise gesprochen, des Geheimnisses wegen. Ich bin überhaupt nicht so wissend in den Mysterien der Finsternis, als man glaubt; diese meine Schrift ist eine Art von offener Beichte, angesichts der Kirche Gottes, zu einiger Genugthuung für die Skandale, die ich gegeben, und sie soll nur Wahrheit enthalten, und der möglichst nahe kommen, die ich einst vor meinem höheren Richter ablegen werde. Außer Picard, den ich allzeit bei mir gesehen, und ohne den ich mich nie dort gefunden, habe ich noch seinen Vikar Boullé erkannt; neben ihnen mehrere Priester, deren Namen ich nicht kenne, bei den dortigen Zeremonien beschäftigt; dann noch vier Nonnen meines Klosters: Catharina vom Kreuze, Catharina von St. Genovefa, Elisabeth von der Nativität und Anna Barré; die letztere jedoch selten. Von den andern, die ich dort von Gesicht erblickt, ohne ihre Namen zu kennen, sind mir zwei besonders aufgefallen: Einer 50–60 Jahre alt, violett gekleidet, schwarzes, mit Grau gemischtes Haar, mittlerer Größe, gesetzt, aber übel auf den Füßen; und eine andere, über die man mich immer ausgefragt, und von der die Nonnen unter dem Exorzism ausgesagt: es sei die Mutter Franziska oder Simonette von Paris, die ehemalige Oberin des Klosters von St. Louis, die sich dann in die Hauptstadt zurückgezogen. Sie wurde mir aber nie auf dem Sabbat genannt, und ich habe sie auch persönlich nie gekannt; wünsche auch von Herzen, sie nie dort gesehen zu haben.

Alle Handlungen, die ich auf dem Sabbat habe verüben sehen, sind ehrlos, und es ist unmöglich, daß ich anders als mit Schauer ihrer gedenke. Die mich um das einzelne befragen, wissen nicht, welche Pein sie mir damit antun; mein Beichtvater selbst hat mich, der Scham und Verwirrung wegen, in der er mich immer dabei gesehen, nur um das Nordürftigste befragt. So viel ist gewiß: die Heiligen Gottes tun große Dinge, die Unheiligen des Teufels aber geben ihnen darin auf der andern Seite nichts nach. Die Bosheit der Priester, die den Sabbat besuchen, treibt sie bisweilen, über große Hostien Messe zu lesen, sie dann in der Mitte auszuschneiden, auf ein in gleicher Weise zugerichtetes Pergament zu kitteln, und dann sie in schändlicher Weise zu ihren Lüsten zu gebrauchen. Bei dergleichen habe ich freilich nur ein- oder zweimal mitgewirkt, und es wäre besser, solche scheußliche Laster vergessen zu machen, als sie in Erinnerung zu bringen; weil ich aber meine Generalbeichte hier ablege, kann ich sie

nicht mit Stillschweigen übergehen. An einem Gründonnerstag hatten Picard und Boullé vier Hostien mitgebracht; sie nahmen deren zwei in den Mund, gaben dann zwei andere jener obenerwähnten Simonette und mir, zuletzt vertauschten sie die genommenen; das diente, um den Bund zu stärken. Eines Nachts, nachdem das Papier der Lästerung eine Zeitlang in Prozession umgetragen worden, wurde ein kleines Kreuz herbeigebracht, an das man eine große Hostie mit kleinen Nägeln, an den Händen und Füßen der darauf befindlichen Figur, befestigt; zugleich mußte jedes von uns auch die Seite verwunden. Es flossen zwei oder drei Blutstropfen aus, die man sammelte, und mit der Hostie verbunden zu Zaubermitteln brauchte. Das heißt ohne Zweifel, den Herrn zum andernmale kreuzigen; wie ich dergleichen dann oft, selbst an Hostien, die auf dem Sabbat geweiht worden, üben gesehen, ohne daß jedoch aus diesen Blutgeflossen. Ein Priester brachte einst eine Hostie auf den Sabbat, um sie zu verbrennen; aber diesmal erschien der Erlöser selber, und schlug den Priester mit seinen Blitzen, daß nichts mehr von ihm zu finden; die Hostie aber fuhr in die Höhe. Die Dämonen flohen, alles war in Bestürzung, aber das statuierte Beispiel machte doch keineswegs den Versammlungen ein Ende. Ich sah einen andern Priester einen Kelch mit dem Blute des Herrn auf den Sabbat tragen. Er stieß mit dem Messer hinein, das ganz blutig wurde. Ein zweiter tat ebenso, und die Substanz wurde gleichfalls zu Blut; und als ein dritter die Sache wiederholte, lief es aus dem übervollen Kelche auf die Erde über. Der Herr in Begleitung der heiligen Jungfrau und mehrerer Heiligen kam herzu und gebot den fliehenden Dämonen, zu bleiben. Die Priester wurden in Asche verwandelt, und nicht ferner mehr gesehen; das Blut aber wurde mit der Erde gesammelt und hinweggenommen. Wenn diese Dinge reell also vorgegangen, worüber ich das Urteil andern anheimstelle, so sind das große Abominationen, und daneben große Wunder, und meine Überzeugung von der reellen Gegenwart des Erlösers im heiligsten Sakrament hat sich durch alle diese Vorgänge, wo Erde und Hölle sich in ihrer Wut gegen ihn verbunden, nur bekräftigt. An einem Karfreitag brachte eine Frau ihr neugeborenes Kind; man beschloß, es an ein Kreuz zu heften. Die Nägel wurden durch Hostien getrieben, durch welche hindurch man es annagelte; andere Nägel wurden als Krone in das Haupt geschlagen, sowie man ihm auch die Seite durchbohrte, hernach wurde es zu Malefizien verwendet. Zwei Menschen, die sich vielleicht aus Neugierde auf den Sabbat verirrt, wurden, weil sie sich weigerten, an seinen Gottlosigkeiten teilzunehmen, dort gekreuzigt und getötet. An einem Gründonnerstag habe ich die Cöna in einer

furchtbaren Weise aufführen sehen. Man brachte ein ganz gebratenes Kind, und es wurde von den Anwesenden gegessen; ich weiß nicht mit vollkommener Gewißheit, ob ich daran teilgenommen. Ich habe meinem Beichtvater gesagt: es möge wohl also gewesen sein, doch schien es mir, ich habe bald abgelassen, weil das Fleisch mir sehr fad vorkam. Während des Mahls ging ein Dämon um die Tafel und schrie: Nicht einer unter euch wird mich verraten! Ich glaube, sie wiederholen bei diesen Worten das Versprechen, das sie sich gegeben, einander nicht zu verraten, sondern dem Teufel getreu zu bleiben. Das ist alles, was mir mit Sicherheit vom Sabbat im Gedächtnis geblieben; nachdem ich sorgfältig in meinem Gewissen nachgeforscht, und darüber gar oft befragt worden bin. Man darf nicht glauben, daß man ein Mehreres von mir erfragen könne, als ich meinem Beichtvater gesagt, da er mich zum Tode vorbereitet. Das Urteil über die Realität dieser Dinge überlasse ich der Unterscheidungskraft anderer; die Justiz aber bitte ich, wenn sie auf mein Zeugnis Rücksicht nimmt, nur auf das zu achten, was ich mit Sicherheit sagen kann. So lange Picard lebte, wurde ich übrigens immer auf den Sabbat geführt.

MARQUIS DE SADE

Justine im Kloster Sainte-Marie-des-Bois

Ich war zweiundzwanzig Jahre alt und obgleich zart und schlank, doch von robuster Gesundheit. Mein Aussehen war so, daß man es zu meinem Pech mehr lobte, als mir lieb war, und ich besaß einige, mir zwar immer zum Schaden gereichende Tugenden, die mich aber innerlich doch trösteten und mir die Hoffnung gaben, daß die Vorsehung sie schließlich belohnen oder mindestens das von ihnen heraufbeschworene Leid lindern werde.

Voller Hoffnung und Mut setzte ich meinen Weg bis nach Sens fort. Da aber bereiteten mir meine schlecht verheilten Füße unerträgliche Schmerzen. Ich beschloß, einige Tage auszuruhen; ich wagte jedoch nicht, irgend jemanden in die Ursache meines Leidens einzuweihen. Es fiel mir ein, daß Rodin bei ähnlichen Wunden bestimmte Medikamente anwendete. Die kaufte ich und kurierte mich selber aus. Nach einer Ruhewoche war ich vollständig wiederhergestellt. Vielleicht hätte ich auch in Sens eine Stellung gefunden. Ich war aber von der Notwendigkeit überzeugt, mich weiter entfernen zu müssen, und so wollte ich mich dort erst gar nicht nach einer Arbeit umsehen. Ich setzte meinen Weg fort in der Absicht, in der Dauphiné mein Glück zu versuchen. In meiner Kindheit hatte ich viel von dieser Gegend sprechen gehört. Dort mußte das Glück zu finden sein, dachte ich mir. Wir werden sehen, wie es mir erging.

Noch in keiner Lebenslage hatte ich mein religiöses Bekenntnis aufgegeben. Ich verachtete die eitlen Sophismen der Freigeister. Sie erschienen mir weit mehr das Ergebnis der Libertinage als das einer festen Überzeugung. Mit Herz und Gewissen trat ich ihnen entgegen und fand in beidem die Kraft, ihnen zu begegnen. Wenn mich das Unglück auch zuweilen zwang, meine Andachten zu vernachlässigen, so holte ich dieses Versäumnis doch bei jeder Gelegenheit nach. Ich war am 7. Juni von Auxerre aufgebrochen. Niemals werde ich diesen Tag vergessen. Etwa zwei Meilen hatte ich zurückgelegt. Die Hitze begann drückend zu werden. Ich beschloß, eine kleine waldige Erhebung – etwas abseits zur Linken des Weges – zu besteigen. Dort wollte ich mich erfrischen und ein paar Stunden schlafen, und zwar wohlfeiler als in einer Herberge und sicherer als dicht neben der Landstraße. Ich steige bergan und lasse mich am Fuße einer Eiche nieder. Nach einem einfachen Mahl bestehend aus etwas Brot

und Wasser, gebe ich mich den Wonnen des Schlafes hin. Zwei Stunden lang schlummere ich völlig ungestört. Beim Erwachen betrachte ich mit Muße die vor mir liegende Landschaft, wohlgemerkt seitab des Weges. Etwa drei Meilen entfernt glaubte ich, mitten aus einem sich bis zum Horizont erstreckenden Wald heraus einen kleinen Kirchturm unscheinbar in die Höhe ragen zu sehen.

»Süße Einsamkeit«, sagte ich mir, »wie beneide ich dich um deine Wohnstätte! Das dort muß die Zuflucht einiger Nonnen oder heiliger Einsiedler sein, die einzig ihren Pflichten leben, sich ganz der Religion geweiht haben und sich abseits von der verderbten Gesellschaft halten, in der das Verbrechen, unablässig die Unschuld bekämpfend, am Ende doch immer triumphiert. Ich glaube sicher, dort leben alle Tugenden vereint.«

Ich war in diese Überlegungen versunken, als ich plötzlich ein junges Mädchen meines Alters schafehütend auf dem Plateau erblickte. Ich fragte sie nach jener Siedlung. Sie erwiderte mir, was ich dort sähe sei ein Rekollektenkloster, bewohnt von vier Einsiedlern, deren Religiosität, Enthaltensamkeit und Bescheidenheit unvergleichlich sei. »Einmal im Jahr pilgern die Leute dorthin«, sagte das Mädchen, »wegen einer wundertätigen Jungfrau, die den Gläubigen alle Wünsche erfüllt.«

In meiner Sehnsucht, sogleich zu Füßen der heiligen Gottesmutter um Beistand zu flehen, fragte ich das Mädchen, ob sie mich dorthin begleiten wolle. Sie sagte mir, das sei ihr unmöglich, da ihre Mutter sie jeden Augenblick zu Hause erwarte. Der Weg sei aber leicht zu finden. Sie zeigte ihn mir und sagte, der Pater Guardian, einer der achtbarsten und heiligsten Menschen, werde mich nicht nur freundlich empfangen, sondern mit auch Hilfe bieten, sofern ich derer bedürfe.

»Ehrwürdiger Vater Raphael wird er genannt«, fuhr das Mädchen fort. »Er ist Italiener, hat aber sein ganzes Leben in Frankreich zugebracht. Er liebt die Einsamkeit und hat einige beachtliche Vergünstigungen des Papstes, mit dem er verwandt ist, abgelehnt. Er stammt aus einer bedeutenden Familie, ist etwa fünfzig Jahre alt, sanftmütig, hilfsbereit und voller Eifer und Frömmigkeit. Überall in der Umgebung gilt er als ein Heiliger.«

Der Bericht der Hirtin hatte mich noch mehr begeistert. Unmöglich konnte ich dem Wunsch länger widerstehen, zu diesem Kloster zu pilgern und die Nachlässigkeit, deren ich mich schuldig gemacht hatte, durch vielerlei fromme Übungen wiedergutzumachen. Ich gebe dem Mädchen eine kleine Gabe, so sehr ich meinerseits der Almosen bedarf, und mache mich auf den Weg nach Sainte-Marie-

des-Bois (so hieß das Kloster, dem ich mich zuwendete). Als ich mich wieder in der Ebene befand, war der Glockenturm nicht mehr zu sehen, und ich hatte nur noch den Wald zu meiner Orientierung. Ich hatte meine Wegweiserin nicht gefragt, wie viele Meilen es von dort, wo wir uns getroffen hatten, bis zum Kloster waren. Ich merkte bald, daß die Entfernung eine weit größere war als ich geschätzt hatte. Aber nichts konnte mich entmutigen. Ich gelange an den Waldrand; da es noch hell ist und ich das Kloster mit Sicherheit vor Einbruch der Nacht zu erreichen glaubte, entschlief ich mich, in den Wald einzudringen. . . . Doch keine Spur von einem Menschen und kein einziges Haus war zu sehen. Als Weg gab es lediglich einen kaum ausgetretenen Pfad, den ich auf gut Glück einschlug. Von dem Hügel bis hierher hatte ich schon mindestens fünf Meilen zurückgelegt. Und ursprünglich meinte ich, es könnten mich höchstens drei Meilen von meinem Ziel trennen. Aber noch immer war nichts davon zu sehen. Als die Sonne schon fast untergegangen war, hörte ich endlich Glockenläuten, jedoch mindestens eine Meile von mir entfernt. Ich orientierte mich nach dem Schall und beschleunigte meine Schritte. Der Pfad wurde etwas breiter. . . . Nach einer Stunde Weges von dem Augenblick an, in dem ich die Glocke gehört hatte, bemerkte ich endlich einige Hecken und bald darauf das Kloster. Nichts konnte wilder sein als diese Einsamkeit: Kein einziges Haus gab es in der Nachbarschaft – das nächste Anwesen war sechs Meilen von hier –, und im Umkreis von drei Meilen nichts als Wald. Das Kloster lag in einer Mulde. Ich brauchte ziemlich lange, um hinabzusteigen. Aus diesem Grunde hatte ich auch in der Ebene den Glockenturm aus den Augen verloren. Gegen die Mauer des Innengebäudes war die Hütte eines mit der Gartenarbeit betrauten Klosterbruders gebaut. An ihn mußte man sich wenden, wenn man Zutritt begehrte. Ich frage diesen heiligen Eremiten, ob es erlaubt sei, den Pater Guardian zu sprechen. . . . Er fragt nach meinem Begehren. . . . Ich gebe ihm zu verstehen, daß eine religiöse Pflicht. . . . daß ein Gelübde mich zu dieser frommen Einsiedelei gelockt habe. Ich würde gänzlich getröstet sein, wenn ich nach all den Mühen des Weges einen Moment niederknien dürfe vor der Jungfrau und dem heiligen Klostervorsteher, in dessen Haus ihr wunderbares Abbild wohne.

Der Bruder bittet mich auszuruhen und begibt sich alsdann ins Kloster. Da es schon dunkel war und die Patres, wie er sagte, zu Abend aßen, dauerte es eine Weile, bis er zurückkam. Endlich erschien er mit einem Geistlichen.

»Hier ist Pater Clemens, Mademoiselle«, sagte der Bruder. »Er ist

der Verwalter des Hauses. Er will sehen, ob Ihre Wünsche so gewichtig sind, daß es lohnt, den Pater Guardian zu stören.«

Pater Clemens war ein Mann von fünfundvierzig Jahren, ungeheuer beleibt und ein Riese von Gestalt. Er blickte wild und düster drein, seine Stimme war hart und rauh im Ton, sein Anblick machte mich eher schauern, als daß er mich tröstete... Ungewollt überfiel mich ein Zittern, und ohne daß ich dagegen angehen konnte, kam mir all mein vergangenes Unglück in den Sinn.

»Was wollen Sie?« fragte der Mönch mit harter Stimme. »Ist das die rechte Stunde, um in eine Kirche zu gehen? Sie sehen mir recht nach einer Abenteurerin aus.«

»Heiliger Mann«, sagte ich auf die Knie fallend, »ich dachte, man könnte sich zu jeder Zeit in einem Gotteshaus einfinden. Ich komme von weit her und habe mich voller Inbrunst und Demut hierherbegeben. Wenn es möglich ist, möchte ich beichten; und wenn Sie mein Gewissen kennen, werden Sie sehen, ob ich würdig bin oder nicht, zu Füßen des wunderbaren Bildes niederzuknien, das Sie in Ihrem heiligen Haus bewahren.«

»Aber jetzt ist auch nicht gerade der rechte Zeitpunkt zum Beichten«, sagte der Mönch etwas milder gestimmt. »Wo werden Sie die Nacht zubringen? Wir haben keine Möglichkeit, Sie zu beherbergen. Besser kämen Sie morgen früh wieder her.«

Da nannte ich ihm alle Gründe, die mich daran hinderten, und ohne noch etwas darauf zu erwidern, ging er, um dem Guardian zu berichten. Wenige Minuten später hörte ich, daß man die Kirche öffnete. Der Pater Guardian selbst kam mir, auf das Gärtnerhäuschen zugehend, entgegen und lud mich ein, mit ihm in das Gotteshaus einzutreten. Pater Raphael – ich halte es für ratsam, Ihnen gleich eine Beschreibung zu geben – war so alt, wie man mir gesagt hatte, aber man hätte ihm nicht einmal vierzig Jahre gegeben. Er war schlank, recht groß, hatte geistreiche und milde Gesichtszüge und sprach sehr gut französisch, jedoch mit leichtem italienischen Akzent. Nach außen hin gab er sich so vornehm und zuvorkommend, wie er innerlich finster und wild war. Ich werde noch allzu oft Gelegenheit haben, Sie davon zu überzeugen. »Mein Kind«, sagte der Geistliche gütig, »obgleich wir nicht die Gewohnheit haben, zu so ungewöhnlich später Stunde Leute zu empfangen, werde ich dennoch Ihre Beichte anhören. Danach wollen wir eine Möglichkeit suchen, wie Sie die Nacht auf schickliche Weise zubringen können. Morgen früh werden Sie dann das heilige Bild, das wir besitzen, begrüßen dürfen.« Nach diesen Worten ließ der Mönch einige Leuchter rings um den Beichtstuhl anzünden. Er hieß mich dort Platz nehmen, und

nachdem er den Bruder weggeschickt hatte und alle Türen verschlossen waren, forderte er mich auf, mich ohne Scheu ihm anzuvertrauen. Da die Angst, die mir Pater Clemens eingejagt hatte, in der Gegenwart dieses scheinbar so sanftmütigen Mannes gänzlich verging, warf ich mich vor meinem Beichtvater auf die Knie und eröffnete mich ihm rückhaltlos. In meiner üblichen Einfalt und in meinem Vertrauen verschwieg ich ihm nichts von alledem, was meine Person betraf. Ich gestand ihm all meine Fehlritte und vertraute ihm all mein Mißgeschick an; nichts blieb unerwähnt, nicht einmal das Schandmal, mit dem mich der abscheuliche Rodin gebrandmarkt hatte. Pater Raphael lauschte mir mit größter Aufmerksamkeit. Mit mitleidiger, barmherziger Miene ließ er mich sogar mehrere Einzelheiten wiederholen...

Seine wichtigsten Fragen bezogen sich mehrfach auf die folgenden Punkte:

1. Ob ich wirklich eine Waise sei und aus Paris stamme.
2. Ob ich bestimmt keine Eltern, keine Freunde und keine Gönner mehr habe; ob ich wirklich mit keinem Menschen korrespondiere.
3. Ob ich nur der Hirtin meinen Plan, zu diesem Kloster zu gehen, anvertraut und ob ich mich nach meiner Rückkehr nicht mit ihr verabredet habe.
4. Ob es feststehe, daß ich Jungfrau und erst zweiundzwanzig Jahre alt sei.
5. Ob mit Sicherheit niemand hinter mir hergegangen sei und ob mich kein Mensch ins Kloster habe eintreten sehen.

Nachdem ich diesen Fragen Genüge getan und mit größter Naivität darauf geantwortet hatte, erhob sich der Mönch, nahm mich bei der Hand und sagte:

»Schön, mein Kind. Kommen Sie. Es ist zu spät, um Sie die Jungfrau noch heute abend begrüßen zu lassen. Ich werde Ihnen die süße Genugtuung verschaffen, morgen zu Füßen ihres Abbildes zu kommunizieren. Aber vorerst wollen wir darüber nachdenken, wie Sie heute abend zu einem Essen und zu einer Schlafstelle kommen.«

Mit diesem Worten führte er mich zur Sakristei.

»Wie«, sagte ich da, von einer gewissen Unruhe gepackt, die ich nicht zu unterdrücken vermochte, »wie, mein Vater, innerhalb Ihres Hauses?«

»Wo sonst, charmante Pilgerin«, erwiderte der Mönch, eine der Verbindungstüren von der Sakristei zum Kreuzgang öffnend, die mich endgültig in das Innere des Hauses einließ... »Was? Sie haben Angst, die Nacht mit vier Geistlichen zu verbringen? Oh, Sie werden

sehen, mein Engel, daß wir gar nicht so bigott sind, wie es den Anschein hat, und daß wir es verstehen, uns mit einem hübschen Mädchen zu amüsieren...«

Diese Worte ließen mich erschauern: »O gerechter Himmel«, sagte ich mir, »bin ich denn wieder das Opfer meiner Gutgläubigkeit geworden und soll mein Wunsch, mich deß zu nähern, was die Religion an Ehrwürdigstem zu bieten hat, abermals wie ein Verbrechen gestraft werden?« Unterdessen gehen wir immer weiter im Dunkeln voran. Als wir das Ende des Kreuzgangs erreicht haben, wird endlich eine Treppe sichtbar. Der Mönch läßt mich vorangehen, und als er mich ein wenig zögern sieht, sagt er zornig und von seiner einschmeichelnden Stimme unmittelbar in den beleidigendsten Tonfall überwechselnd:

»Zweifache Dirne, meinst du, es bliebe dir noch Zeit umzukehren? Teufel nochmal! Du wirst bald erleben, ob es für dich vielleicht nicht glücklicher gewesen wäre, in eine Räuberhöhle zu geraten als in die Hände von vier Rekollekten.«

Die Gegenstände des Schreckens mehrten sich in so rasender Geschwindigkeit vor meinen Augen, daß ich nicht einmal Zeit hatte, mich über diese letzten Worte zu beruhigen. Ehe sie mir überhaupt richtig zum Bewußtsein kommen, dringen schon neue mich ängstigende Dinge auf mich ein. Die Tür öffnet sich, und ich sehe drei Mönche und drei junge Mädchen um einen Tisch versammelt, alle sechs in der unanständigsten Aufmachung der Welt. Zwei der Mädchen waren gänzlich nackt, die dritte wurde gerade entkleidet, und die Mönche befanden sich in annähernd dem gleichen Zustand...

»Meine Freunde«, sagte Raphael ins Zimmer tretend, »es fehlte uns noch eine, hier ist sie. Erlaubt, daß ich Euch ein wirkliches Phänomen vorstelle. Hier steht eine Lukrezia, die auf ihren Schultern das Mal eines Mädchens von schlechtem Lebenswandel trägt und zugleich da« – dabei machte er eine so bedeutsame wie unanständige Geste – »... da, meine Freunde, den untrüglichen Beweis ihrer Jungfräulichkeit liefert.«

»Von allen Ecken des Saales tönte Gelächter über diese sonderbare Einführung, und Clemens, derjenige, den ich als ersten gesehen hatte, rief, schon halb betrunken, man müsse die Sache unverzüglich nachprüfen. Da ich Ihnen unbedingt die Leute schildern muß, mit denen ich hier zusammen war, sehe ich mich gezwungen, an dieser Stelle zu unterbrechen. Aber ich werde Sie so kurz wie irgend möglich über mein weiteres Ergehen im Unklaren lassen.

Raphael und Clemens kennen Sie schon so zur Genüge, so daß ich

gleich zu den beiden anderen übergehen kann. Antonius, der dritte Mönch, war ein kleiner Mann von vierzig Jahren, hager, schwächlich, feurigen Temperaments, satyrhaft von Gestalt, behaart wie ein Bär, von zügelloser Ausschweifung und beispielloser Spottsucht und Boshaftigkeit. Pater Jeronimus, der Älteste des Hauses, war ein alter Libertin von sechzig Jahren, ein ebenso harter und brutaler Mann wie Clemens, aber noch trunksüchtiger. Gegen die üblichen Sinnenfreuden abgestumpft, mußte er, wenn er einen Schimmer von Wolust empfinden wollte, zu so verderbten wie abstoßenden Praktiken Zuflucht nehmen.

Florette war die jüngste der Frauen. Sie stammte aus Dijon, war etwa vierzehn Jahre alt, Tochter eines reichen Bürgers jener Stadt und von Trabanten Raphaels entführt worden, der als reicher und angesehener Mann seines Ordens nichts ausließ, was seinen Leidenschaften dienen mochte. Sie hatte braunes Haar, sehr hübsche Augen und pikante Gesichtszüge. Cornelia war etwa sechzehn Jahre alt und blond. Sie hatte ein interessantes Gesicht, schönes Haar, eine blendende Haut und die denkbar schönste Figur. Sie stammte aus Auxerre, war die Tochter eines Weinhändlers und von Raphael selbst verführt worden, der sie heimlich in seine Fallen gelockt hatte. Omphale war eine hochgewachsene Frau von dreißig Jahren. Sie hatte sehr sanfte und angenehme Gesichtszüge, üppigste Formen, prachtvolles Haar, den allerschönsten Busen und die zärtlichsten Augen, die man je gesehen hat. Sie war die Tochter eines wohlhabenden Winzers in Joigny und stand kurz vor der Eheschließung mit einem Mann, der ihr Glück machen sollte, als Jeronimus sie im Alter von sechzehn Jahren mit Hilfe raffiniertester Betörungen aus ihrem Elternhaus raubte. Das war die Gesellschaft, in der ich künftig leben sollte; so und nicht anders sah die schmutzige und sumpfige Kloake aus, wo ich mir eingebildet hatte, Tugenden zu finden, die diesem ehrwürdigen Asyl angemessen sein würden.

Man gab mir also zu verstehen, daß es – da ich mich nun einmal in diesem schaurigen Kreis befände – für mich das beste sei, die Folgsamkeit meiner Gefährtinnen nachzuahmen.

»Sie können sich leicht denken«, sagte Raphael zu mir, »daß es hier in dieser unzugänglichen Einsiedelei, zu der Sie Ihr Unstern geführt hat, zwecklos wäre, Widerstand zu leisten. Sie haben, sagen Sie, allerlei Unglück erlebt, und nach Ihren Berichten stimmt das. Aber sehen Sie, die größte aller Mißhelligkeiten für ein tugendhaftes Mädchen fehlt noch auf Ihrer Liste. Ist es etwa natürlich, in Ihrem Alter noch Jungfrau zu sein? Ist das nicht vielmehr eine Art von Wunder, das nicht mehr länger dauern kann...? Das hier sind Ihre

Gefährtinnen, die – wie Sie – einige Umstände gemacht haben, als sie sich gezwungen sahen, uns zu dienen. Aber sobald sie erkannt hatten, daß jedes Sträuben ihnen nur schlechte Behandlung einbringen konnte, haben sie sich schließlich gefügt. Wie sollten Sie, Sophie*, in dieser Situation die Hoffnung haben, sich erfolgreich wehren zu können? Bedenken Sie, wie einsam Sie sind auf dieser Welt. Ihrem eigenen Geständnis nach blieben Ihnen weder Eltern noch Freunde. Machen Sie sich Ihre Lage klar: In einer Wüste, ohne jede Hilfe, auf der ganzen Erde unbekannt, in den Händen von vier Libertins, die bestimmt keine Lust haben, Sie zu schonen . . . Zu wem könnten Sie Zuflucht nehmen? Etwa zu diesem Gott, den Sie mit solchem Eifer angefleht haben und der Ihre Inbrunst nur ausnutzt, Sie um so gewisser in die Falle zu stürzen?

Sie sehen also, daß weder eine menschliche noch eine göttliche Macht Sie unseren Händen zu entziehen vermag; daß es weder in dem Bereich des Möglichen noch in dem des Wunderbaren ein Mittel gibt, das Ihnen die Tugend, auf die Sie so stolz sind, noch länger zu erhalten vermöchte. Es gibt nichts, kurz gesagt, was Sie davon bewahren könnte, in jeder Hinsicht und in jeder vorstellbaren Weise die Beute der unzüchtigen Ausschreitungen zu werden, denen wir uns alle vier mit Ihnen hinzugeben gedenken. Entkleiden Sie sich also, Sophie, und machen Sie sich durch völlige Ergebenheit unserer Güte verdient, die aber sofort durch harte und schimpflichste Behandlung abgelöst werden wird, wenn Sie sich nicht fügen . . . durch eine Behandlung, die uns nur noch mehr aufstacheln würde, ohne Sie vor unserer Unmäßigkeit und Brutalität zu schützen.«

Ich empfand nur zu deutlich, daß diese ungeheuerliche Rede mir keinen Ausweg ließ. Aber hätte ich mich denn nicht schuldig gemacht, wenn ich nicht wenigstens den letzten Versuch unternommen hätte, den mir mein Herz diktierte und den mir die Natur noch ließ? Ich werfe mich vor Raphael zu Boden; alle Seelenkraft wende ich auf und flehe ihn an, meine Lage nicht zu mißbrauchen. Bitterste Tränen strömen über seine Knie. Weinend wage ich, alles-vorzubringen, was mir meine Seele an Rührendstem eingibt. Aber ich wußte noch nicht, daß Tränen in den Augen des Verbrechens und der Ausschweifung etwas doppelt Anziehendes haben. Ich wußte nicht, daß alle meine Versuche, diese Ungeheuer zu rühren, sie nur um so mehr entflammen würden . . . Raphael erhebt sich wütend:

»Nimm diese Bettlerin, Antonius«, sagt er stirnrunzelnd, »ziehe sie vor unseren Augen sogleich nackt aus und bringe ihr bei, daß Mitleid bei Männern unserer Art nicht zulässig ist.«

* So nennt sich Justine, um ihren wahren Namen zu »schonen«.

Antonius greift mich mit hagerem und nervigem Arm und reißt mir, seine Worte und Bewegungen mit schauerlichen Flüchen vermischend, innerhalb von zwei Minuten die Kleider vom Leib und stellt mich den Versammelten nackt zur Schau.

»Ein schönes Geschöpf ist das«, sagt Jeronimus, »das Kloster soll mich erschlagen, wenn ich in den letzten dreißig Jahren eine schönere Person gesehen habe.« »Einen Augenblick«, sagt der Guardian, »wir wollen nach gewissen Regeln vorgehen: Ihr kennt unsere Aufnahmebedingungen, Freunde. Sie soll dieselben ausnahmslos erfüllen und währenddessen werden sich die drei anderen Frauen um uns herumstellen um etwaigen Bedürfnissen zu begegnen, oder vielmehr: um diese zu erregen.«

Sogleich bildet sich ein Kreis. Man placiert mich in die Mitte und dort werde ich über zwei Stunden lang von den vier Libertins examiniert, begutachtet und betastet, wobei sich alle der Reihe nach lobend oder kritisch äußern.

»Sie werden mir erlauben, Madame«, sagte unsere schöne Gefangene jetzt heftig errötend, »daß ich Ihnen einen Teil der obszönen Einzelheiten vorenthalte, die im Laufe dieser ersten Zeremonie vor sich gingen. Ihre Phantasie mag sich selber ein Bild davon machen, was die Ausschweifung den Libertins in solch einem Fall eingibt. Sie mag sich vorstellen, wie sie – zwischen meinen Gefährtinnen und mir hin- und herwechselnd – vergleichen, zusammenrücken, gegenüberstellen und diskutieren; und damit gibt sie dann doch nur eine oberflächliche Vorstellung von dem, was sich bei diesen ersten Orgien ereignete, die noch harmlos waren im Vergleich zu all den Greueln, deren Opfer ich schon wenig später wurde.«

»Los«, sagte Raphael, dessen gewaltig erregte Begierden offenbar kaum noch zurückzuhalten waren. »Es wird Zeit, das Opfer darzubringen. Jeder soll sich rüsten, den von ihm bevorzugten Genuß an ihr zu nehmen.« Und der unredliche Mann legte mich in jener Stellung auf ein Sofa, die seinen abscheulichen Gelüsten genehm war. Antonius und Clemens mußten mich festhalten . . .

Raphael, Italiener, Mönch und Lüstling, befriedigt sich gewaltsam, ohne daß ich aufhöre, Jungfrau zu sein. O Gipfel der Verirrung! Es war, als mache jeder dieser wüsten Männer sich eine Ehre daraus, in der Wahl seiner nichtswürdigen Gelüste die Natur zu vergessen . . .

Clemens tritt vor. Er ist erregt von dem Schauspiel der Niederträchtigkeiten seines Priors, aber weit mehr noch von den Eindrücken, die er bei der anfänglichen Betrachtung gesammelt hat. Er er-

klärt mir, er werde mir nicht gefährlicher sein als sein Guardian. Der Ort, dem er seine Huldigungen darbrächte, werde meine Tugend ebenfalls unangetastet lassen. Er heißt mich niederknien und preßt sich gegen mich, wobei seine ruchlosen Leidenschaften sich an einem Ort auswirken, daß mir die Macht genommen ist, während des Opfers über seine Ungehörigkeit zu klagen.

Es folgt Jeronimus. Sein Tempel ist derselbe wie der Raphaels. Aber er gelangte nicht bis zum Allerheiligsten. Er gab sich mit der Betrachtung des Vorhofes zufrieden und erregte sich an primitiven Episoden von unbeschreiblicher Obszönität. Zur Erfüllung seiner Gelüste kam er dann nur durch barbarische Mittel, denen ich bekanntlich bei Dubourg beinahe und in den Händen von Bressac vollständig zum Opfer gefallen war.

»Das sind glückliche Vorbereitungen«, sagte Antonius, sich meiner bemächtigend. »Komm, Schätzchen, komm, damit ich dir Genugtuung gebe für die Ungezogenheit meiner Mitbrüder, damit ich endlich die schmeichelhaften Primizien ernte, die ihre Unmäßigkeit mir überlassen hat...«

Aber im einzelnen... großer Gott... kann ich es Ihnen nicht beschreiben. Obgleich dieser Schurke – der allerausschweifendste von den vier – den Bestimmungen der Natur am nächsten stand, war es, als wäre er nicht bereit, sich ihr anzunähern und in seinem Kult weniger als die anderen von ihr abzuweichen, sondern als wolle er sich für die scheinbar geringere Verderbtheit durch um so größere Gewalttätigkeit mir gegenüber entschädigen... Ach, wenn meine Gedanken zuweilen zu diesen Freuden abgeschweift waren, dann hatte ich sie mir keusch vorgestellt; wie Gott, der sie inspiriert, hielt ich sie für naturgegeben, zur Tröstung des Menschen bestimmt und aus Liebe und Feingefühl geboren. Ich war weit davon entfernt zu glauben, der Mann könne, dem Beispiel wilder Tiere folgend, nur genießen, indem er seine Partnerin zittern machte. Aber ich mußte es erleben, und zwar in einem solch heftigen Maß, daß die Schmerzen bei der eigentlichen Zerstörung meiner Jungfräulichkeit noch die geringsten waren, die ich im Laufe dieser gefährlichen Attacke zu ertragen hatte. Doch als Antonius im Augenblick seiner Krise mit wütenden Schreien und mit mörderischen Abschweifungen auf alle Teile meines Körpers, ja, schließlich mit Bissen endete, die schier den blutigen Liebkosungen eines Tigers ähnlich waren, da hielt ich mich wirklich einen Augenblick lang für die Beute eines Raubtiers, das erst Ruhe geben würde, wenn es mich verschlungen hätte. Am Ende dieser Greuel fiel ich fast besinnungs- und regungslos auf den Altar zurück, auf dem man mich geopfert hatte.

Raphael befahl den Frauen, mich zu versorgen und mir Essen zu geben. Aber eine Welle wütenden Schmerzes überkam meine Seele in diesem grausamen Moment. Ich konnte die entsetzliche Vorstellung nicht ertragen, daß ich diesen Schatz der Jungfräulichkeit nun doch verloren hatte, für den ich hundertmal mein Leben geopfert hätte. Ich konnte es nicht fassen, daß mich ausgerechnet diejenigen geschändet hatten, von denen ich im Gegenteil die meiste Hilfe und moralische Tröstung hätte erwarten dürfen. Meine Tränen strömten im Überfluß. Der Saal hallte von meinen Schreien wider. Ich wälzte mich auf dem Boden, raufte mir die Haare und bestürmte meine Henker, mir den Tod zu geben. Und obgleich die Schurken gegen derartige Szenen viel zu abgehärtet waren und sich lieber neuen Vergnügungen mit meinen Gefährtinnen hingaben, als meinen Schmerz zu besänftigen oder mir Trost zuzusprechen, war ihnen mein Geschrei doch lästig, und sie verfügten, man solle mich an einen Ort bringen, von dem aus mein Wehklagen nicht mehr zu hören wäre und an dem ich mich ausruhen könne... Omphale wollte mich eben dorthingeleiten, als der ruchlose Raphael mich abermals lüstern betrachtete, und mich trotz meiner greulichen Verfassung nicht fortlassen wollte, ohne daß ich noch einmal sein Opfer würde... Kaum war der Plan gefaßt, so führte er ihn schon aus... Da aber seine Begierde größerer Aufstachelung bedurfte, fand er erst nach Anwendung der schon von Jeronimus geübten grausamen Methoden die nötige Kraft, dieses erneute Verbrechen zu vollbringen... Welches Übermaß von Ausschweifungen, großer Gott! Wie konnten diese Wüstlinge nur so roh sein, den Moment einer heftigen moralischen Krise, wie ich sie eben durchlebte, auszuwählen, um mich derart barbarischen physischen Leiden auszusetzen? »Oh, wahrhaftig!« sagte Antonius und nahm mich ebenfalls von neuem, »nichts ist besser, als dem Beispiel eines Priors zu folgen, und nichts ist pikanter als ein Rückfall: Der Schmerz, heißt es, befähigt zur Lust. Ich bin davon überzeugt, daß dieses schöne Kind mich zum glücklichsten aller Männer macht.«

Und trotz meines Sträubens, trotz meines Geschreis und Flehens werde ich noch einmal die unglückliche Zielscheibe der unverschämten Begierden dieses Elenden... Endlich entläßt man mich.

»Wenn ich nicht schon einiges vorweggenommen hätte, ehe diese schöne Prinzessin kam«, sagte Clemens, »so würde sie wahrhaftig nicht davonkommen, ohne auch meinen Leidenschaften ein zweites Mal gedient zu haben. Aber es geht ihr nichts verloren, wenn ich sie warten lasse.«

»Dasselbe verspreche auch ich ihr«, sagte Jeronimus und ließ

mich, als ich an ihm vorbeiging, die Kraft seines Armes spüren. »Aber heute abend wollen wir alle schlafengehen.«

Raphael war der gleichen Meinung, und so wurden die Orgien abgebrochen. Er behielt Florette bei sich, die zweifellos die Nacht mit ihm verbrachte. Alle übrigen entfernten sich.

Ich war in Omphales Obhut.

Diese Sultanin, die älter war als die anderen, hatte offenbar die Schwestern zu betreuen. Sie führte mich in unser gemeinsames Gemach – eine Art von viereckigem Turm – dessen Ecken jeweils mit einem Bett für jede von uns vierein ausgerüstet waren. Gewöhnlich folgte einer der Mönche den Mädchen, nachdem sie sich zurückgezogen hatten, und schloß die Tür drei- oder viermal hinter ihnen ab. Es war Clemens, der diese Aufgabe übernommen hatte.

War man einmal hier drinnen, so gab es keine Möglichkeit mehr, zu entweichen. Die Kammer hatte nur noch eine weitere Tür zu einem angrenzenden Kabinett, das zur Verrichtung unserer Notdurft und zum Waschen eingerichtet war. Auch dort waren die Fenster vergittert wie die des Zimmers, in dem wir schliefen. Übrigens fehlt jede Art von Mobiliar. Nur ein Stuhl war vorhanden und ein Tisch neben dem Bett, das von einem ekelhaften Kattunvorhang umzogen war; ferner standen in dem Kabinett einige Holztruhen, dazu mehrere Stühle ohne Boden, Bidets und ein Toilettentisch für alle gemeinsam. Das aber nahm ich erst am nächsten Morgen wahr. In diesem ersten Augenblick war ich viel zu niedergeschlagen, als daß ich etwas hätte sehen können. Ich war ganz von meinem Schmerz besessen.

»Oh, gerechter Himmel!«, sagte ich mir. »Es steht also fest, daß mein Herz keinen einzigen Akt der Tugend vollbringen kann, ohne daß derselbe Leid nach sich zieht! Großer Gott! Was ist denn Böses daran, daß ich in diesem Haus eine fromme Pflicht zu erfüllen begehre? Beleidigte ich etwa den Himmel, indem ich diesem Wunsch nachgab? War das der Lohn, den ich davon zu erwarten hatte? Oh, unbegreifliche Ratschlüsse der Vorsehung, seid doch so gütig und offenbart euch für einen Augenblick, wenn ihr verhindern wollt, daß ich gegen eure Gesetze aufbegehre!«

Bittere Tränen folgten diesen Betrachtungen, und als Omphale im Morgengrauen an mein Bett trat, war ich noch immer von Tränen überströmt.

»Liebe Gefährtin«, sagte sie. »Ich möchte dich ermahnen, Mut zu fassen. In den ersten Tagen habe ich geweint wie du, aber jetzt ist alles zur Gewohnheit geworden, und es wird dir so ergehen wie mir. Im ersten Augenblick ist es grauenhaft. Nicht so sehr der Zwang,

die zügellosen Begierden dieser Wüstlinge immer und ewig befriedigen zu müssen, ist das, was unser Leben zur Qual macht, sondern vielmehr der Verlust unserer Freiheit und die brutale Behandlung, die wir in diesem niederträchtigen Haus erfahren... Den Elenden ist es eine Genugtuung, andere in ihrer Umgebung leiden zu sehen.«

So brennend auch mein Schmerz war, ich beschwichtigte ihn für einen Moment und bat meine Gefährtin, mich wissen zu lassen, welche Leiden ich zu erwarten habe.

»Hör zu«, sagte Omphale und setzte sich neben mein Bett, »ich spreche im Vertrauen zu dir, aber du darfst es niemals mißbrauchen... Das grausamste an unserem Leid, meine liebe Freundin, ist die Ungewißheit über unser Schicksal; es läßt sich nicht voraussagen, was aus einem werden wird, wenn man diesen Ort verläßt. Wir haben ziemlich viele Beweise – soweit wir sie in unserer Isoliertheit zu sammeln vermochten – die dafür sprechen, daß die von den Mönchen entlassenen Mädchen nirgends auf der Welt mehr auftauchen. Die Mönche selber warnen uns. Sie verbergen uns nicht, daß dieses Versteck unser Grab ist. Es vergeht kein Jahr, ohne daß zwei oder drei von hier verschwinden. Was wird also aus ihnen? Entledigt man sich ihrer? Manchmal sagen sie uns: ja! Ein andermal versichern sie uns: nein! Aber keine von unseren Gefährtinnen, die fortgekommen sind, hat trotz aller Versprechungen gegen das Kloster Klage geführt oder sich für unsere Freilassung eingesetzt. Keine von ihnen hat jemals Wort gehalten, sage ich. Schlagen die Mönche die Beschwerden nieder oder setzen sie die Mädchen außerstande, überhaupt Klage zu erheben? Wenn wir Neuankömmlinge nach Nachrichten von den alten fragen, so haben sie nie etwas von ihnen gehört.

Was wird also aus diesen Unglücklichen? Das ist es, was uns peinigt, Sophie. Das ist die verhängnisvolle Ungewißheit, die unser unglückliches Leben hier zur wahren Qual macht. Seit vierzehn Jahren bin ich in diesem Haus und ich habe mehr als fünfzig Mädchen weggehen sehen... Wo sind sie? Alle haben uns Hilfe versprochen. Warum hat keine einzige ihr Wort gehalten? Unsere Zahl ist auf vier festgelegt. Jedenfalls in dieser Kammer. Wir alle sind felsenfest davon überzeugt, daß es noch einen anderen Turm gibt, der diesem hier entspricht, und in dem sie die gleiche Anzahl von Mädchen untergebracht haben. Vieles an ihrem Verhalten, vieles an ihren Bemerkungen hat uns davon überzeugt. Aber wir haben diese Gefährtinnen, sofern es sie überhaupt gibt, noch nie gesehen. Die Tatsache, daß wir nie zwei Tage hintereinander dienen, scheint uns der größte Beweis zu sein. Gestern sind wir gebraucht worden, heute ruhen wir uns aus. Aber gewiß üben diese Wüstlinge keinen Tag Enthaltung.

Unsere Entlassung wird im übrigen durch nichts begründet. Weder das Alter noch die Veränderung der Gesichtszüge, noch Langeweile oder Widerwillen sind dafür ausschlaggebend, sondern allein ihre Laune bestimmt sie, uns den verhängnisvollen Abschied zu geben, von dem wir nicht wissen, inwieweit er uns Nutzen bringt.

Ich habe hier eine Frau von siebzig Jahren erlebt. Sie ist erst im vergangenen Sommer weggekommen. Sechzig Jahre hat sie hier zugebracht. Und während man diese eine behielt, habe ich zwölf ausscheiden sehen, die noch keine sechzehn waren. Ich habe erlebt, daß welche schon drei Tage nach ihrer Ankunft wieder verschwanden, andere nach einem Monat oder auch erst nach mehreren Jahren. Es gibt keine feststehenden Regeln dafür. Ihr Wille – oder vielmehr ihre Laune – ist der einzige Maßstab. Auch das Verhalten spielt keine Rolle. Ich habe Mädchen ihren Wünschen zuvorkommen sehen, die dennoch nach sechs Wochen abgingen. Andere, Mürrische und Eigensinnige, haben sie viele Jahre behalten. Es ist also nutzlos, einer Neuen irgendwelche Verhaltensmaßregeln zu erteilen. Ihre Phantasie sprengt alle Gesetze; die Regeln sind ohne Gewähr.

Was die Mönche betrifft, so wechseln sie kaum. Raphael ist seit fünfzehn Jahren hier, Clemens seit sechzehn, Jeronimus seit dreißig und Antonius seit zehn Jahren. Er ist der einzige, dessen Ankunft ich miterlebt habe. Er trat an die Stelle eines sechzigjährigen Mönchs, der in einem Exzeß vor Ausschweifung umkam... Raphael, ein Florentiner von Geburt, ist ein naher Verwandter des Papstes, zu dem er in einem sehr guten Verhältnis steht. Erst seit seinem Hiersein sichert die wundertätige Jungfrau den Ruf des Klosters und hindert böse Zungen daran, sich mit den Vorgängen hier eingehender zu beschäftigen. Aber wie du siehst, gab es das Haus schon vor seinem Kommen. Es soll schon seit achtzig Jahren in dieser Form bestehen und alle Guardiane, die hierhergekommen sind, sollen die ihren Gelüsten so dienliche Ordnung aufrechterhalten haben. Raphael, einer der ausschweifendsten Mönche des Jahrhunderts, hat sich nur deshalb hierher versetzen lassen, weil er das Haus kannte; und es ist seine Absicht, sich diese geheimen Privilegien solange wie nur möglich zu erhalten.

Wir gehören zur Diözese Auxerre. Ob der Bischof eingeweiht ist oder nicht – jedenfalls haben wir ihn noch nie zu Gesicht bekommen. Im allgemeinen wird das Kloster kaum besucht. Keine zehn Leute kommen das ganze Jahr über her, abgesehen von der Zeit, in der das Fest gefeiert wird; das ist Ende August. Wenn immer sich irgendwelche Fremde einfänden, ist der Guardian darauf bedacht, sie gut zu empfangen und sie durch eine Unzahl von scheinbar strengen

Religionsübungen zu beeindrucken. Sie kehren befriedigt heim und lobpreisen das Haus, und die Schurken hier gehen ob der Gutgläubigkeit des Volkes und der Harmlosigkeit der Gläubigen strafflos aus. Übrigens gibt es nichts Strengeres als die Vorschriften, nach denen wir uns richten müssen, und nichts ist so gefährlich für uns, als sie in irgendeiner Hinsicht zu übertreten. Diesen Punkt muß ich dir unbedingt näher erläutern«, fuhr meine Lehrmeisterin fort, »denn es gilt hier nicht als Entschuldigung, zu sagen: ›Bestraft mich nicht wegen der Verletzung dieses Gesetzes, ich kannte es nicht!‹ Man muß sich entweder von seinen Gefährtinnen einweihen lassen oder alles selber erraten. Du wirst vor nichts gewarnt, aber für alles bestraft. Es ist nur eine Art von Züchtigung erlaubt, nämlich das Peitschen. Es liegt auf der Hand, daß diese Bösewichte eine ihrem Vergnügen dienende Sache zu ihrer bevorzugten Strafmethod erhaben haben. Du hast sie gestern zu spüren bekommen, ohne einen Fehltritt begangen zu haben. Bald wirst du sie auch erleiden, weil du einen Fehler gemacht hast. Alle vier sind in diese barbarische Manie vernarrt und treten abwechselnd als Strafvollzieher auf. Jeden Tag wird ein anderer zum Regenten des Tages ernannt. Er nimmt die Rapporte der Zimmerältesten entgegen. Er hat die Aufsicht über alle Vorgänge während des Abendessens, an dem wir teilnehmen. Er wägt die Vergehen ab und übernimmt selbst die Bestrafung. Wir wollen jeden einzelnen Artikel durchgehen:

Um neun Uhr morgens müssen wir stets aufgestanden und angezogen sein. Um zehn Uhr bringt man uns Brot und Wasser als Frühstück. Um zwei Uhr wird das Mittagessen serviert. Es besteht aus einer recht guten Suppe, einem Stück gekochten Rindfleisch, einer Gemüseplatte und zuweilen einigen Früchten sowie aus einer Flasche Wein für alle vier gemeinsam. Regelmäßig jeden Tag, sommers und winters, kommt der Regent um fünf Uhr abends und besucht uns. Bei dieser Gelegenheit nimmt er den Bericht der Ältesten entgegen. Sie kann Klagen hinsichtlich des Betragens der anderen Mädchen auf dem Zimmer vorbringen. Er will wissen, ob keine verdrießlichen und aufbegehrenden Worte gefallen sind, ob alle zur vorgeschriebenen Stunde aufgestanden sind, ob die Haar- und Körperpflege sorgfältig durchgeführt wurde, ob alle anständig gegessen haben und ob keine Fluchtpläne geschmiedet worden sind. Über all diese Dinge muß genau Rechenschaft abgelegt werden, und wenn wir dies unterlassen, droht uns selbst eine Strafe.

Danach begibt sich der Regent des Tages in unser Kabinett und besichtigt verschiedene Dinge. Wenn er sein Werk getan hat, entfernt er sich nur selten, ohne sich an einer von uns – oder oft an allen

vieren – ergötzt zu haben. Wenn es nicht der Tag ist, an dem wir zum Abendessen unten erscheinen müssen, bleibt es uns nach dieser Visite überlassen, zu lesen oder zu plaudern, uns untereinander zu zerstreuen oder zu beliebiger Zeit schlafen zu gehen. Wenn wir aber mit den Mönchen zu Abend speisen müssen, so läutet eine Glocke zum Zeichen, daß wir uns bereithalten sollen. Der Regent des Tages holt uns ab, und wir steigen in den Saal hinab, in dem du uns zum erstenmal gesehen hast; dort werden zuallererst die seit unserem letzten Beisammensein begangenen Vergehen aus einem Heft verlesen. Zuerst die Verfehlungen während des letzten Abendessens, entweder Nachlässigkeiten oder ein Erkalten unserer Aufmerksamkeit, während wir den Mönchen dienten, Mangel an Zuvorkommenheit, Unterwürfigkeit oder Sauberkeit. Darauf folgt die Liste der Unarten, die dem Bericht der Ältesten zufolge in den vergangenen zwei Tagen auf dem Zimmer vorgekommen sind. Die Delinquentinnen stellen sich nacheinander in der Mitte des Saales auf. Der Regent des Tages nennt ihre Vergehen und wägt sie ab. Dann werden sie von der Ältesten – oder wenn sie selber die Schuldige ist, von ihrer Vertreterin – entkleidet, und der Regent erteilt ihnen die zuerkannte Strafe auf so energische Weise, daß sie sich unschwer jederzeit daran erinnern. Die Schurken sind derartig raffiniert, daß fast nie ein Tag ohne irgendwelche Exekutionen vergeht.

Ist dies Werk getan, so beginnen die Orgien. Sie im einzelnen zu beschreiben ist unmöglich. Können so bizarre Launen denn auch geregelt sein? Es kommt hauptsächlich darauf an, nichts zu verschweigen, sondern allem zuvorzukommen. Und selbst dann kann man sich, so gut dieser Trick auch sein mag, nicht unbedingt in Sicherheit wiegen. Während der Orgien wird gespeist. Zu dieser Mahlzeit sind wir zugelassen. Sie ist immer erheblich delikater und üppiger als unser gewöhnliches Essen. Wenn unsere Mönche halb betrunken sind, setzt sich das Bacchanal fort. Um Mitternacht trennen sie sich. Es bleibt dann jedem überlassen, eine von uns die Nacht über bei sich zu behalten. Diese Favoritin schläft mit dem, der sie erwählt hat, in der Zelle und kehrt am nächsten Morgen zu uns zurück. Die anderen gehen in die Kammer und finden dort das Zimmer gesäubert und die Betten und die Kleidung hergerichtet. Morgens nach dem Aufstehen – aber vor dem Frühstück – passiert es zuweilen, daß ein Mönch eine von uns in seine Zelle ruft. Dann holt uns der Laienbruder, der uns versorgt und führt uns zu dem Mönch, der nach uns verlangt. Sobald dieser uns nicht mehr braucht, bringt er uns entweder selbst zurück, oder er läßt uns von dem Laienbrüder zurück aufs Zimmer geleiten.

Der Cerberus, der unser Zimmer reinigt und uns zuweilen begleitet, ist ein alter Laienbruder. Du wirst ihn bald zu sehen bekommen. Er ist siebzig Jahre alt, einäugig, hinkend und stumm. Zur Erledigung sämtlicher Hausarbeiten hat er noch drei andere Knechte als Hilfe: einen zum Essenkochen, einen, der die Zellen der Patres besorgt, überall fegt und auch in der Küche hilft, und den Pfortner, den du anfangs gesehen hast. Von diesen Laienbrüdern bekommen wir nur den einen zu sehen, der uns bedient, und es wäre eines der schlimmsten Verbrechen, wenn wir auch nur ein einziges Wort an ihn richteten. Zuweilen kommt der Guardian, uns zu besuchen. Es finden dann bestimmte Zeremonien statt, die du in der Praxis kennenlernen wirst und deren Nichtbeachtung verbrecherisch wäre. Denn die aus dem Vergnügen am Bestrafen heraus entstandene Sucht, Verbrechen aufzudecken, veranlaßt die Mönche, die Zahl der Vergehen täglich zu erhöhen. Selten kommt Raphael zu Besuch, ohne eine bestimmte Absicht zu haben, und diese Absichten sind immer grausam oder abartig, wie du dich schon selber überzeugen konntest. Im übrigen bleiben wir stets aufs peinlichste eingesperrt. Das ganze Jahr hindurch bietet sich keine Gelegenheit, frische Luft zu schöpfen, obgleich ein recht großer Garten zur Verfügung steht. Aber er ist nicht eingezäunt, und man fürchtet, daß wir entkommen könnten. Das wäre um so gefährlicher, als hier bald Ordnung geschaffen würde, wenn man die weltliche oder geistliche Justiz von all den verbrecherischen Vorgängen unterrichtete. Nie kommen wir religiösen Pflichten nach. Es ist uns auch untersagt, daran zu denken oder darüber zu reden. Dergleichen Worte gehören zu den Klagen, die mehr Strafe verdienen als alles andere.

Das ist alles, was ich dir sagen kann, meine liebe Gefährtin«, fügte unsere Älteste hinzu. »Die Erfahrung wird dich das übrige lehren. Fasse Mut, wenn es dir möglich ist, aber entsage für immer der Welt. Denn es gibt kein Beispiel dafür, daß je ein Mädchen nach Verlassen dieses Hauses die Welt wiedergesehen hätte.«

Dieser letzte Punkt beunruhigte mich entsetzlich und ich fragte Omphale nach ihrer ehrlichen Ansicht über das Schicksal der entlassenen Mädchen.

»Was soll ich dir darauf antworten?« sagte sie. »Immer wieder verwischt die Hoffnung meine unseligen Mutmaßungen. Alles beweist mir, daß ihnen ein Grab als Bleibe dient; aber im gleichen Augenblick kommen mir schon wieder tausenderlei Gedanken, die nichts weiter sind als Kinder der Hoffnung, und die meine allzu verhängnisvolle Überzeugung verdrängen.

Man wird erst am Morgen selbst davon in Kenntnis gesetzt«, fuhr

Omphale fort, »daß die Entlassung beschlossene Sache ist. Der Regent des Tages kommt vor dem Frühstück und sagt: »nehmen wir das einmal an: »Omphale, packen Sie Ihre Sachen. Das Kloster entläßt Sie. Ich werde Sie bei Einbruch der Nacht abholen«, dann geht er. Die Entlassene umarmt ihre Gefährtinnen; sie verspricht ihnen tausend und aber tausendmal, ihnen zu helfen, Klage zu führen und die Geschehnisse hier unter die Leute zu bringen. Die Stunde kommt. Der Mönch erscheint, das Mädchen geht, und man hört nie wieder etwas von ihr. Wenn es aber der Tag des gemeinsamen Abendessens ist, so findet dasselbe wie gewöhnlich statt. Das einzig Auffallende ist dann, daß die Mönche sich viel weniger verausgaben, daß sie mehr trinken, daß sie uns früher entlassen und daß keine von uns bei ihnen schläft.«

»Liebe Freundin«, sagte ich, der Ältesten für ihre Auskünfte dankend, »vielleicht hattet ihr bislang nur mit Kindern zu tun, die nicht genügend Kraft besaßen, ihr Ehrenwort zu halten. . . Willst du, daß wir uns ein gegenseitiges Versprechen geben? Ich fange an und schwöre dir bei allem, was mir auf Erden heilig ist, daß ich entweder sterbe oder diesen Niederträchtigkeiten ein Ende mache. Versprichst du mir deinerseits dasselbe?«

»Gewiß«, erwiderte Omphale, »aber laß dich von der Nutzlosigkeit solcher Versprechen überzeugen. Weit ältere Mädchen als du, die vielleicht – wenn das möglich ist – noch entrüsteter waren, die von den vornehmsten Familien dieser Provinz abstammten und deshalb stärkere Waffen hatten als du, kurzum, Mädchen, die ihr Blut für mich vergossen hätten, sogar sie haben ihren Schwur nicht gehalten. Gestatte also, daß ich infolge meiner grausamen Erfahrungen nicht allzusehr auf unseren Eid baue.«

Sodann plauderten wir über die Eigenschaften der Mönche und die unserer Gefährtinnen.

»In ganz Europa gibt es keine gefährlicheren Menschen als Raphael und Antonius«, sagte Omphale. »Falschheit, Verruchtheit, Boshaftigkeit, Spottlust, Grausamkeit und Unglaube sind die Grundzüge ihres Charakters, und in ihren Augen blitzt die Freude nur auf, wenn sie sich diesen Lastern gänzlich hingeeben haben. Clemens, der zwar der unberechenbarste zu sein scheint, ist der Beste von allen. Nur im betrunkenen Zustand ist er gefährlich. Dann muß man acht darauf geben, ihn nicht zu vernachlässigen, sonst kann es einem sehr übel ergehen. Was Jeronimus betrifft, so ist er von Natur aus brutal. Ohrfeigen, Fußtritte und Faustschläge sind bei ihm unausbleiblich, wenn aber seine Leidenschaft verloschen ist, wird er sanft wie ein Lamm. Das ist der entscheidende Unterschied

zwischen ihm und den beiden ersten, die erst durch Verrätereien und Grausamkeiten animiert werden.«

Zu den Mädchen ist wenig zu sagen«, fuhr die Älteste fort. »Florette ist ein recht geistloses Kind. Sie läßt alles mit sich machen, was man will. Cornelia hat viel Gemüt und Sensibilität. Sie kann sich mit ihrem Schicksal nicht abfinden.«

Nach diesen Hinweisen fragte ich meine Gefährtin, ob es nicht doch möglich sei, sich über die Existenz oder Nichtexistenz eines weiteren, andere Unglückliche unserer Art bergenden Turms Gewißheit zu verschaffen.

»Wenn es ihn gibt, wie ich fast sicher annehme«, sagte Omphale, »so könnte man das nur durch die Indiskretion der Mönche oder durch den stummen Bruder erfahren, der sicherlich auch sie zu versorgen hat. Aber solche Erkundigungen wären sehr gefährlich. Was nützt es uns denn zu wissen, ob wir die einzigen sind oder nicht, da wir uns doch nicht gegenseitig helfen können? Wenn du mich jetzt fragst, welchen Beweis ich für die Wahrscheinlichkeit meiner Vermutungen habe, so werde ich dir sagen, daß einige unachtsam hingeworfene Worte ihrerseits uns hinreichend überzeugen konnten. Und einmal, als ich morgens nach einer gemeinsamen Nacht mit Raphael über seine Türschwelle trat und er mir folgte, um mich zurückzuleiten, sah ich im gleichen Augenblick, ohne daß Raphael etwas davon merkte, den stummen Bruder bei Antonius eintreten, und zwar in Begleitung eines sehr hübschen siebzehn- oder achtzehnjährigen Mädchens, das ganz bestimmt nicht aus unserem Zimmer war. Als der Bruder sich beobachtet sah, stieß er die Person rasch in Antonius' Zelle. Aber ich hatte sie schon gesehen. Er führte keine Beschwerde, sondern ließ die Sache auf sich beruhen. Ich hätte vielleicht einiges riskiert, wenn dieser Zwischenfall bekanntgeworden wäre. Es ist also sicher, daß außer uns noch andere Frauen hier sind, und da wir nur ein über den anderen Tag mit den Mönchen soupierten, werden jene Mädchen jeweils den anderen Abend dort essen, höchstwahrscheinlich werden sie in gleicher Zahl sein wie wir.« Kaum hatte Omphale zu Ende geredet, als Florette von Raphael zurückkehrte, bei dem sie die Nacht verbracht hatte. Da es den Mädchen aber ausdrücklich verboten war, sich gegenseitig zu erzählen, was sie erlebt hatten, wünschte sie uns, weil sie uns wach sah, nur einen guten Morgen und warf sich erschöpft auf ihr Bett. Sie blieb bis neun Uhr – der allgemeinen Aufstehzeit – liegen. Die zärtliche Cornelia kam zu mir; sie betrachtete mich weinend. . . und sagte: »Oh, liebes Fräulein, was sind wir für unglückliche Geschöpfe!« Das Frühstück wurde aufgetragen, meine Gefährtinnen zwangen

mich, eine Kleinigkeit zu essen, und ihnen zu Gefallen tat ich es. Der Tag verging ziemlich ungestört. Um fünf Uhr trat, wie von Omphale angekündigt, der Regent des Tages ein. Es war Antonius. Er fragte mich lachend, wie mir das Abenteuer bekomme; und da ich nur wortlos die tränenüberströmten Augen senkte, sagte er spöttisch:

»Sie wird sich schon machen, sie wird sich schon machen. Es gibt kein Haus, in dem man die Mädchen besser erzieht als hier.«

Er machte seine Visite, nahm die Liste der Vergehen aus den Händen der Ältesten entgegen, die viel zu gutmütig war, größere Eintragungen zu machen, und die häufig auch sagte, sie habe nichts zu melden. Ehe er uns verließ, trat Antonius auf mich zu. . . Ich zitterte. Ich dachte, ich würde jetzt wieder das Opfer dieses Ungeheuers werden. Aber das konnte ja ohnehin jeden Augenblick geschehen. War es dann nicht gleichgültig, ob es sich jetzt oder morgen ereignete? Ich kam jedoch mit einigen brutalen Liebkosungen davon. Dann warf er sich auf Cornelia und befahl uns allen, wie wir da standen, seinen Leidenschaften zu dienen, während er am Werk sei. Von Sinnenlust berauscht läßt sich der Wüstling nichts entgehen, und er beendet sein Werk an dieser Unglücklichen, wie er es am Vorabend bei mir getan hatte, das heißt: mit Handlungen von durchdachtester Brutalität und Verderbtheit.

Diese Art von Gruppierung wurde sehr häufig verlangt. Wenn ein Mönch sich an einer der Schwestern ergötzte, so mußten ihn die drei anderen fast regelmäßig umstellen, um seine sinnlichen Begierden allseitig zu entflammen, auf das die Wollust von allen Organen aus gleichzeitig in ihn eindringen könne. Ich berichte hier nur ein einziges Mal über diese unzünftigen Einzelheiten und habe die Absicht, nie wieder darauf zurückzukommen. Denn ich möchte mich nicht weiter bei der Unanständigkeit dieser Szenen aufhalten. Wenn ich eine derselben beschreibe, so ist das soviel, als wenn ich alle schilderte. Es ist mein Plan, Ihnen nur von den wesentlichen Ereignissen während meines langen Aufenthaltes in jenem Haus zu erzählen und Sie nicht länger mit Einzelheiten zu erschrecken. Da wir heute mit dem Abendessen nicht an der Reihe waren, blieben wir ziemlich ungestört. Meine Gefährtinnen trösteten mich, so gut sie es konnten. Aber Schmerzen von der Art, wie ich sie empfand, sind durch nichts zu mildern. Vergeblich mühten sie sich ab. Je mehr sie von meinem Leid sprachen, desto unerträglicher kam es mir vor.

Am folgenden Tag um neun Uhr besuchte der Guardian mich, obgleich er keinen Dienst hatte. Er fragte Omphale, ob ich mich allmählich in mein Los schicke, und ohne weiter auf die Antwort zu

hören, öffnete er eine der Truhen in unserem Kabinett und zog allerlei Frauengewänder hervor:

»Da Sie nichts bei sich haben«, sagte er zu mir gewendet, »müssen wir Sie wohl oder übel einkleiden, allerdings mehr um unserer als um Ihrer Willen. Es bedarf also keiner Dankbarkeit. Ich selbst lege keinen Wert auf diese sinnlosen Kleider. Ich fände es nicht weiter hinderlich, wenn wir die Mädchen, die uns bedienen, nackt wie die Tiere herumlaufen ließen. Aber unsere Patres sind Männer von Welt, die Luxus und Zierat begehren; also muß man sie zufriedenstellen.«

Er warf einige Negligés, ein halbes Dutzend Hemden, mehrere Häubchen, Strümpfe und Schuhe aufs Bett und hieß mich die Sachen anprobieren. Während ich mich umkleidete, schaute er zu und ließ keine Gelegenheit zu unzünftigen Berührungen vorübergehen. Es fanden sich drei Taffetnegligés und eines aus indischem Tuch, die mir paßten. Ich durfte sie behalten, und auch das übrige sollte ich mir herrichten, dabei aber nicht vergessen, daß alles dem Haus gehörte und ich die Sachen bei meiner Entlassung zurückgeben müsse, sofern sie bis dahin nicht aufgetragen seien.

Während dieser Anstalten hatte er einige Ansichten vor Augen bekommen, die ihn erhitzten. Er befahl mir, mich von selbst in die Stellung zu begeben, von der ich wußte, daß sie ihm zusagte. . . Ich wollte ihn um Gnade bitten. Aber schon sah ich Wut und Zorn in seinen Augen aufsteigen; da hielt ich es für das Beste, die Sache schnell hinter mich zu bringen. Ich placierte mich. . . Umringt von den drei anderen Mädchen befriedigte sich der Libertin wie gewöhnlich auf Kosten der guten Sitte, der Religion und der Natur. Ich hatte ihn entflammt. Während des Abendessens feierte er mich ausgiebig, und ich wurde dazu bestimmt, die Nacht mit ihm zu verbringen. Meine Gefährtinnen zogen sich zurück, und ich ging in sein Gemach.

Ich will nicht mehr von meinem Widerwillen und von meinen Schmerzen sprechen, Madame. Zweifellos können Sie sich selber ausmalen, wie übergroß sie waren, und ihre eintönige Schilderung würde vielleicht dem, was mir noch zu berichten bleibt, abträglich sein. Raphael hatte eine reizende Zelle; sie war üppig und geschmackvoll möbliert. Nichts fehlte, was diese Solitude so behaglich wie sinnenfreudig zu gestalten vermochte. Nachdem wir eingeschlossen waren und Raphael sich nackt ausgezogen und mich aufgefordert hatte, seinem Beispiel zu folgen, ließ er sich erst einmal eine ganze Weile sinnlich erregen, und zwar durch die gleichen Mittel, an denen er sich dann, selber aktiv werdend, entzündete. Ich darf sagen, daß ich an jenem Abend die Libertinage in allen Richtungen

durchlaufen habe wie das in diesen unzüchtigen Übungen gewandteste Mädchen der Welt. Nachdem ich Mätresse war, würde ich alsbald wieder zum Schulmädchen, dann mußte ich dasselbe tun, was man mir antat. Ich wurde jedoch nicht um Nachsicht gebeten, während ich selbst schon allzubald soweit war, weinend um Gnade zu flehen. Aber man machte sich über meine Bitten lustig und traf die barbarischsten Vorkehrungen gegen meine abwehrenden Bewegungen. Als man sich endlich gänzlich Herr über mich sah, wurde ich zwei Stunden lang mit beispielloser Härte traktiert. Man hielt sich nicht nur an die dafür bestimmten Partien. Alles kam ohne Unterschied an die Reihe. Die entgegengesetztesten Stellen, selbst die zartesten Wölbungen, nichts entging der Wut meines Henkers, dessen sinnliche Wallungen sich dem Rhythmus meiner Schmerzenseisungen anpaßten, die seine Augen sorgfältig registrierten.

»Legen wir uns nieder«, sagte er schließlich zu mir. »Es ist vielleicht zuviel für dich – für mich aber entschieden nicht genug; dieser heiligen Übung wird man nie überdrüssig, und dabei ist das alles nur ein Abbild dessen, was man wirklich tun möchte.«

Wir legten uns zu Bett, und so ausschweifend Raphael war, so verderbt war er auch. Die ganze Nacht machte er mich zur Sklavin seiner kriminellen Gelüste. In einem Moment, in dem er von seinen Ausschweifungen auszuruhen schien, ergriff ich die Gelegenheit und bat ihn flehentlich, mir zu sagen, ob Hoffnung bestünde, daß ich dieses Haus jemals verlassen werde:

»Gewiß«, erwiderte Raphael, »nur deshalb bist du hier eingetreten. Wenn wir alle vier übereingekommen sind, dir den Abschied zu geben, so wirst du ihn auch ganz gewiß erhalten.«

»Aber fürchten Sie denn nicht«, sagte ich mit der Absicht, etwas aus ihm herauszulocken, »fürchten Sie nicht, daß Mädchen, die jünger und weniger diskret sind, als ich es Ihnen mein Lebtage zu sein schwöre, daß diese Mädchen vielleicht aufdecken, was bei Ihnen vor sich geht?«

»Das ist unmöglich«, sagte der Guardian.

»Unmöglich?«

»O ja, selbstverständlich.«

»Könnten Sie mir das erklären...«

»Nein, das ist unser Geheimnis. Ich kann dir nur eines sagen: Ob du diskret bist oder nicht, wenn du herauskommst, wird es dir unmöglich sein, etwas von den Vorgängen hier drinnen auszuplaudern.« Nach diesen Worten befahl er mir brutal, das Thema zu wechseln, und ich wagte nicht mehr zu antworten. Um sieben Uhr morgens ließ er mich durch den Bruder in die Kammer zurückbrin-

gen. Seine Bemerkungen und das, was ich von Omphale gehört hatte, ließen mir leider keinen Zweifel mehr, daß mit Sicherheit die gewalttätigsten Maßnahmen gegen jene Mädchen ergriffen wurden, die das Haus verließen; daß sie insofern nicht mehr reden konnten, als man sie einsargte und ihnen somit jede Möglichkeit dazu nahm. Lange Zeit schauderte es mich bei dieser grauenhaften Vorstellung. Aber schließlich gelang es mir doch, sie durch Hoffnung zu zerstreuen, und ich betäubte meinen Schmerz, wie es meine Gefährtinnen taten.

Nach einer Woche hatte ich die Runde gemacht, wobei ich die widerwärtige Gelegenheit hatte, mich von den verschiedensten Methoden der Ausschweifung und den zahlreichen Schändlichkeiten zu überzeugen, die jeder der Mönche, eine nach der anderen, verübte. Wie bei Raphael, so entzündete sich auch bei allen anderen die Fackel der Ausschweifung erst an den Auswüchsen der Grausamkeit. Nur wenn sie Grausamkeit übten, wurden sie vom Sinnenrausch belohnt; es war, als wenn dieses den verderbten Herzen eigentümliche Laster erst den Anstoß zu allen übrigen Untaten geben müsse.

Antonius war derjenige, von dem ich am meisten zu erliden hatte. Es ist unvorstellbar, bis zu welchem Punkt dieser Wüstling die Grausamkeit im Rausch seiner Verirrungen trieb. Immer ward er von höllischen Ausschweifungen gelenkt; sie allein befähigten ihn zum Genuß; sie befeuerten ihn, während er die Lust auskostete; und wenn diese das letzte Stadium erreicht hatte, sorgten nur sie allein für deren höchste Vollendung. Es verwunderte mich nur, daß die von ihm angewandten Methoden bei aller Rücksichtslosigkeit nicht zur Folge hatten, daß eines seiner Opfer schwanger wurde, und ich fragte unsere Älteste, wie er das verhindern mochte.

»Indem er selbst sogleich die durch seine Glut gezeugte Frucht zerstört«, sagte Omphale. »Sobald er merkt, daß sich etwas entwickelt, gibt er uns drei Tage hintereinander sechs große Gläser irgendeines Tees zu trinken, und am vierten Tag ist jegliche Spur seiner Unmäßigkeit getilgt. Cornelia ist das einmal passiert, und mir sogar dreimal. Aber auf unsere Gesundheit hat es sich nicht nachteilig ausgewirkt; im Gegenteil, man scheint sich nachher viel besser zu fühlen.«

»Wie du siehst, ist er übrigens der einzige«, fuhr meine Gefährtin fort, »bei dem diese Gefahr besteht. Bei allen anderen haben wir infolge der Widernatürlichkeit ihrer Begierden nicht das geringste zu fürchten.«

Dann fragte mich Omphale, ob ich nicht auch fände, daß Clemens

der erträglichste von allen sei? »Ach«, erwiderte ich, »bei all den Greueln und Schmutzigkeiten, die einen so sehr anekeln wie empören, fällt es mir schwer zu sagen, wer von den vieren mich am wenigsten erschöpft. Ich bin aller überdrüssig und ich wünschte, ich wäre schon draußen, ganz gleich, welches Schicksal mich erwartet.«

»Es könnte sehr wohl sein, daß dein Wunsch bald befriedigt wird«, fuhr Omphale fort, »du bist nur aus Zufall hierhergekommen. Man hat keineswegs mit dir gerechnet. Acht Tage vor deinem Eintritt wurde eine Entlassung vorgenommen, und das macht man nur, wenn schon ein Ersatz in Aussicht ist. Die Aushebungen werden nicht immer von ihnen selbst durchgeführt. Sie haben gutbezahlte Agenten, die ihnen mit Begeisterung dienen. Ich bin fast sicher, daß in Bälde eine Neue eintrifft, und dann könnte sich dein Wunsch erfüllen. Übrigens steht das Fest bevor. Selten gehen diese Tage vorüber, ohne ihnen irgend etwas einzubringen. Entweder verführen sie einige Mädchen anlässlich der Beichte, oder sie sperren eines ein. Jedenfalls geht diese Gelegenheit selten vorüber, ohne daß ein Hühnchen gerupft wird.«

Endlich war es da, das berühmte Fest. Können Sie sich vorstellen, Madame, zu was für einer ungeheuerlichen Gottlosigkeit die Mönche sich bei dieser Gelegenheit hinreißen ließen? Sie fanden, ein sichtbares Wunder würde den Glanz ihres Ansehens verdoppeln, und so bekleideten sie Florette, die Kleinste und Jüngste von uns, mit den Gewändern und dem Schmuck der Jungfrau. Sie banden sie mit Seilen fest, die ihr unsichtbar um den Leib gelegt wurden, und befahlen ihr, die Arme reuevoll gen Himmel zu erheben, wenn die Hostie emporgehalten würde. Da dem unglücklichen kleinen Geschöpf grausamste Behandlung angedroht wurde, falls sie ein einziges Wort sagen oder ihre Rolle verfehlen würde, entledigte sie sich dieser Aufgabe so gut sie konnte, und der Betrug zeitigte allen Erfolg, den man sich davon versprochen hatte. Das Volk bejubelte das Wunder, hinterließ der Jungfrau reiche Opfergaben und ging, mehr denn je von der gnadenbringenden Kraft der himmlischen Mutter überzeugt, nach Hause.

Als Krönung ihrer Gottlosigkeit verlangten unsere Libertins, daß Florette zum Abendessen in den gleichen Gewändern erscheinen sollte, die ihr so viele Huldigungen eingebracht hatten. Jeder der vier schürte seine verhaßten Begierden und unterwarf das Mädchen in diesem Kostüm seinen unerlaubten Launen. Da dieses erste Verbrechen die Unmenschen erst recht aufgestachelt hatte, ließen sie es dabei nicht bewenden. Sie legten sie nun nackt bäuchlings auf einen großen Tisch, zündeten Kerzen an, placierten das Bild unseres Hei-

lands ans Kopfende und hatten die Frechheit, auf den Lenden dieser Unglücklichen das furchtbarste unserer Mysterien zu vollziehen. Angesichts dieses grauenhaften Schauspiels fiel ich in Ohnmacht. Ich konnte es nicht mehr ertragen. Als Raphael dies sah, sagte er, ich müsse mich daran gewöhnen und solle meinerseits als Altar dienen. Man ergriff mich und legte mich auf denselben Platz wie Florette, und der ruchlose Italiener vollführte auf mir mit noch weit grausameren und gottloseren Beigaben ebenso Greuliches, wie es zuvor an meiner Gefährtin verübt worden war. Wie leblos werde ich vom Tisch genommen. Man mußte mich aufs Zimmer tragen, wo ich drei Tage lang das grauenhafte Verbrechen, dem ich wider Willen gedient hatte, mit bitteren Tränen beweinte... Die Erinnerung daran zerreißt mir noch jetzt das Herz, Madame. Wenn ich daran denke, muß ich weinen. Bei mir ist die Religion eine Sache des Gemüts. Alles, was sie beleidigt oder verletzt, macht mein Herz bluten.

Der Besessene

Die Sonne hüllte sich in Schleier. Wie ihr Strahl,
O meines Lebens Mond! laß dich von Schatten wiegen;
Schlaf, rauch nach Herzenslust; sei ernst und sei verschwiegen,
Und tauche in den Schlund der Ode und der Qual;

So lieb ich dich! Allein willst heute du einmal,
Gleich einem hellen Stern, der Wolkennacht entstieg,
An Stätten strahlen, die dem finstren Wahn erliegen,
Nun gut! Heraus, mein Dolch, es bleibt dir keine Wahl!

Entflamm dein Auge an der Lüster Glanz und Prangen!
Entflamme in dem Blick der Flegel das Verlangen!
Du bist mir immer Lust in Müdigkeit und Gier;

Sei dunkel wie die Nacht, sei morgenrotes Weben;
Mit jeder Faser bebt und glüht mein Leib nach dir:
Du Höllenrose, ich kann ohne dich nicht leben!

Satanslitaneien

Der Engel weisester und schönster du hoch droben,
O du gestürzter Gott, der Anbetung enthoben,

Erbarme, Satan, dich auch meiner tiefen Qualen!

O du, des Abgrunds Herr, dem Unrecht einst geschah,
Du stehst, obgleich besiegt, viel herrlicher nun da,

Erbarme, Satan, dich auch meiner tiefen Qualen!

Der du allwissend bist, in Nacht hinabgeborgen,
Der Menschheit Heiland, du Vertrauter ihrer Sorgen,

Erbarme, Satan, dich auch meiner tiefen Qualen!

Der an den Paria, den Ausgestoßnen, denkt
Und mit der Liebe ihm ein Paradies geschenkt,

Erbarme, Satän, dich auch meiner tiefen Qualen!

Der mit dem Tod, den zum Vertrauten du erlesen,
In uns die Hoffnung zeugt – ein reizend-tolles Wesen!

Erbarme, Satan, dich auch meiner tiefen Qualen!

Der im Geächteten den klaren Blick entflammt,
Mit dem er vom Schafott die Menge stolz verdammt,

Erbarme, Satan, dich auch meiner tiefen Qualen!

Der du auch weißt, in welch verborgnen Erdenecken
Durch Gottes Eifersucht Juwelen sich verstecken,

Erbarme, Satan, dich auch meiner tiefen Qualen!

Der du die Kammern kennst, darinnen heimlich ruht
All der Metalle Heer und das vergrabne Gut,

Erbarme, Satan, dich auch meiner tiefen Qualen!

Du deckst mit deiner Hand den Abgrund zu, den breiten,
Zum Schutz der Träumer, die an seinem Rande schreiten;

Erbarme, Satan, dich auch meiner tiefen Qualen!

Mit magischer Gewalt lenkst du den schwanken Schritt,
Daß den Betrunknen nicht zermalmt der Rosse Tritt,

Erbarme, Satan, dich auch meiner tiefen Qualen!

Der du den Schwachen lehrst, um ihm mit Trost zu winken,
Von Schwefel ein Gemisch und von Salpeter trinken,

Erbarme, Satan, dich auch meiner tiefen Qualen!

Du hast das Schandmal mit der treuen Helferhand
Auf jedes Krösus Stirn, die schuftige, gebannt,

Erbarme, Satan, dich auch meiner tiefen Qualen!

Du schenkst dem Aug und Herz der Dirnen ein Erbarmen,
Den Kult der Wunden und die Liebe zu den Armen,

Erbarme, Satan, dich auch meiner tiefen Qualen!

Und der Verjagten Stab und der Erfinder Licht,
Nimmst du die Beichte ab, die der Gehenkte spricht,

Erbarme, Satan, dich auch meiner tiefen Qualen!

Du Vater aller der, die Gottes eitles Prahlen
Mit der Vertreibung aus dem Paradies bezahlen,

Erbarme, Satan, dich auch meiner tiefen Qualen!

Gebet

Lobpreis, o Satan, dir, in hoher Himmel Pracht,
Wo einstens du geherrscht; und in der Hölle Nacht,
Wo du, besiegt, nun weilst in schweigend dunklen Träumen!
Den Geist laß unter der Erkenntnis Baum einst säumen
Im Frieden dort bei dir, wenn über deinem Haupt
Er sich zum Tempeldach verzweigt und frisch belaubt!

GUSTAV ADOLF BECQUER Die Hexen von Trasmoz

Zu einer Zeit als die Burg von Trasmoz schon längst in die Hände der Christen übergegangen war und auch diese sie, nach Beilegung der langjährigen Fehden zwischen den Kronen von Aragonien und Kastilien, bereits wieder verlassen hatten, soll es im Dörfchen Trasmoz einen Pfarrer gegeben haben, der so gewissenhaft war in Erfüllung seiner Amtspflichten, so leutselig im Umgang mit den ihm Unterstellten und so erfüllt von heißem Mitgefühl mit den Armen, daß sein Name – ganz zu schweigen von dem Geruch der Frömmigkeit, der ihm anhaftete! – in allen Dörfern der Umgegend hoch verehrt wurde.

Unzählige hervorragende Wohltaten verdankten die Einwohner von Trasmoz dem unermüdlichen, segensreichen Wirken des guten Pfarrers, der sogar, um bei ihnen zu bleiben, das sorglose Amt eines Kanonikus ausschlug, das ihm der Bischof von Tarazona schon zu wiederholten Malen angeboten hatte. Was ihm aber zweifellos als größtes Verdienst angerechnet werden mußte, war, daß er dank seinen inständigen Gebeten und wirkungsvollen Beschwörungssprüchen das Dorf von der lästigen Nachbarschaft der Hexen befreit hatte.

Diese pflegten nämlich jedes Jahr aus den fernsten Teilen des Königreichs herbeizukommen, um in bestimmten Nächten zwischen den Ruinen der Burg ihren Sabbat abzuhalten. Vielleicht betrachteten sie die Burg als ihr Eigentum, weil diese ihre Entstehung ja einem Zauberer zu verdanken hatte, und sahen deswegen in ihr den geeignetsten Ort für ihre teuflischen Feste und nächtlichen Orgien. Schon früher hatten viele andere Teufelsbeschwörer versucht, die höllischen Geister dort auszutreiben; aber all ihr Beten und Besprengen mit Weihwasser hatte nichts genützt. Und je schwieriger und unmöglicher bisher die Ausführung dieses Unternehmens geschehen hatte, desto höher war Pfarrer Egidius, der Almosenvater (wie er allgemein genannt wurde), im Ansehen gestiegen, als er es in Angriff nahm und es, kraft der mächtigen Fürsprache seiner Gebete sowie auch als Lohn für seine guten Werke, glücklich zu Ende führte.

Die Beliebtheit, der er sich unter den Dörfnern erfreute, und die Achtung, die man ihm zollte, nahmen immer mehr zu, je älter er wurde und gleichsam die letzten Bande zerschnitt, die ihn noch

an irdische Dinge hätten fesseln können. Denn das Alter läuterte seinen Charakter von den letzten Schlacken und steigerte seine edelmütige Freigebigkeit sogar so weit, daß er den Armen von dem gab, was er für seine eigenen Bedürfnisse hätte behalten müssen.

War das ein Anblick, wenn der ehrwürdige Priester, schon ein wenig kränkelnd und unter der Last der Jahre gebeugt, einen kleinen Rundgang um seine bescheidene Kirche machte! Da kamen von überhallher die Kinder gelaufen, um ihm die Hand zu küssen. Die Männer zogen ehrfurchtsvoll den Hut. Die Frauen traten heran, um seinen Segen zu erbitten. Und eine jede schätzte sich glücklich, der es gelang, ein Stückchen seines zerfetzten Gewandes als Reliquie und Amulett gegen die bösen Geister zu erhaschen.

So lebte der gute Pfarrer Egidius in schönster Eintracht, zufrieden mit seinem Geschick. Aber wo gibt es auf Erden ein vollkommenes Glück! Der Teufel, der ständig herumschleicht, um bei jeder Gelegenheit, die sich ihm bietet, seine Feinde zu packen, hatte zweifellos auch hier seine Finger im Spiel.

Es fügte sich nämlich, daß eine jüngere Schwester des Pfarrers, eine arme Witwe, starb und daß der allzeit Opferbereite eine ihrer Töchter zu sich nahm, sie mit offenen Armen empfangend. Er sah in ihr eine Stütze des Alters und meinte, des Himmels Güte habe sie vorsorglich ihm zum Troste beschert.

Dorchen, wie diese Nichte hieß, zählte kaum achtzehn Lenze. Erzogen in frommer Gottesfurcht, war sie in ihrem Benehmen etwas schüchtern und sprach, vor allem in Gegenwart Fremder, so leise und demütig, wie die Pfarrersnichten ohne Ausnahme zu sprechen pflegten. Aber mehr als jede andere verstand sie sich auf das verführerische Spiel ihrer schwarzen falschen Augen; und sich fein zu machen und hübsch anzuziehen, liebte sie über alles!

Diese Putzsucht, wie die Männer es gewöhnlich nennen – eine Neigung, die man ja bei den Mädchen aller Klasse und aller Zeiten findet – ließ in Dorchen alle anderen Wünsche verstummen und war die ständige Ursache häuslicher Zwistigkeiten zwischen Oheim und Nichte. Denn der arme Dorfpfarrer hatte nur ein sehr geringes Einkommen, und da er wegen seiner Freigebigkeit den Armen gegenüber dauernd in größter Dürftigkeit lebte, so trug er sich, wie er treuherzig zu erzählen pflegte, schon seitdem er die erste Weihe empfangen hatte, mit dem Gedanken, sich ein neues Ornat machen zu lassen, – aber er hatte bisher noch nicht dazu die Mittel gefunden!

Von Zeit zu Zeit kam es zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen den beiden. Die Nichte hielt ihrem Oheim vor, was alles dringend der Anschaffung bedürfe und wie abgerissen sie wären, weil

eben alles die Armen bekämen – nicht nur was entbehrlich sei, sondern sogar das Notwendigste! Der gute Pfarrer Egidius mußte dann die schwerwiegendsten Argumente seiner christlichen Beredsamkeit ins Treffen rücken lassen und immer wieder betonen, daß man alles, was man den Armen gebe, dem lieben Gott darbringe. Auch pflegte er gewöhnlich zu sagen, man dürfe sich um ein Kleid nicht mehr und nicht weniger sorgen als um die paar Tage, die man in diesem Jammerthal zu verbringen habe. Je mehr Leiden man geduldig ertrüge und je weniger Kleidung einem die Nächstenliebe auf dem Leib ließe, desto eher würde man zum Tanz kommen – nicht zum Tanz um das Holzfeuer, das sonntags auf dem Dorfplatz aufloderte, und nicht in so einem schäbigen roten Tuchkleid mit Wollfransen, sondern zum Tanz um die ewige Flamme und in einem Kleide aus göttlicher Gnade, dem schönsten aller nur erdenklichen Kleider!...

Aber kommt ihr einmal einem achtzehnjährigen Mädel mit philosophischen Betrachtungen aus dem Evangelium – einem Mädel, das vor allen Dingen schmuck aussehen möchte und sich herausputzen, damit alle anderen Mädchen vor Neid platzen! Predigt ihr einmal einem Mädel, das täglich sehen muß, wie die Nachbarin gegenüber heute mit einem nagelneuen gelben Mieder prahlt, morgen mit einem schwarzen Spenzer und übermorgen mit einem türkisblauen Kleid mit feuerroten Fransen, die nur so in die Augen stechen und auf eine Meile im Umkreis alle Burschen anlocken!

Der gute Pfarrer Edigius predigte tauben Ohren und hätte ebensogut in der Wüste reden können. Denn Dorchen ließ sich nicht überzeugen, obwohl sie zu allem schwieg. Die armen Leute, die ihres Oheims Tür ständig belagerten, betrachtete sie weiter mit scheelen Blicken. Und mochte man ihr noch so viele Herrlichkeiten und schöne Kleider versprechen, die ihrer früher oder später, als Lohn für ihre Entbehrungen auf Erden, im Paradies warten würden, – für einen hübschen Spenzer und ein paar von solchen blauseidenen Schnüren, wie sie sie jedesmal, wenn sie nach Tarazona kam, in einem Laden der Pillendrehergasse sehnsüchtig betrachtete, verzichtete sie gern darauf!

So standen also die Dinge, als sich Dorchen eines Nachmittags mißmutig und nachdenklich vor die Haustür setzte. Es war der Tag vor dem Feste des heiligen Schutzpatrons des Ortes, und der Pfarrer war in der Kirche beschäftigt, um alles für den Gottesdienst am folgenden Tage vorzubereiten.

Alle Mädchen im Dorf – die einen mehr, die andern weniger – hatten sich etwas aus Tarazona mitbringen lassen, um an den schönen Maitagen und beim Tanz ums Feuer festlich auszusehen. Besonders

die beiden von gegenüber prahlten mit ihren neuen Kleidern und bunten Bändern, die ihre Eltern ihnen gekauft hatten, und setzten sich – zweifellos in der Absicht, um Dorchen zu ärgern, – eigens damit vor die Haustür, um daran die letzten Nadelstiche zu tun. Nur sie, die Hübscheste und zugleich die Eitelste im ganzen Dorf – sie, die Pfarrersnichte, hatte keinen Anteil an der freudigen Erwartung und der geschäftigen Näherei – an dieser Kopflosigkeit, dieser Aufgeregtheit unter den Mädchen, die in Dorf und Stadt das Herannahen eines lang erwarteten Festes zu verkünden pflegt . . . Aber nicht doch! Auch Dorchen hatte an diesem Abend eine außergewöhnliche Arbeit: Pfarrer Egidius hatte ihr gesagt, sie möchte für den folgenden Tag Teig zu zwanzig Broten mehr als gewöhnlich anrühren, die nach der Messe an die Armen verteilt werden sollten . . .

Als nun die Pfarrersnichte so schlechtgelaunt vor der Haustür saß und ihr tausend widrige Gedanken durch den Kopf gingen, geschah es, daß auf der Straße ein altes zerlumptes Weib daherkam, unter der Last der Jahre gebeugt und sich auf einen Krückstock stützend.

»Liebes Kind«, rief die Alte wehleidig, als sie vor Dorchen stand, »hast du nicht eine kleine Gabe für mich! Der liebe Gott wird es dir reichlich lohnen in seiner himmlischen Gnade . . .«

Diese stehende Redensart aller Bettelnden, die im Laufe der Zeit fast zu einem Segensspruch geworden ist, klang im Munde der Alten, in deren kleinen grünen Augen ein teuflisches Lächeln aufzublitzen schien, obgleich sie die Worte in einem herzergreifenden Ton herausbrachte, geradezu wie eine schauerhafte Gotteslästerung und erinnerte Dorchen zugleich an die glänzenden Versprechungen, mit denen Pfarrer Egidius ihren ständigen Wünschen zu begegnen pflegte. In der ersten Aufwallung hätte sie die Alte beinahe zum Teufel gejagt. Aber mit Rücksicht darauf, daß sie vor dem Hause des Dorfpfarrers saß, nahm sie sich zusammen und drehte ihr nur den Rücken zu, mit einer Gebärde, die ihrem Unwillen und ihrer Verdriesslichkeit deutlich Ausdruck verlieh.

Der Alten schien diese Abweisung eher zu gefallen, als daß sie sich darüber betrübte. Sie trat noch näher an das junge Mädchen heran, immer mit einem Lächeln in ihren grünen Augen, das an das Lächeln der Schlange im Paradies erinnerte, als sie Eva verführte . . . Und indem sie ihre knarrende Stimme so lieblich wie nur möglich machte, fuhr sie fort:

»Schönes Kind, schenk mir doch was – wenn nicht aus Liebe zu Gott, so tu es aus Liebe zu dir selbst. Ich diene einem Herrn, der denen, die seinen Geschöpfen Gutes erweisen, nicht erst im andern Leben den Lohn auszahlt, sondern ihnen schon in diesem Leben so-

viel gibt, als sie sich nur wünschen. Vorhin bat ich dich im Namen dessen, den du kennst; jetzt bitte ich dich im Namen dessen, den ich verehere.«

»Ach, laßt mich zufrieden! Ich bin nicht aufgelegt, um Eurem Unsinn zu lauschen!« erwiderte Dorchen. – Das alte Bettelweib redete in einer ihr unverständlichen Weise; es war sicher verrückt oder zum mindesten schon etwas sonderlich . . . Und ohne sich nach dieser schroffen Antwort noch einmal umzudrehen, stand sie auf, um ins Haus zu gehen. Aber die Alte schien nicht willig, so ohne weiteres auf ihren Wunsch zu verzichten. Sie hielt Dorchen am Kleid fest und sagte:

»Du glaubst, ich sei nicht bei vollem Verstande . . . aber du irrst dich! Ich weiß recht gut, was ich rede . . . Ich weiß sogar, was du denkst, und kenne auch die Ursache deines Ärgers . . .«

Und als ob Dorchens Herz ein Buch sei, das offen aufgeschlagen daläge, zählte das Weib der Pfarrersnichte, die sich vor Verwunderung gar nicht zu fassen vermochte, alle Gedanken auf, die ihr durch den Kopf gegangen waren, als sie ihre eigene traurige Lage mit dem Leben der anderen Mädchen des Dorfes verglichen hatte.

»Aber gräme dich nicht«, fuhr die alte verschlagene Vettel nach dieser Probe ihrer erstaunlichen Scharfsichtigkeit fort, »gräme dich nicht! Es gibt einen gewissen Herrn, der ebenso mächtig ist wie der, dem Pfarrer Egidius dient . . . In seinem Namen hab' ich mich an dich herangemacht, unter dem Vorwand, dich um ein Almosen zu bitten . . . Dieser Herr verlangt von denen, die ihm dienen, keineswegs schmerzvolle Entbehrungen. O nein, er gefällt sich darin, alle ihre Wünsche zu erfüllen. Er ist lustig wie ein Spielmann, reicher als alle Juden auf Erden zusammen und so weise, daß er die verborgensten Geheimnisse der Wissenschaft, um deren Lösung die Menschen sich bemühen, zu ergründen imstande ist! Die ihn anbeten, führen ein einziges Freudenleben, haben so viele Kleinodien und Schmuckstücke, als sie sich wünschen, und besitzen allerlei Salben und Säfte, die die Kraft haben, übernatürliche Dinge auszuführen, alle Geister, die Sonne und den Mond, die Felsen, Berge und Meereswellen sich dienstbar zu machen und Liebe oder Abscheu einzufloßen, wem man will. Wenn du einer von seinen Getreuen sein möchtest, wenn du genießen möchtest, was immer du dir auch wünschest, so kannst du es um einen geringen Preis erlangen. Du bist jung, du bist schön, du bist lebenslustig. Du bist doch nicht dazu geboren, an der Seite eines kränklichen alten Griesgrams zu verkümmern, der dich schließlich, dank seiner sinnlosen Mildtätigkeit, in tiefstem Elend auf Erden zurücklassen wird!«

Dörchen hatte anfangs nur widerwillig den Worten der Alten gelauscht. Allmählich aber fand sie an der einschmeichelnden Schilderung der glänzenden Zukunft, die sie sich verschaffen konnte, manchen Gefallen. Obwohl sie den Mund nicht aufat und die Alte etwas ungläubig ansah, schien sie doch begierig zu erfahren, was sie zu tun hätte, um das Heißeersehnte zu erlangen. Die Alte merkte dies und holte einen grünen Krug hervor, den sie unter der zerschlossenen Schürze versteckt gehalten hatte.

»Pfarrer Egidius«, sagte sie, »hat am Kopfende seines Bettes ein Becken mit Weihwasser, aus dem er alle Abende, bevor er sich schlafen legt, einige Tropfen schöpft und sie unter Hersagen eines Gebetes aus dem Fenster angesichts der Burg spritzt. Wenn du das Weihwasser durch dieses hier ersetzt hast, werde ich nach dem letzten Abendgeläute durch den Schornstein zu dir kommen. Du mußt aber das Feuer auslöschten und die Feuerzange in der Asche stecken lassen! Mein Herr und Gebieter schickt dir jetzt schon zum Zeichen seiner Großmut hier diesen Ring. Er wird dir hernach alle deine Wünsche erfüllen!«

Mit diesen Worten übergab die Alte ihr den Krug und steckte ihr auf den Finger derselben Hand, mit der sie ihn in Empfang nahm, einen goldenen Ring, in dem ein Stein saß, wie er sich nicht schöner denken läßt!

Die Nichte des Pfarrers ließ willenslos mit sich machen, was die Alte wollte – blieb aber noch unentschlossen. Die letzten Erklärungen hatten sie eher nachdenklich gemacht als überzeugt. Aber das Bettelweib wußte ihr so viel zu erzählen und ihr in so lebhaften Farben zu schildern, welche Triumphe ihre bislang verletzte Eitelkeit feiern würde, wenn sie am folgenden Tage, dank ihrer Dienstleistung, am Feuer auf dem Dorfplatz in einem Kleid von ungeahnter Pracht erschiene, so daß Dörchen schließlich den Einflüsterungen unterlag und alles zu tun versprach.

Der Nachmittag verstrich, es wurde Abend, und es kam die dunkle Nacht mit ihren geheimnisvollen Stunden des Grauens.

Pfarrer Egidius hatte die übliche Besprengung vorgenommen, ohne natürlich zu ahnen, daß sie keine Wirkung mehr haben würde, weil das Weihwasser ja durch einen Teufelstrank ersetzt worden war, und schlief nun schon den Schlaf des Gerechten. Dörchen hatte das Herdfeuer ausgemacht, die Zange nach Vorschrift in der Asche stecken lassen, und saß und wartete auf die Hexe. Denn eine Hexe und nichts anderes konnte die zerlumpete Alte nur sein, da sie einen Ring von so hohem Wert verschenkte und ihre Bekannte zu solcher Stunde und auf dem Wege durch den Schornstein besuchen wollte!

In Trasmoz schliefen schon alle Leute wie Murmeltiere, und nur hier und dort saß noch ein Mädchen auf, damit beschäftigt, das neue Kleid für den folgenden Tag fertig zu nähen. Endlich läuteten auch die Glocken für die Seelen der Verstorbenen, und ihre langsamen, gleichmäßigen Schläge schlangen sich weit durch die Luft und verhalten in den Ruinen der Burg...

Dörchen hatte sich bis dahin tapfer gehalten und kaltes Blut bewahrt, da sie ja einmal den Entschluß gefaßt hatte, den Wünschen der Hexe zu willfahren. Nun aber fing sie an unruhig zu werden. Ängstlich schaute sie nach dem Schornsteinloch, aus dem, seltsam genug! die Alte zum Vorschein kommen sollte...

Sie brauchte auch gar nicht lange zu warten. Kaum war der letzte Glockenschlag verhallt, als plötzlich eine graue Katze in die Herdasche fiel und ein eigenartiges Schnurren hören ließ, wie es diese Tiere von sich zu geben pflegen, wenn sie mit erhobenem Schwanz und rundem Rücken um uns herum schleichen und sich zärtlich an unseren Beinen scheuern...

Nach der grauen Katze kam eine gelbe, dann eine schwarze, darauf eine von denen, die man maurische Katzen nennt, und so nacheinander vierzehn oder fünfzehn verschiedener Farbe und Größe, begleitet von einer Unmenge kleiner grüner, dickbäuchiger Kröten, die um den Hals ein winziges Glöcklein trugen und mit einer Art rotem Jäckchen bekleidet waren.

Als alle Katzen versammelt waren, begannen sie in der Küche auf und ab zu spazieren, bald hierhin, bald dorthin zu springen, auf die Borde, zwischen die Töpfe und Krüge, auf den Herdbrand – und ein paar wälzten sich sogar in der Asche, eine große Staubwolke aufwirbelnd. Derweil krochen die Kröten auf den Kochtöpfen herum, mit ihren Glöckchen läutend, und machten, wie die Zirkusclowns, Luftsprünge, Balancierübungen und andere erstaunenswerte Kunststücke.

Schließlich hüpfte die schwarze Katze, die die Anführerin der Schar zu sein schien und in deren grünlich schillernden Augen die Pfarrernichte den Blick der Alten, mit der sie am Nachmittag gesprochen hatte, wiederzuerkennen glaubte, auf einen Stuhl, setzte sich auf die Hinterbeine und ergriff das Wort:

»Du hast dein Versprechen gehalten«, sagte sie. »Drum sind wir gekommen und harren deiner Befehle. Wenn du uns in unserer ursprünglichen Gestalt sehen möchtest und wünschst, daß wir dir helfen, deine Festtagskleider zu nähen oder den Teig zu den Broten anzurühren, die dein Oheim dir in Auftrag gegeben hat, so mache dreimal mit der linken Hand das Zeichen des Kreuzes und

rufe dabei die höllische Dreieinigkei an: Beelzebub, Astaroth und Belial.«

Zitternd führte Dorchen Punkt für Punkt aus, wie es ihr gesagt worden war, und sofort verwandelten sich die Katzen in alte Weiber, und die Weiber machten sich augenblicks daran, prächtige Stoffe von auffällig bunter Farbe zuzuschneiden, die Teile zusammenzunähen und daraus in größter Eile Kleider und Röcke fertigzustellen. Unterdessen waren die Kröten, die überall herumkrochen, damit beschäftigt, mittels feiner blitzender Werkzeuge goldene Ohrgehänge, sowie mit kostbaren Steinen besetzte Ringe anzufertigen, und mit Hilfe winziger Ahlen und zierlicher Kniereien ein Paar Saffianschuhe herzustellen, die, als sie fertig waren, so entzückend aussahen, daß sich selbst eine Fee ihrer nicht hätte zu schämen brauchen!

War das ein Leben und eine Regsamkeit um Dorchen herum! Selbst die Flamme der Öllampe, die jene absonderliche Szene beleuchtete, schien auf ihrer Eisentülle vergnügt zu tanzen und den Widerschein ihrer fächerförmigen Blende, die sich in zitternden Kreisen, bald hell, bald dunkel, an der Wand abmalte, zusammenzulegen und wieder auseinanderzufalten.

Als der Morgen graute und krähend die Hähne den Dorfbewohnern den nahen Aufgang der Sonne verkündeten, war der ganze Spuk vorüber. Und dann setzten die Glocken der Pfarrkirche ein, gewaltig schwingend zu Ehren des heiligen Schutzpatrons...

Der Tag verging unter Feierlichkeiten und Vergnügungen.

Nachdem die Messe vorüber war, verteilte Pfarrer Egidius seine Rundbrote unter die Armen, ohne zu ahnen, daß die Hexen geholfen hatten, den Teig zu kneten. Draußen auf den Tennen tanzten die Mädchen zu den Klängen des Dudelsacks und der Tamburine und glänzten mit den Spangen und schönen Kleidern, die sie sich in Tarazona gekauft hatten. Nur Dorchen saß allein und gelangweilt zu Hause; sie sah etwas müde und angegriffen aus von der durchwachten Nacht, die sie damit verbracht hatte, die Armenbrote zu backen. Aber seltsamerweise beklagte sie sich weder über ihr Los, noch kümmerte sie sich um die Scharen der schmucken Burschen und geputzten Mädchen, die vor dem Hause vorüberzogen. Darüber war ihr Oheim nicht wenig erstaunt!

Endlich, endlich wurde es Abend; der Pfarrersnichte schien es diesmal länger gedauert zu haben als sonst. Pfarrer Egidius legte sich, wie es seine Gewohnheit war, nach dem Avemaria zu Bett, während die junge Welt auf dem Dorfplatz den Holzstoß aufflammen ließ, um dort weiterzutanzten.

Sobald ihr Oheim schlief, holte Dorchen eiligst die Geschenke der Hexen hervor – zog die schönen Kleider an, hakte sich die feinen goldenen Ohrgehänge ein, deren helle blitzende Steine auf ihren frischen Wangen wie Tautropfen auf einem goldgelben Pfirsich lagen, schlüpfte in die kleinen Saffianschuhe, steckte auf jeden Finger einen Ring und wandte sich dorthin, wo die Burschen und Mädchen im Schein des Feuers zu den Klängen der Tamburine und der Gitarre tanzten.

Von tausendfarbigen Funken gekrönt, schlugen die züngelnden Flammen höher als die Dächer der nahen Häuser; weithin fielen die langen Schlagschatten der Schornsteine und des Kirchturms...

Man kann sich die Wirkung vorstellen, die Dorchens Erscheinen hervorrief! Die anderen Dorfschönen, die bis dahin die arme Pfarrersnichte an Luxus weit übertroffen hatten, wurden jetzt in den Schatten gestellt und mußten Mauerblümchen spielen. Alle Männer stritten sich um die Ehre, aus Dorchens Augen einen Blick zu erhaschen, und die Frauen bissen sich vor Wut die Lippen wund. Wie ihr die Hexen vorausgesagt hatten, hätte der Triumph ihrer Eitelkeit nicht größer sein können.

Das Fest des Schutzheiligen ging zu Ende, und obgleich Dorchen schlau genug war, ihre Ringe und Kleider zu unterst in der Truhe verwahrt zu halten, sprach man vier Wochen lang im Dorf von nichts anderem.

»Ei, ei!« sagten die Leute zu Pfarrer Egidius. »Ihr habt Eure Nichte ja zu einem wahren Goldpüppchen herausstaffiert! Was für ein Aufwand! Wer hätte das geahnt, daß Ihr nach all dem, was Ihr für Almosen ausgibt, noch soviel für Putz und Tand übrig habt!«

Pfarrer Egidius aber war die Güte selbst. Ihm kam nicht der leiseste Gedanke, daß dahinter etwas Wahres stecken könnte. Er glaubte, die Leute hätten sich mit ihm einen Spaß erlaubt und über die ärmliche Kleidung Dorchens gewitzelt, die der Nichte eines Pfarrers, einer der angesehensten Persönlichkeiten in den Dorfschaften, nicht würdig war. Und lächelnd gab er zur Antwort, um nicht Spaßverderber zu sein:

»Ja, was wollt Ihr denn?! Wer ein Licht hat, läßt es leuchten!«

Unterdessen taten die schönen Kleider Dorchens ihre Wirkung. Seit jenem Abend fehlten niemals Blumensträuße vor den Fenstern, Gitarrenklänge vor der Haustür und verliebte Burschen an der Straßenecke. Und diese Burschen und Lieder und Sträuße führten zu dem natürlichen Ende, daß sich die Pfarrersnichte schon nach zwei Monaten mit einem der reichsten Burschen im Dorfe verheiratete. Damit aber ihr Triumph ein vollständiger sein sollte, war dieser

selbe Bursche bis zu dem unvergeßlichen Abend, an dem sie sich am Feuer gezeigt hatte, der Bräutigam eines jener Nachbarmädchen gewesen, die ihre neuen Kleider stets vor der Haustür genäht und ihr so manches liebe Mal Grund zum Ärger gegeben hatten.

Nur der arme Pfarrer Egidius büßte an jenem Abend für alle Zeiten die Kraft seiner Beschwörungssprüche und Besprengungen ein. Zu seinem großen Erstaunen und zur Verwunderung der ganzen Gemeinde nisteten sich die Hexen wieder in der Burg ein. Unzählige Plagen befielen das Vieh. Die Mädchen im Dorf wurden von unbekanntem Krankheiten heimgesucht. Die kleinen Kinder wurden nachts in der Wiege verprügelt. Und in jeder Samstagnacht, sobald die Glocken für die Seelen der Verstorbenen geläutet hatten, sahen die Einwohner von Trasmoz Scharen von Hexen, so dicht wie eine Schar Kraniche, am Himmel vorüberziehen. Die einen lärmten mit Schellentrommeln, die andern mit Trompeten und Klappern, und rittlings auf ihren Besenstielen, flogen sie alle aufwärts nach der Burg, um im Schatten der Mauern und des zerfallenen Bergfrieds ihren Hexensabbat zu feiern.

JORIS KARL HUYSMANS
Die Schwarze Messe des Kanonikus Docre

Er ging zu einem Weinschänken in der Nachbarschaft, dessen Raum, leer seit sechs Uhr, ein geruhames Selbstgespräch gestattete, wo man dabei unverdorbenes Fleisch aß und Weine von nicht allzu übler Färbung trank. Er dachte an Frau Chantelouve und insbesondere an den Kanonikus Docre. Die geheimnisvolle Seite im Wesen dieses Priesters ließ ihm keine Ruhe. Was mochte wohl im Hirn eines Mannes vorgehen, der sich einen Christus unter die Fußsohlen hatte zeichnen lassen, um ihn besser unter die Füße treten zu können?

Welcher Haß enthüllte sich darin! Zürnte er ihm, weil er ihm nicht die seligen Ekstasen eines Heiligen geschenkt oder, menschlicher gedacht, weil er ihn nicht zu den höchsten Würden des Priesterstandes erhoben? Es lag auf der Hand, der Trotz dieses Priesters war zügellos und sein Hochmut ohne Grenzen. Es konnte ihn nicht einmal kränken, daß er ein Gegenstand des Schreckens und des Abscheus war, denn so war er doch Jemand. Und dann – welche Wonne für eine so von Grund aus verbrecherische Seele, wie diese zu sein schien, seine Feinde in Qualen unter unbestrafbaren Verhexungen hinschmachten lassen zu können! Zu guter Letzt: Es berauscht sich überschwenglich die Tempelschändung in rasender Heiterkeit, in wahnwitziger Wollust, der nichts gleich kommt. Sie ist seit dem Mittelalter das Verbrechen der Feiglinge, denn die irdische Justiz verfolgt sie nicht mehr, und man kann sie ungestraft begehen. Doch sie ist das unbändigste aller Verbrechen für einen Gläubigen, und Docre glaubte an Christus, da er ihn doch haßte!

»Welch Ungeheuer von einem Priester! – Und welch unedle Beziehungen muß er ohne Frage gehabt haben zu der Frau des Chantelouve! Ja – aber wie bringt man sie zum Sprechen? Sie hat mir, alles in allem, neulich ganz unzweideutig ihre Weigerung kundgetan, sich zu dieser Angelegenheit zu erklären. Einstweilen werde ich ihr erklären – denn ich habe keine Lust, heute abend mich ihren sündhaften Sprüngen zu unterziehen –, daß ich leidend und absoluter Ruhe bedürftig bin.«

Und also tat er, als sie kam – eine Stunde nach seiner Rückkunft. Sie animierte ihn zu einer Tasse Tee, und da er ablehnte, tätschelte sie ihn unter Küssen. Dann trat sie ein wenig zur Seite:

»Sie arbeiten zuviel. Sie hätten es schon nötig, sich zu zerstreuen! Los also, machen Sie mir ein wenig den Hof, um die Zeit totzuschla-

gen – denn bisher war ich es, die unermüdlich diese Rolle gespielt! – Nein? Diese Idee glättet Ihr Antlitz nicht? Nehmen wir etwas anderes. – Sollen wir mit dem Kater ein Versteckspiel beginnen? Sie zucken mit den Schultern; nun wohl, da alles an Ihrer mürrischen Miene scheitert, plaudern wir denn von Ihrem Freunde, von des Hermies – was treibt er?»

»Nichts von besonderem Belang.«

»Und seine Versuche mit der Medizin Mattei?«

»Ich weiß nicht, ob er sie fortsetzt.«

»Gut, ich sehe, daß dieses Thema bereits erschöpft ist. Wissen Sie, daß Ihre Antworten nicht gerade ermutigend klingen, mein Lieber?«

»Aber«, sagte er, »es kann doch jedem passieren, daß er nicht ausführlich auf Fragen antwortet. Ich kenne sogar eine gewisse Persönlichkeit, die bisweilen mit dieser lakonischen Kürze Mißbrauch treibt, wenn man über ein gewisses Kapitel sie befragt.«

»Über einen Konikus etwa.«

»Sie sagen es.«

Sie kreuzte in aller Ruhe die Beine.

»Diese Persönlichkeit hatte ohne Frage Gründe für ihr Schweigen; wenn sie aber nun wirklich Wert darauf legt, die befragende Persönlichkeit sich zu verpflichten – dann hat sie vielleicht, seit der letzten Unterhaltung, sich viele Mühe gegeben, um sie zufriedenzustellen.«

»Auf denn, meine liebe Hyacinthe, erklären Sie sich«, sagte er freudestrahrenden Antlitzes und schüttelte ihr die Hände.

»Gestehen Sie: Hätte ich Ihnen so das Wasser im Munde zusammenlaufen lassen, einzig um nicht mehr ein brummiges Antlitz vor Augen zu haben – so wäre es mir gut gelungen.«

Er hütete das Schweigen – und fragte sich, ob sie seiner spottete oder ob sie wirklich bereit war zu reden.

»Hören Sie«, fuhr sie fort, »ich halte meine Entscheidung von neulich abend aufrecht; ich werde Ihnen nicht gestatten, sich mit dem Kanonikus Docre anzubiedern; zu einem bestimmten Moment aber kann ich Sie, ohne daß Sie in Beziehungen zu ihm treten, der Zeremonie beiwohnen lassen, die Sie am sehnlichsten kennenzulernen wünschen.«

»Der Schwarzen Messe?«

»Ja, vor Ablauf von acht Tagen wird Docre Paris verlassen haben; wenn Sie ihn einmal mit mir zusammen sehen, werden Sie ihn nachher niemals wieder treffen. Halten Sie sich also für eine Woche Ihre Abende frei; wenn der Augenblick gekommen ist, gebe ich Ihnen ein Zeichen. Sie aber dürfen mir danken, mein Freund, denn um mich

Ihnen nützlich zu erweisen, verstoße ich wider die Gebote meines Beichtvaters, dem ich nicht mehr vor Augen zu treten wage, und stürze ich mich in Verdammnis!«

Er umarmte sie zärtlich und umschmeichelte sie.

»Es ist also ernst: Dieser Mensch ist wirklich und wahrhaftig ein Ungeheuer?«

»Ich fürchte; auf jeden Fall wünsche ich ihn niemandem zum Feinde!«

»Teufel! Wenn er auch die Leute verhext, wie er es mit Gévingey tat!«

»Gewiß – und ich möchte nicht an des Astrologen Stelle sein.«

»Sie glauben also daran! – Lassen Sie hören, wie arbeitet er: mit dem Blut der Mäuse, dem Hackfleisch oder den Ölen?«

»Sieh da, Sie wissen davon. – Er bedient sich in der Tat dieser Substanzen; ja, er ist einer von den ganz wenigen, die damit umgehen können, denn leicht vergiftet man sich selbst mit ihnen; es ist genau wie bei den Explosivstoffen, die für ihre Hersteller so gefährlich zu handhaben sind; oft aber, wenn er sich an wehrlose Wesen macht, wendet er einfachere Rezepte an. Er destilliert Fischextrakte und setzt Schwefelsäure hinzu, damit es kocht in der Wunde; dann taucht er in diese Mischung die Spitze einer Lancette, mit welcher er sein Opfer durch einen Schwebegestirb oder durch eine Larve stechen läßt. Das ist die gewöhnliche und bekannte Art der Verhexung, die der Rosenkreuzer und anderer Anfänger im Satanismus.«

Durtal brach in Lachen aus. »Aber, Teuerste, nach Ihren Worten würde man also aus der Ferne den Tod senden, genau wie einen Brief.«

»Und gewisse Krankheiten wie etwa die Cholera, schickt man die nicht etwa in Briefen? Fragen Sie nach bei den Sanitätsdiensten, die während der Epidemien die Postsendungen desinfizieren!«

»Ich sage nicht das Gegenteil, aber der Fall ist nicht der gleiche.«

»Doch: es steht ja in Frage die Übermittlung, die Unsichtbarkeit, die Entfernung – das versetzt Sie in Staunen!«

»Was mich vor allem wundert, ist, daß ich die Rosenkreuzer in diese Sache verwickelt sehe. Ich gestehe, daß ich sie stets nur als sanftmütige Pinsel oder als possierliche Leichenbitter betrachtete.«

»Aber alle Gesellschaften bestehen doch aus Tröpfchen, und an ihrer Spitze stehen immer die Possenreißer, welche die Einfalt ausbeuten.

Nun, das ist auch bei den Rosenkreuzern der Fall; das hindert ihre Haupter nicht, insgeheim sich am Verbrechen zu versuchen. Man braucht nicht gebildet oder intelligent zu sein, um das hexenmeisterliche Ritual auszuüben. Auf jeden Fall – das kann ich versichern –

gibt es unter ihnen einen ausgedienten Literaten, den ich kenne und der mit einer verheirateten Frau ein Verhältnis hat. Die beiden verbringen ihre Zeit mit Versuchen, den Gatten durch Behexung zu töten.«

»Sieh an, das übertrifft ja die Scheidung, dieses System!«

Sie sah ihn an und verzerrte die Lippen.

»Ich werde nicht weiter sprechen«, sagte sie, »denn ich sehe, Sie machen sich über mich lustig; Sie glauben an gar nichts...«

»Nein doch, ich lache nicht, denn ich habe keine so recht gefestigten Ideen darüber. Ich gestehe, daß auf den ersten Blick mir all dieses zum mindesten unwahrscheinlich vorkommt – doch wenn ich daran denke, daß alle Bemühungen der modernen Wissenschaft nur die Entdeckungen der Magie von ehemals bestätigen, so bleibe ich wortlos. Ja, es ist wahr«, fuhr er nach einer Pause fort, »um nur eine Tatsache anzuführen: hat man nicht genugsam gelacht über jene in Katzen verwandelten Frauen des Mittelalters? Nun wohl, kürzlich hat man zu Herrn Charcot ein kleines Mädchen gebracht, das plötzlich auf allen Vieren lief, buckelte, mauzte, kratzte und schnurrte genau wie eine Katze. Diese Metamorphose ist also möglich. Nein, man kann es nicht oft genug wiederholen, die Wahrheit ist, daß man nichts weiß und daß man kein Recht hat, irgend etwas in Abrede zu stellen; um aber auf Ihre Rosenkreuzer zurückzukommen; sie schenken sich mit diesen rein chemischen Formeln die Tempelschändung?«

»Das heißt, ihre Giftmischereien, vorausgesetzt, daß sie sich gut genug auf die Bereitung verstehen, um Erfolge zu erzielen – woran ich zweifle –, sind leicht unschädlich zu machen; immerhin besagt das nicht, daß diese Gruppe, in der ein wirklicher Priester eine Rolle spielt, sich nicht nach Bedürfnis auch besudelter Hostien bedient.«

»Das muß wieder ein reizender Priester sein, dieser Mann! – Doch da Sie so gut unterrichtet sind – wissen Sie auch, wie man die Behexungen bannt?«

»Ja und nein; ich weiß nur eins: Sind die Gifte durch das Sacrilegium besiegelt, ist das Verfahren ausgeführt worden durch einen Meister, durch Doctre oder einen der Fürsten der Magie in Rom, so ist es sehr schwierig, ein Gegengift einzusetzen. Man hat mir indessen einen gewissen Abbé in Lyon genannt, dem, als nahezu dem einzigen zur Stunde, diese schwierigen Kuren gelingen.«

»Doktor Johannes!«

»Sie kennen ihn?«

»Nein, aber Gévingey, der zu ihm gereist ist, um Heilung zu finden, hat mir davon gesprochen.«

»Nun ja, ich weiß es nicht, wie dieser Mann es macht; was ich weiß, ist allein, daß man den Behexungen, die nicht durch Sacrilegien kompliziert sind, in den meisten Fällen durch das Gesetz des Rückschlages ausweicht. Man gibt den Schlag dem, der ihn führte, zurück; es bestehen noch zur Stunde zwei Kirchen, die eine in Belgien, die andere in Frankreich; betet man dort vor einer Statue der Jungfrau, so schnell das Los, das einen verletzte, zurück, um den Gegner zu treffen.«

»Pah!«

»Ja, die eine von diesen Kirchen steht in Tougres, achtzehn Kilometer von Lüttich entfernt, und führt sogar den Namen Notre-Dame de Retour; die andere ist die Kirche von L'Epine, einem Dörfchen in der Nähe von Châlons. Diese Kirche ist vor Zeiten erbaut worden zur Beschwörung des Giftzaubers, den man verübte mit Hilfe von Dornen, die in dieser Gegend zahlreich wuchsen und dazu dienten, Bilder zu durchbohren, die in Herzform ausgeschnitten wurden.«

»In der Nähe von Châlons«, sagte Durtal; er suchte in seinem Gedächtnis. »Es scheint mir in der Tat, als habe des Hermies mir, mit Beziehung auf die Verhexung durch das Blut weißer Mäuse, teuflische Zirkel angegeben, die sich in dieser Stadt eingerichtet haben sollen.«

»Ja, diese Gegend ist zu allen Zeiten einer der heftigsten Herde des Satanismus gewesen.«

»Sie sind zum Entzücken beschlagen auf diesem Gebiet; es ist wohl Doctre, der Ihnen diese Wissenschaft eingab?«

»Ich verdanke ihm in der Tat das wenige, das ich vor Ihnen auskrame; er hatte eine Neigung zu mir gefaßt und wollte sogar eine Schülerin aus mir machen. Ich habe abgelehnt und bin heute zufrieden damit, denn es macht mir mehr Sorge denn ehemals, dauernd im Stande der Todsünde zu leben.«

»Und die Schwarze Messe – Sie haben ihr beigewohnt?«

»Ja, und ich sage es Ihnen im voraus, Sie werden es bedauern, so schreckliche Dinge gesehen zu haben. Es ist eine Erinnerung, die bleibt und Schrecken einjagt, selbst... besonders... wenn man persönlich nicht an diesen Diensten teilnimmt.«

Er sah sie an. Sie war bleich, und ihre entzündeten Augen zuckten.

»Sie haben es dann gewollt«, fuhr sie fort, »Sie dürfen sich also nicht beklagen, wenn das Schauspiel Ihnen Grauen und Ekel einjagt.«

Er verharrte in einiger Bestürzung über den dumpfen, traurigen Klang ihrer Stimme.

»Aber schließlich, woher kommt er, dieser Docre, was hat er früher gemacht, wie ist er zu einem Meister des Satanismus geworden?«

»Ich weiß es nicht, ich habe ihn kennengelernt als beliebten Pariser Priester, dann kannte ich ihn als Beichtvater einer Königin im Exil. Er hat schreckliche Affären gehabt, die, dank seiner Protektionen, unter dem Kaiserreiche niedergeschlagen wurden. Er ist bei den Trappisten interniert, aus dem Klerus verjagt, von Rom aus exkommuniziert worden. Gleichfalls habe ich erfahren, daß er des öfteren wegen Giftmischerei unter Anklage gestanden hat, aber freigesprochen worden ist, da es den Gerichtshöfen niemals gelungen ist, den Beweis zu führen. Heute lebt er – wie, das weiß ich nicht – im Wohlbehagen und reist viel mit einer Frau, die ihm als Seherin dient; für alle Welt ist er ein Verbrecher, aber er ist gelehrt und pervers – und dann ist er so bezaubernd!«

»Oho!« rief er aus, »wie Ihre Stimme, wie Ihr Blick sich ändert! Gesteht Sie: Sie lieben ihn!«

»Nein – ich liebe ihn nicht mehr, denn warum soll ich es Ihnen nicht sagen: Es gab einen Zeitpunkt, wo wir toll vernarrt waren ineinander!«

»Und jetzt?«

»Jetzt ist es aus, ich schwöre es Ihnen; wir sind Freunde geblieben, und das ist alles.«

»Dann sind Sie doch aber oft zu ihm gegangen. War es wenigstens merkwürdig, hatte er eine abseitige Häuslichkeit?«

»Nein, es war komfortabel und sauber. Er besaß ein chemisches Kabinett und eine ungeheure Bibliothek! Das einzige seltsame Buch, das er mir zeigte, war ein Brevier der Schwarzen Messe, in Pergament. Es waren wundervolle Ausmalungen darin; der Einband war hergestellt aus der gegerbten Haut eines ungetauft gestorbenen Kindes, und auf eine der Deckelflächen war aus Zierat eine Hostie geprüßt, die in einer Schwarzen Messe geweiht war.«

»Und was enthielt diese Handschrift?«

»Ich habe sie nicht gelesen.«

Sie hüteten das Schweigen, dann griff sie nach seinen Händen.

»Da sind Sie nun wieder aufgekratzt«, sagte sie, »ich wußte es wohl, daß ich für Ihre trübe Miene Heilung bringen würde. Gesteht Sie immerhin, daß ich ein braves Kind bin, da ich mich nicht erbose.«

»Sich erbofen? Und warum?«

»Nun aber – weil es, so nehme ich an, sehr wenig schmeichelhaft ist für eine Frau, wenn sie einem Manne die Stirnfalten glätten kann nur durch das Gespräch über einen anderen!«

»Nein doch, nein doch«, sagte er und küßte sie auf die Augen.

»Laß«, sagte sie ganz leise, »das macht mich kraftlos, und ich muß gehen. Es ist spät!«

Sie seufzte und ging. Ließ ihn allein in seiner Betäubung, mit der Frage, die er sich wieder einmal vorlegte: in welch schlammigen Pfuhl das Leben dieser Frau doch getaucht sein mußte...

Durtal sitzt in seinem Zimmer und arbeitet an seinem Werk über Gilles de Rais.

»Merkwürdig«, sagte sich Durtal, während er sich im Schreiben unterbrach, um eine Zigarette anzuzünden, »merkwürdig ist, daß...«

Sacht schlug die Klingel an; Frau Chantelouve trat ein.

Sie erklärte, sie wolle nur zwei Minuten bleiben, sie habe einen Wagen unten stehen. – »Es ist heute abend«, sagte sie. »Ich komme um neun Uhr und hole Sie ab. Schreiben Sie mir zunächst einmal einen Brief, der ungefähr in diesen Wendungen abgefaßt ist« – und sie überreichte ihm ein Blatt, das er entfaltete.

Es enthielt ganz einfach folgende Bestätigung: »Ich gestehe, das alles, was ich über die Schwarze Messe gesagt und geschrieben habe, über den Priester, der sie zelebriert, über den Ort, wo ich meiner Behauptung gemäß ihr beigewohnt, über die Personen, die ich vorgeblich dort angetroffen – daß alles dies reine Erfindung ist. Ich versichere, daß alle diese Geschichten meiner Einbildung entspringen und daß infolgedessen alles, was ich erzählt habe, falsch ist.«

»Das stammt von Docre?« sagte er, die Blicke gerichtet auf eine kleine, spitzige und gedrehte, fast angriffslustige Handschrift.

»Ja, und er verlangt überdies, daß diese Erklärung ohne Datum abgegeben werde in Gestalt eines Briefes, der an eine Person gerichtet sein soll, die Sie in dieser Angelegenheit befragt haben könnte.«

»Er traut mir also nicht im geringsten, Ihr Kanonikus!«

»Teufel, Sie schreiben Bücher!«

»Es gefällt mir nicht über die Maßen, daß ich dies unterzeichnen soll«, murmelte Durtal. »Und wenn ich mich weigere?«

»So werden Sie der Schwarzen Messe nicht beiwohnen.«

Die Neugierde war mächtiger als sein Widerstreben. Er setzte den Brief auf und unterschrieb; Frau Chantelouve steckte ihn in ihr Etui für Visitenkarten.

»Und in welcher Straße findet diese Zeremonie statt?«

»In der Rue Olivier de Serres.«

»Wo ist das?«

»Nahe der Rue de Vaugirard, ganz oben.«

»Dort wohnt Docre?«

»Nein; wir gehen in ein Privathaus, das einer seiner Freundinnen gehört. – Und damit denke ich, Sie werden, wenn Sie nichts dagegen haben, Ihr Verhör ein andermal fortsetzen, denn ich bin in Eile und mache mich aus dem Staube. Seien Sie um neun Uhr bereit – nicht wahr?«

Kaum hatte er die Zeit, sie zu küssen – schon war sie fort.

»Schließlich«, sagte er sich, als er allein war, »hatte ich ja schon die Auskünfte über das Inkubat und die Behexung; es blieb nur noch die Schwarze Messe, die ich kennenlernen mußte, um auf dem laufenden zu sein über den Satanismus, so wie er in unseren Tagen geübt wird – und ich werde sie sehen! Ich will mich hängen lassen, wenn ich jemals argwöhnte, daß Paris derartige Untergründe verborgen hält! Und wie die Dinge sich anziehen und sich verbinden; ich mußte mich erst mit Gilles de Rais beschäftigen und dem Teufelskult im Mittelalter, damit mir der zeitgenössische Teufelskult gezeigt würde!«

Und er dachte wieder an Docre und sagte sich: Welch ein pffiffiges Luder, dieser Priester! Im Grunde ist unter den Okkultisten, die heute den aufgelösten Ideenwirrwarr einer Zeit durchwimmeln, dieser der einzige, der mich interessiert.

»Die anderen, die Magier, die Theosophen, die Kabbalisten, die Spiritisten, die Geheimwissenschaftler, die Rosenkreuzer machen mir, so weit sie nicht einfache Spitzbuben sind, den Eindruck von Kindern, die im Spiel sich torkelnd in einem Keller balgen; und wenn man noch tiefer hinabsteigt, in die Werkstätten der Wahrsagerinnen, der Seherinnen und der Hexenmeister – was findet man dort anders als Betriebsstellen der Prostitution und der Hochstapelei? All diese Hausierer mit ihrer sogenannten Zukunft sind äußerst unsauber; das ist im Okkulten das einzige, dessen man gewiß ist!«

Des Hermies unterbrach durch sein Klingeln diese Erwägungen. Er kam, um Durtal zu melden, daß Gévingey zurück sei und daß sie am übernächsten Tage zusammen bei Carhaix speisen sollten.

»Seine Bronchitis ist also geheilt?« »Ja, vollständig.« –

Durtal, den der Gedanke an die Schwarze Messe ganz in Anspruch nahm, konnte nicht schweigen und gestand, daß er noch am gleichen Abend ihr beiwohnen sollte; und der verdonnerten Miene des Hermies gegenüber fügte er hinzu, daß er das Geheimnis versprochen habe und ihm für den Augenblick nicht mehr darüber erzählen könne.

»Alle Wetter, du hast Glück, du«, meinte des Hermies. »Ist es indiskret, wenn ich nach dem Namen des Abbé frage, der diesem Dienst vorstehen wird?«

»Nein, es ist der Kanonikus Docre.«

»Ah!« – Und der andere schwieg; er suchte sichtlich zu erraten, welche Machenschaften seinem Freunde dazu verholfen haben mochten, an diesen Priester heranzukommen.

»Du hast mir einmal erzählt«, fuhr Durtal fort, »daß im Mittelalter die Schwarze Messe auf dem nackten Kreuz einer Frau gelesen, daß sie im siebzehnten Jahrhundert auf dem Bauche zelebriert wurde – und heute?«

»Ich glaube, daß sie genau wie in der Kirche vor einem Altar stattfindet. Übrigens ist sie gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bisweilen in der Gegend von Biscaya ebenso ausgegeben worden. Allerdings waltete damals der Teufel in eigener Person. Gekleidet in zerfetzte und beschmutzte Bischofsgewänder teilte er das Abendmahl aus auf runden Lederscheiben aus alten Schuhen mit dem Ruf: dieses ist mein Leib! Und er gab widerwärtige Spezereien den Gläubigen zu kauen, die ihm vorher die linke Hand, das Glied und den Steiß geküßt hatten. Ich hoffe, du wirst nicht gezwungen sein, diesem Kanonikus gleich niedrige Huldigungen darzubringen.«

Durtal brach in Lachen aus. »Nein, ich denke, er verlangt derartige Tribute nicht; doch laß hören, du hältst nicht dafür, daß entschieden doch die Wesen, die fromm und gemein diesen Diensten nachlaufen, ein wenig verrückt sind?«

»Verrückt! Und warum? Der Dämonenkult ist nicht wahnwitziger als der Gott geweihte; der eine schwärt in Eiter, der andere bricht in Strahlen aus, das ist alles; nach dieser Rechnung würden alle Leute, die irgendeine Gottheit anbeten, von Sinnen sein! Nein, die Täuflinge des Satanismus sind Mystiker aus einer unsauberen Zucht, aber es sind doch Mystiker. Nun ist es äußerst wahrscheinlich, daß ihr Aufschwung zum Jenseits vom Bösen stets zusammenfällt mit rasenden Heimsuchungen der Sinne, denn die Wollust ist das Mutterkorn des Dämonismus. Die medizinische Wissenschaft bringt diesen Hunger nach Kot so gut oder schlecht es geht in unbekanntem Distrikten der Neurose unter; und sie darf es tun, denn niemand weiß wirklich, was diese Krankheit bedeutet, an der alle Welt leidet; und gewiß ist in der Tat, daß in diesem Jahrhundert die Nerven leichter als ehemals beim geringsten Stoß ins Schwanken geraten. Halt, denke doch an die Einzelheiten, welche die Zeitungen über die Hinrichtung der zum Tode Verurteilten brachten; sie enthüllen uns, daß der Henker ängstlich ist bei seiner Arbeit, daß er vor der Ohnmacht steht, daß seine Nerven leiden, wenn er einen Menschen enthauptet. Welch ein Elend! Wenn man das vergleicht mit den uner-

schütterlichen Folterknechten der alten Zeit! Die wickelten einem das Bein in einen Strumpf aus durchweichtem Pergament, das vor dem Feuer sich einzog und einem ganz sacht das Fleisch zerrieb; oder aber, sie trieben einen Keil in die Schenkel und brachen die Knochen; sie zerquetschten einem die Daumen in Schraubstöcken, sie schnitten einem im Rücken Riemen aus der Haut, stülpten die Haut des Bauches auf wie einen Schurz; sie vierteilten und wippten, brieten, begossen einen mit flammendem Brantwein mit unbeweglichem Antlitz und einer Nervenruhe, die kein Schrei, keine Klage erschütterte. Da diese Verrichtungen ein wenig anstrengend waren, hatten sie nach der Vollstreckung einzig und allein kräftigen Durst und strammen Hunger. Es waren Vollblüter in gutem Gleichgewicht, dagegen heute! Um aber auf deine Gefährten bei der Tempelschändung von heute abend zurückzukommen, so sind es keine Verrückten, es sind ohne jeden Zweifel äußerst widerwärtige Lüstlinge. Beobachte sie! Ich bin sicher, daß sie an die fleischlichen Opfergüsse denken, wenn sie Beelzebub anrufen. Hab keine Angst, geh, es gibt in diesem Trupp wirklich keine Leute, die jenem Märtyrer nacheifern dürften, von dem in seiner Geschichte Sankt Pauls des Eremiten Jacobus de Voragine spricht. Du kennst diese Sage?»

»Nein.«

»Nun wohl, um deine Seele zu erfrischen, will ich sie dir erzählen. Dieser Märtyrer, noch ganz jung, wurde, an Händen und Füßen gefesselt, auf ein Lager gestreckt, und dann schleuderte man ihm ein herrliches Geschöpf zu, das ihn vergewaltigen wollte. Wie er nun entbrannte und dicht daran war, zu sündigen, da biß er sich die Zunge ab und spie sie dieser Frau ins Gesicht; und also verjagte der Schmerz die Versuchung, sagt der gute de Voragine.«

»Mein Heroismus würde nicht so weit gehen, gestehe ich; aber ... du gehst bereits?»

»Ja, ich werde erwartet.«

»Welch bizarre Epoche!« fiel Durtal wieder ein, als er ihn hinaus geleitete. »Gerade in dem Augenblicke, in dem der Positivismus aus allen Lungen bläst, erwacht der Mystizismus und beginnen die Torheiten des Okkulten.«

»Aber es ist doch immer so gewesen; die Schwanzenden der Jahrhunderte ähneln einander. Alle sind sie schwankend und trübe. Während der Materialismus wütet, erhebt sich die Magie. Diese Erscheinung kehrt alle hundert Jahre wieder. Um nicht noch weiter zurückzusteigen – sieh dir die Neige des letzten Jahrhunderts an. Neben Rationalisten und Atheisten findest du Saint Germain, Cagliostro, Saint Martin, Gabalis, Cazotte, die Gesellschaften der

Rosenkreuzer, die infernalischen Zirkel – genau wie heute! Damit adieu, guten Abend und viel Glück!«

»Ja, aber«, sagte sich Durtal, als er die Tür wieder schloß, »die Cagliostro hätten zum wenigsten eine gewisse Haltung und wahrscheinlich auch einiges Wissen – dagegen die Magier unserer Tage: was sind das für ungebildete Rüpel und Marktschreier!«

In einem schütternden Fiaker fuhren sie die Rue de Vaugirard hinan. Frau Chantelouve lag wortlos in eine Ecke gedrückt. Durtal betrachtete sie, wie sie an einem Scheinwerfer vorbeifuhren und ein Aufleuchten über ihren Schleier huschte, das schnell wieder erlosch. Sie schien ihm erregt und nervös unter ihrer stummen Oberfläche. Er ergriff ihre Hand: Sie entzog sie ihm nicht, aber er fühlte sie wie Eis durch seinen Handschuh hindurch, und ihre blonden Haare schienen ihm an diesem Abend in Aufruhr zu sein, nicht so fein wie gewöhnlich und trocken. »Wir sind bald da, liebe Freundin?« – Doch mit leiser, verängstigter Stimme sprach sie zu ihm: »Nein, sprechen Sie nicht!« – Und voller Verdruß über dies schweigsame Gegenübersitzen, in feindlicher Spannung fast, begann er wieder, den Weg durch die Fenster des Wagens zu mustern.

Die Straße dehnte sich ohne Ende, verlassen bereits, so schlecht gepflastert, daß die Speichen des Wagens knirschten bei jeder Drehung; sie war kaum erhellt durch Gaslampen, die immer weiter auseinander rückten, je näher sie sich an die Wälle heranstreckte. »Welch seltsame Narrenfahrt!« sagte er sich beunruhigt durch die kalte, verschlossene Physiognomie der Frau.

Endlich bog das Gefährt jählings in eine pechdüstere Straße ein, es beschrieb einen Winkel und hielt.

Hyacinthe stieg ab; Durtal wartete auf das Kleingeld, das der Kutscher ihm herausgeben mußte, und beaugenscheinigte inzwischen mit schnellem Blick die Umgebung; er war in einer Art Sackgasse. Niedrige, erstorbene Häuser umrandeten eine Fahrstraße mit wüstem, steiglosem Pflaster; als er sich umdrehte, während der Kutscher abfuhr, fand er sich vor einer langen und hohen Mauer, darüber im Schatten Blätter von Bäumen rauschten. Eine kleine Pforte, die ein Schalterfenster durchsprengte, grub sich in diese dicke und düstere Mauer, die vergipste Risse, mit Kalk gestopfte Löcher wie mit weißen Strichen durchwoben. Plötzlich schoß in einiger Entfernung aus einem Vorbau ein Licht, und ein Mann im schwarzen Schurz der Weinhändler – angezogen ohne Frage durch das Rollen des Fiakers – beugte sich aus einem Laden heraus und ließ seinen Speichel auf die Schwelle rinnen.

»Hier ist es«, sagte Frau Chantelouve.

Sie läutete, das Schalterfenster öffnete sich; sie lüftete ihren Schleier, der Strahl einer Laterne traf ihr ins Antlitz; die Pforte wich geräuschlos zurück, und sie drangen in einen Garten vor.

»Guten Tag, gnädige Frau.«

»Guten Tag, Marie.«

»Es ist in der Kapelle?«

»Ja, soll ich die gnädige Frau hinführen?«

»Nein, danke.«

Die Frau mit der Laterne musterte forschend Durtal; er gewahrte unter einer Haube graue gewundene Strähnen, die über ein verwüdetes, gealtertes Gesicht fielen; doch sie ließ ihm nicht die Zeit, sie zu mustern, denn sie trat zurück in einen Pavillon nahe der Tür, der ihr als Loge diente.

Er folgte Hyacinthe, die dunkle Alleen durchquerte, in denen es nach Buchsbaum roch, bis hin zur Freitreppe eines Gebäudes. Sie bewegte sich wie zu Hause, stieß die Türen auf, ließ ihre Absätze auf die Fliesen klappen.

»Sehen Sie sich vor«, sagte sie jenseits einer Vorhalle, »hier sind drei Stufen.«

Sie mündeten in einen Hof und machten halt vor einem altertümlichen Hause; sie läutete. Ein Männchen erschien, drückte sich beiseite und fragte sie mit gezielter, singender Stimme nach ihrem Ergehen. Sie ging grüßend vorbei, und Durtals Blick streifte ein hergerichtetes Antlitz, fließende, leimige Augen, Wangen mit Fett verschmiert, gemalte Lippen – und es war ihm, als sei er in eine Sodomiterhöhle geraten.

»Sie hatten mich nicht darauf vorbereitet, daß ich mit derartiger Gesellschaft in Berührung treten würde«, sagte er zu Hyacinthe, die er an der Biegung eines Ganges einholte, den eine Lampe erleuchtete.

»Erwarten Sie, hier Heiligen zu begegnen?« Sie zuckte mit den Schultern und zog eine Tür auf. Sie waren in einer Kapelle mit niedriger, von geteerten Balken durchquerter Decke, mit Fenstern, die unter großen Vorhängen versteckt waren, mit rissigen, entfärbten Wänden. Durtal wich nach den ersten Schritten zurück. Aus Öffnungen von Heizkörpern bliesen Wasserwirbel; ein scheußlicher Geruch von Feuchtigkeit, Schimmel, neuen Öfen, verschärft durch ein unruhiges Gedüfte von Aschensalz, Harz und verbrannten Kräutern schnürte ihm die Kehle zu, umklammerte ihm die Schläfen.

Taumelnd ging er weiter und durchforschte diese Kapelle, welche die Nachtlampen eines Heiligtums in ihren Hängeleuchtern aus vergoldeter Bronze und rosigem Glas notdürftig erleuchteten. Hy-

cinthe bedeutete ihm, er solle sich setzen, und ging auf eine Gruppe von Menschen zu, die sich in einer dunklen Ecke auf Diwans niedergelassen hatte. Durtal, den es ein wenig beirrte, daß er so beiseite geschoben war, bemerkte, daß unter den Anwesenden sehr wenig Männer und viele Frauen waren; aber vergeblich strengte er sich an, ihre Züge zu erkennen. Hin und wieder gewahrte er, bei einem Aufflackern der Lampen, immerhin den junonischen Typ einer dicken Brünette und dann ein trauriges glatt rasiertes männliches Antlitz. Er beobachtete sie und konnte feststellen, daß die Frauen nicht durcheinander schnatterten; ihre Unterhaltung schien furchtdurchbebt und ernst zu sein, denn kein Lachen, kein Aufklingen einer Stimme war hörbar: nur ein unentschlossenes, verstohlenes Tuscheln, ganz ohne Gebärden.

»Alle Wetter!« sagte er sich, »es sieht nicht so aus, als mache Satan seine Gläubigen glücklich!«

Ein Chorknabe, rot gekleidet, schritt zum Hintergrund der Kapelle und zündete eine Reihe Wachskerzen an. Da trat der Altar hervor, ein gewöhnlicher Kirchenaltar, überragt von einem Tabernakel, über welchem sich wiederum eine schändliche Spottgeburt von Christus aufreckte. Man hatte ihm das Haupt aufgerichtet und den Hals langgezogen; Falten, die man auf die Wangen gemalt, wandelten sein schmerzreiches Antlitz in eine Fratze, die ein unedles Lachen verzerrte. Er war nackt, und an der Stelle, wo sonst das Leinentuch seine Hüften umgürtete, schoß aus einem Büschel von Haaren der menschliche Schmutzteil in Erregung auf. Vor dem Tabernakel war aufgestellt ein Kelch mit Deckel; der Chorknabe glättete mit den Händen die Altardecke, wiegte sich in den Hüften, erhob sich auf einem Fuße, wie um aufzufliegen, spielte Cherubim unter dem Vorwande, nach den schwarzen Kerzen zu langen, deren harziger Pechgeruch sich jetzt der erstickten Pestilenz dieses Raumes noch verband.

Durtal erkannte unter dem roten Kleide den »Jesusknaben«, der an der Tür wachte, als er eintrat, und er begriff die Rolle, die diesem Manne vorbehalten war, dessen tempelschänderische Unsauberkeit sich an die Stelle jener Kindesreinheit drängte, welche die Kirche verlangt.

Als dann stellte ein anderer Chorknabe sich aus, noch grauenhafter als der erste. Ausgemergelt, ausgehöhlt durch Husten, aufgefrischt durch aufgeschminktes Karmin und Weiß, humpelte er summend heran. Er trat zu Dreifüßen, die dem Altar zu Seiten standen, stocherte in der Glut, die in Asche versank, und warf Harzstücke und Blätter hinein.

Durtal begann sich zu langweilen, als Hyacinthe zu ihm trat; sie entschuldigte sich, daß sie ihn so lange allein gelassen, lud ihn ein, seinen Platz zu wechseln und führte ihn hinter den Stuhlreihen vorbei ganz nach abseits.

»Wir sind also in einer wirklichen Kapelle?« sagte er.

»Ja, dieses Haus, diese Kirche, dieser Garten, alles was wir durchquert: es sind die Reste eines ehemaligen, heute zerstörten Ursulinenklosters. Man hat lange Zeit hindurch Futtermittel in dieser Kapelle verstaubt; das Haus gehörte einem Wagenvermieter, der es verkauft hat – sehen Sie – diese Dame dort« – und sie zeigte auf eine dicke Brünnette, die Durtal bereits gewahrt hatte.

»Und ist sie verheiratet, diese Dame?«

»Nein, es ist eine ehemalige Nonne, die einst durch den Kanonikus Docre in Ausschweifungen gezogen wurde.«

»Ah! Und jene Herren, die anscheinend im Schatten bleiben wollen?«

»Es sind Satanisten . . . es ist einer unter ihnen, der Professor war an der Schule für Medizin; er hat zu Hause einen Betraum, in dem er die Statue der Venus Astarte anbetet, die aufrecht auf einem Altar steht.«

»Pah!«

»Ja – er kommt ins Alter, und diese Gebete verzehnfachen seine Kräfte, die er mit Kreaturen von jener Sorte verbraucht«, und sie wies auf die Chorknaben.

»Sie bürgen mir für die Wahrhaftigkeit dieser Geschichte?«

»Ich erfinde so wenig, daß Sie die ganze Geschichte lang und breit erzählt finden werden in einer religiösen Zeitschrift »Die Annalen der Heiligkeit«. Und obwohl er in dem Artikel ganz deutlich bezeichnet wurde, hat dieser Herr es nicht gewagt, die Zeitschrift verfolgen zu lassen! – Aber was fehlt Ihnen denn?« – sie sah ihn an.

»Mir fehlt . . . daß ich ersticke; der Geruch jener Räucherpfannen ist unerträglich!«

»Sie werden sich in einigen Sekunden daran gewöhnen.«

»Aber was verbrennen sie denn, daß es derartig stinkt?«

»Raute, Blätter von Bilsenkraut und Stechapfel, trockne Solandren und Myrrhe; das sind Gerüche, angenehm dem Satan, unserem Herrn!«

Sie sprach das mit jener verwandelten Kehlstimme, die sie in gewissen Augenblicken im Bette hatte.

Er sah ihr ins Antlitz; sie war bleich; der Mund war zusammengekniffen, und die feuchten Augen pulsten.

»Da ist er«, murmelte sie plötzlich, während die Frauen vor ihnen dahin liefen, um im Gestühl niederzuknien.

Geleitet von zwei Chorknaben, das Haupt bedeckt mit einer Scharlachmütze, auf der zwei Bisonshörner aufragten, trat der Abbé ein.

Durtal musterte ihn, wie er zum Altar schritt. Er war groß, aber von unschönem Bau, mit lastendem Oberkörper; die nackte Stirn setzte sich ohne Biegung in einer geraden Nase fort; Lippen und Wangen starrten von jenem harten, dichten Haargestrüpp, wie es ehemalige Priester haben, die lange Zeit hindurch rasiert gegangen sind; die Züge waren plump und verkrümmt, die Augen – wie Äpfelkerne, klein, schwarz, eng an die Nase gedrängt – phosphoreszierten. Alles in allem war seine Physiognomie übel und durchwühlt, aber energisch, und diese harten und festen Augen hatten durchaus nichts mit den fliehenden, heimtückischen Augensternen gemein, die Durtal sich vorgestellt.

Er verneigte sich feierlich vor dem Altar, stieg die Stufen hinan und begann mit der Messe.

Da sah Durtal, daß er nackt war unter den Meßgewändern. Sein Fleisch, abgeschnürt durch hochsitzende Strumpfbänder, kam über seinen schwarzen Strümpfen zum Vorschein. Das Meßgewand war von der gewohnten Form, aber es war vom dunklen Rot trockenen Blutes, und in der Mitte zeigte in einem Dreieck, um das eine Vegetation von Zeitlosen, von Weinäpfeln und Euphorben aufwucherte, ein schwarzer Bock aufrecht seine Hörner.

Docre machte die Kniebeugen, die mittleren oder tiefen Verneigungen, wie sie das Ritual im einzelnen vorschreibt; die Chorknaben gaben kniend die lateinischen Antwortgesänge aus – mit einer kristallinen Stimme, die auf den Wortenden singend verweilte.

»Ach ja, aber das ist doch eine einfache stille Messe«, sagte Durtal zu Frau Chanteloupe.

Sie machte ein verneinendes Zeichen. In der Tat glitten nun die Chorknaben hinter den Altar: der eine brachte kupferne Kohlenpfannen, der andere Räucherbecken zurück, und sie verteilten dies alles unter die Anwesenden. Alle Frauen hüllten sich in Rauch; einige warfen sich mit dem Kopf auf die Kohlenbecken, sogen mit vollen Zügen den Duft ein und nestelten sich dann in einem Schwächeanfall bloß, unter heiserem Stöhnen.

Darauf wurde der Dienst unterbrochen. Der Priester stieg, rückwärts schreitend, die Stufen herab, kniete nieder auf der letzten und schrie mit schwankender und scharfer Stimme:

»Meister aller Tumulte, der du austeilst die Wohltaten des Ver-

brechens, Verwalter der üppigen Sünden und der großen Laster, Satan, dich beten wir an, du logischer Gott, gerechter Gott du!

Ungemein bewunderungswürdiger Legat der falschen Ängste, du nimmst auf die Bettelei unserer Tränen; du rettetest die Ehre von Familien durch Abtreibung in Bäuchen, die im Vergessen schöner Erschütterungen fruchtbar werden; du gibst den Müttern die Hast der Frühgeburten ein, und deine Geburtshilfe erspart den Kindern, die vor der Geburt sterben, die Ängste des Reifens, den Schmerz der Abstürze!

Stütze der Armen in Erbitterung, Herzensfreund der Besiegten, du bist es, der sie mit Heuchelei begabt, mit Undankbarkeit und Hochmut, auf daß sie sich verteidigen können gegen die Angriffe der Gotteskinder, der Reichen!

Alleinherrscher der Verachtung, Buchhalter der Demütigungen, Zinsherr der alten Haßgefühle, du allein machst fruchtbar das Hirn des Menschen, das die Ungerechtigkeit zermalmst; du hauchst ihm ein die Ideen der vorbedachten Racheakte, der unfehlbaren Missetaten; du stachelst es auf zum Mord, du schenkst ihm die überquellende Freude an den Gegenmaßregeln, über die es verfügt, an der guten Trunkenheit der vollstreckten Strafen, der Tränen, die es verursacht hat!

Hoffnung der Manneskkräfte, Angst der gährenden Gebärmutter, du verlangst nicht die nutzlosen Prüfungen der keuschen Lenden, du rühmst nicht den Wahnwitz der Fasten und der Ruhetage; du allein nimmst auf das Flehen des Fleisches und seine kleinen Wünsche im Bereiche der armen Familien mit all ihrer Begierde. Du bestimmst die Mutter, daß sie ihre Tochter verkaufe, ihren Sohn abtrete, du stehst bei den unfruchtbaren, verworfenen Liebesbünden, Schutzherr der zerrenden Nervenleiden, bleierner Turm der Hysterien, blutiges Gefäß der Notzucht.

Meister, deine getreuen Diener flehen auf ihren Knien dich an. Betteln zu dir, daß du die Heiterkeit jener ergötzlichen Frevel ihnen schenkest, von denen die Justiz nichts weiß; bitten dich, bei den Missetaten zu helfen, deren unbekannte Spuren die menschliche Vernunft aus ihrer Bahn werfen; flehen dich an, daß du sie erhörst, wenn sie wünschen die Folterung all derer, die sie lieben und die ihnen dienen; sie erbitten endlich von dir für dich, König der Enterbten, für dich, Sohn, den der unerbittliche Vater verjagte, Ruhm, Reichthum und Macht!«

Alsdann reckte Doce sich auf und lärmte aufrecht mit klarer haßvoller Stimme und ausgebreiteten Armen:

»Und du, du, den in meiner priesterlichen Eigenschaft ich zwinge,

magst du wollen oder nicht, herabzusteigen in diese Hostie, Fleisch zu werden in diesem Brote, Jesus, kunstreicher Webemeister des Betrugs, Räuber von Huldigungen, Dieb der Neigung, höre du! Seit dem Tage, an dem du entstiegst den Eingeweiden der Jungfrau: einer Gesandtschaft, hast du den Verpflichtungen, die du auf dich nahmst, dich entzogen, hast du deine Verheißungen Lügen gestraft; Jahrhunderte harrten deiner in schluchzender Erwartung, du flüchtiger Gott, stummer Gott du! Du solltest die Menschen erlösen und hast nichts gut gemacht; du solltest erscheinen in deiner Glorie – und bist entschlummert! Geh, lüge weiter, sage dem Unglückseligen, der nach dir schreit: »Hoffe, gedulde dich, leide, das Hospital der Seelen wird dich aufnehmen, die Engel werden dir beistehen, der Himmel öffnet sich.« – Betrüger! Du weißt wohl, daß die Engel, angewidert von deiner Trägheit, dir entweichen! – Du solltest sein der Dolmetsch unserer Klagen, der Kammerherr unserer Tränen. Du solltest sie bringen vor den Vater, und du hast es nicht getan: denn ohne Frage war dieses Einschreiten deinem Schlummer eine Störung in seiner selig-satten Ewigkeit!

Du hast vergessen jene Armut, die du predigtest, du in Liebe der Banken Vasall! Du hast gesehen, wie man unter der Presse des Agio die Schwachen zermalmte, hast gehört das Röcheln der Verschücherteten, die Hungersnot lähmte, der Frauen, denen der Bauch aufgähnte um ein wenig Brot – und hast, durch die Kanzlei deiner Simonisten, durch deine Handelsvertreter, deine Päpste, als Antwort gesandt hinzögernde Entschuldigungen, ausweichende Verheißungen, du Säckelmeister der Sakristei, du Gott der Geschäfte!

Ungeheuer, dessen unfassbare Roheit das Leben zeugte, um es Unschuldigen anzuhängen, die du zu verdammen wagst im Namen einer geheimnisvollen Erbsünde, auf Grund unbestimmbarer Klauseln – wir wollen trotz allem endlich dich zum Geständnis deiner unverschämten Lügen bringen, deiner unsühnbaren Verbrechen! Wir möchten dir die Kreuznägeln tiefer noch eintreiben, den Dornenkranz heftiger stacheln, den schmerzlichen Blutstrom an die Ufer deiner trockenen Wunden treiben!

Und dieses: wir können und werden es tun, werden der Ruhe deines Leibes Gewalt antun, du Entweiher der üppigen Laster, du Nebelbrauer der stumpfsinnigen Reinheit, verfluchter Nazarener, Faulpelz von König, Feigling von Gott!«

»Amen!« riefen die kristallinen Stimmen der Chorknaben.

Durtal hörte dieser Sturzflut von Lästerungen und Beleidigungen zu; die Verschmutztheit dieses Priesters machte ihn starr; ein Schweigen folgte auf das Geheul; die Kapelle qualmte im Nebel der

Räucherbecken. Die Frauen, bisher in stummer Ruhe, erregten sich heftig, als der Kanonikus von neuem den Altar erstieg, sich zu ihnen wandte und sie mit einer großen Geste seiner linken Hand segnete.

Und plötzlich schwangen die Chorknaben Glöckchen.

Es war wie ein Signal; Frauen sanken auf den Teppich und wälzten sich. Eine schien unter der Wirkung eines Federwerkes zu schnellen, warf sich auf den Bauch und durchruderte mit den Füßen die Luft; eine andere, plötzlich geschlagen mit gräßlichem Schielen, gluckste, verlor die Stimme und lag da mit klaffendem Kiefer, die Zunge zurückgeschlagen, Zungenspitze hoch am Gaumen; eine andere, aufgeschwemmt, bleifarben, Pupillen geweitet, warf das Haupt nieder auf die Schultern, reckte es jähen Wurfes hoch und bearbeitete sich mit den Fingernägeln: zerkratzte sich die Kehle; und noch eine andere lag auf dem Rücken ausgestreckt, knöpfte sich die Röcke ab und brachte zum Vorschein einen nackten Wanst, verwittert, enorm, wand sich unter scheußlichen Grimassen und bleckte aus einem blutverschwemmten, von roten Zähnen umstachelten Munde eine weiße Zunge, gefetzt an den Rändern – die sie nicht wieder einzuziehen vermochte.

Mit einem Ruck erhob sich Durtal, um besser sehen zu können, und deutlich hörte und sah er den Kanonikus Docre.

Der starrte auf den Christus, der das Tabernakel überragte und spie mit ausgestreckten Armen fürchterliche Schmähungen hinauf, schnauzte mit aller Kraft Schimpfworte hinaus wie ein besoffener Kutscher. Einer der Chorknaben kniete nieder vor ihm, mit dem Rücken zum Altar. Ein Schauer lief dem Priester durchs Rückgrat. Feierlichen Tones, aber mit Schwanken in der Stimme sprach er: Hoc est enim corpus meum, und dann bot er, statt nach der Weihung vor dem Leib aller Kostbarkeit niederzuknien, den Anwesenden die Stirn in einer geschwellenen, verhetzten, schweißstriefenden Erscheinung.

Er stand schwankend zwischen den beiden Chorknaben, die ihm das Meßgewand hoch hoben, seinen nackten Bauch zeigten und faßten, während die Hostie, die er vor sich hertrug, verletzt und beschmutzt auf die Stufen sprang.

Da fühlte Durtal ein Erbeben, denn ein Sturmwind von Wahnwitz durchschüttelte den Saal. Die Aura der großen Hysterie folgte auf die Schändung und beugte die Frauen nieder; während die Chorknaben die Nacktheit des Priester beräucherten, stürzten sich Frauen auf das Eucharistische Brot und erkralten es, platt auf dem Bauche, am Fuße des Altars, zerrissen es in feuchte Stücke, aßen und schlürften diesen göttlichen Kot.

Eine andere, gegen ein Kreuzifix gehockt, brach in ein fetzendes Lachen aus, und schrie: »Mein Priester, mein Priester!«, eine Alte riß sich die Haare aus, schnellte auf, drehte sich um sich selbst, krümmte sich, stand nur noch auf einem Fuße, warf sich nieder vor einem jungen Mädchen, das an die Wand geduckt, in Krämpfen knirschte, Wasserblasen geiferte und weinend scheußliche Lästereien spie. Und Durtal, voller Entsetzen, sah mitten im Rauch wie durch einen Nebel hindurch die roten Hörner des Docre, der, sitzend jetzt, vor Raserei schäumte, ungesäuerte Brote aß und wieder ausspie, sich den Arsch damit wischte, um sie dann unter die Frauen zu verteilen; sie aber wühlten das Erhaschte mit Brunstschreien in sich ein oder stürzten übereinander, um es zu schänden.

Es war eine Irrenzelle voller Erbitterung, eine ungeheuerliche Schwitzstube voll Prostituirter und Wahnsinniger. Während dann die Chorknaben sich mit den Männern verbanden und die Herrin des Hauses hoch geschürzt auf den Altar stieg, um mit einer Hand die Wanne Christi zu umgreifen und mit der anderen den Kelch zwischen die nackten Beine zu halten, krümmte sich plötzlich im Hintergrunde der Kapelle im Schatten ein Mädchen vor – es hatte bis dahin nicht gemuckt – und heulte tödlich wie ein Hund!

Im Oberschwang des Ekels, in halber Gasvergiftung, war Durtal drauf und dran, zu entfliehen. Er suchte Hyacinthe, aber sie war nicht mehr da. Endlich gewahrte er sie bei dem Kanonikus; er schritt über die Leiber hinweg, die in den Teppich verkrampft lagen, und trat auf sie zu. Mit bebenden Nüstern sog sie die Dünstungen der Döfte und der Paare ein.

»Ruch vom Hexensabbat!« sprach sie mit gedämpfter Stimme zu ihm, die Zähne gepreßt.

»Ach sieh, kommen Sie zum Ende?«

Sie schien zu erwachen, zauderte einen Augenblick und folgte ihm dann ohne Antwort.

Er spielte mit den Ellbogen, schüttelte die Frauen von sich, die nunmehr bißbereite Zähne bleckten; er stieß Frau Chantelouve zur Tür, ging über den Hof, durch die Vorhalle, und da die Pfortnerloge leer war, zog er am Strang und stand auf der Straße. Dort machte er halt, um in vollen Zügen Luftströme in die Lungen zu saugen; Hyacinthe, unbeweglich, an die Weiten verloren, schmiegte sich gegen die Mauer.

Er sah sie an. – »Gestehen Sie, Sie haben Lust, wieder hinzugehen«, sagte er in einem Ton, aus dem Verächtlichkeit stach.

»Nein«, brachte sie mit Anstrengung hervor, »diese Auftritte zer-

brechen mich doch. Ich bin betäubt, ich muß ein Glas Wasser haben, um mich zu erholen.«

Und sie ging geradenwegs die Straße zurück zu dem Weinhändler, dessen Auslage offen war.

Es war ein gemeines Kabuff, ein kleiner Saal mit Tischen und Holzbänken und einer Zinkkasse, einem Zanzibarspiel und Kannen in Violett, an der Decke ein Gashahn in U-Form; zwei Erdarbeiter spielten Karten; sie drehten sich um und lachten, der Wirt nahm die Motzpipe aus dem Munde und speichelte in den Sand; er schien keineswegs überrascht, diese elegante Frau in seinem Loch zu sehen. Durtal, der ihn beobachtete, glaubte sogar ein Zwinkern zwischen Frau Chantelouve und ihm aufzufangen.

Er zündete eine Kerze an und flüsterte leise:

»Mein Herr, Sie können nicht zwischen diesen Leuten trinken, ohne aufzufallen; ich will Sie in ein Zimmer führen, wo Sie allein sind.«

»Sieh da«, sagte Durtal zu Hyacinthe, die in die Spirale eines Treppenhauses eintauchte, »das gibt ja mächtig viel Hin und Her um ein Glas Wasser!«

Doch sie war bereits in ein Zimmer getreten, wo Bilder aus illustrierten Zeitungen mit Haarnadeln auf zerrissene, schimmelige Tapeten gespickt waren, wo ausgesprungene Fliesen den Boden pflasterten, gefuchte Stellen fraßen und höhlten, wo an Möbelstücken herumstanden: ein Bett mit Aufbau, ohne Vorhang, ein Nachttopf ohne Henkel, ein Tisch, ein Waschbecken und zwei Sessel.

Der Mann brachte ein Kännchen Schnaps, Zucker, eine Karaffe, Gläser, und stieg hinab. Alsdann – Wahnwitz in dunkelnden Augen – umklammerte sie Durtal.

»Ach nein doch!« schrie er, wütend, daß er ihr in diese Falle gegangen war, »ich habe genug von all diesem, ich! Und dann wird es spät, Ihr Gatte wartet auf Sie, es wird Zeit für Sie, daß Sie wieder zu ihm gehen!«

Sie hörte ihm nicht einmal zu.

»Mich verlangt nach dir«, stieß sie hervor, und sie verriet ihm an seine eigene Lust, zwang ihn, sie zu wollen.

Sie entkleidete sich, warf ihr Kleid, ihre Röcke zu Boden, deckte die abscheuliche Lagerstatt weit auf, streifte sich das Hemd im Rücken hoch und rieb sich das Rückgrat auf dem harten Gewebe der körnigen Tücher, die Augen gebrochen, lachend im Wohlsein!

Sie faßte ihn und enthüllte vor ihm Häftlingssitten, Schändlichkeiten, die er bei ihr auch nicht im geringsten geargwohnt; sie pfefferte sie mit geiler Wut – und plötzlich – als er entschlüpfen

konnte – erbebt er: denn er gewahrte auf dem Lager Brocken einer Hostie.

»Oh! Sie jagen mir Entsetzen ein«, sagte er. »Los, ziehen Sie sich an, und fort mit uns!«

Während sie, schweigsam, irren Antlitzes, sich ankleidete, setzte er sich auf einen Stuhl, und die Schmierigkeit dieses Zimmers brach ihm das Herz; und dann – er war der Transsubstantiation nicht ganz gewiß, er glaubte nicht eben fest daran, daß der Heiland in diesem beschmutzten Brot wohnte – und trotz alledem betrubte ihn diese Tempelschändung, an welcher er teilgenommen hatte, ohne es zu wollen. – »Und wenn es wahr wäre«, sagte er sich, »wenn die Gegenwärtigkeit wirklich bestände, wie Hyacinthe und dieser elende Priester es bezeugen! Entschieden, nein, ich habe zu tief im Kot gebadet; es ist aus; gute Gelegenheit, mich zu überwerfen mit diesem Geschöpf, das ich seit unserer ersten Zusammenkunft doch alles in allem nur geduldet habe – und ich werde es tun!«

Er mußte unten in der Schänke sich das vertrauliche Lächeln der Erdarbeiter gefallen lassen, zahlte und ergriff eilig die Flucht, ohne auf das Wechselgeld zu warten. Sie erreichten die Rue de Vaugirard, und er rief einen Wagen an. Sie rollten dahin, ohne sich auch nur anzusehen, verloren in ihre Überlegungen.

»Bald wieder«, sagte Frau Chantelouve fast schüchternen Tones, als sie vor ihrer Türe abgesetzt wurde.

»Nein«, erwiderte er, »es gibt wahrhaftig keine Möglichkeit der Verständigung zwischen uns; Sie wollen alles, und ich will nichts; besser, wir brechen; unsere Beziehungen würden sich in die Länge zerren und in Bitternis und Wiederkäuen ihr Ende finden. Ach, und dann, nach allem, was heute abend vor sich ging – nein, sehen Sie, nein!« – Und er gab dem Kutscher seine Adresse und lehnte sich gegen die Rückwand des Wagens.

»Er mopst sich nicht, der Kanonikus«, sagte des Hermies, als Durtal ihm die einzelnen Vorgänge der Schwarzen Messe erzählt hatte.

»Das ist ein wahrer Harem von Hystero-Epileptischen und Erotomanen, den er sich herangebildet; doch all dieses entbehrt der Fülle. Gewiß, im Betracht der Schmähungen und Lästerungen, der schänderischen Verrichtungen und sinnlichen Tumulte scheint dieser Priester überreich, fast einzig; aber es fehlt an der blutigen und unzüchtigen Seite der alten Hexensabbate. Docte steht übrigens tief unter Gilles de Rais; seine Werke sind unvollständig, fade, weichlich, wenn man so sagen darf.«

»Du bist gut – es ist nicht so einfach, sich Kinder zu verschaffen,

die man ungestraft erwürgen kann, ohne daß Eltern Radau schlagen und die Polizei sich hineinmischt!«

»Ohne Frage, und offenbar ist Schwierigkeiten solcher Art die friedliche Form zuzuschreiben, in der diese Messe zelebriert wird. Aber ich denke im Augenblick an diese Frauen zurück, die du mir geschildert, wie sie sich mit dem Gesicht auf die Räucherpfannen werfen, um den Rauch von Harz und Kräutern einzusaugen; sie wenden die Methode der Aissouas an, die sich gleichfalls köpflings auf Rauchbecken stürzen, wenn die Katalepsie ausbleibt, die sie nötig haben für ihre Übungen; was die anderen Erscheinungen anbelangt, die du angibst, so sind sie in den Irrenhäusern bekannt; abgesehen von ihrer dämonischen Quelle lehren sie uns nichts Neues; – jetzt aber was anderes: kein Wort von alledem zu Carhaix, denn wüßte er, daß du einem Dienst zu Ehren des Teufels beigewohnt, er wäre durchaus imstande, dir sein Haus zu verschließen!«

Sie stiegen herab von Durtals Wohnung und schlugen den Weg zu den Türmen von Saint-Sulpice ein.

GUSTAV MEYRINK
Meister Leonhard

Unbeweglich sitzt Meister Leonhard in seinem gotischen Lehnstuhl und starrt mit weitoffenen Augen geradeaus.

Der Flammenschein des lodernnden Reisigfeuers in dem kleinen Herd flackert über sein härenes Gewand, aber der Glanz kann nicht haften bleiben an der Regungslosigkeit, die Meister Leonhard umgibt, gleitet ab von dem langen weißen Bart, dem gefurchten Gesicht und den Greisenhänden, die in ihrer Totenstille mit dem Braun und Gold der geschnitzten Armlehnen wie verwachsen sind.

Meister Leonhard hält seinen Blick zum Fenster gekehrt, vor dem mannshohe Schneehügel die ruinenhafte halbversunkene Schloßkapelle umgeben, in der er sitzt, aber im Geiste sieht er hinter sich die kahlen, engen, schmucklosen Wände, die ärmliche Lagerstätte und das Kruzifix über der wurmstichigen Tür – sieht den Wasserkrug, den Laib selbergebackenen Bucheckernbrotes und das Messer daneben mit dem gekerbten Beingriff in der Ecknische.

Er hört, wie draußen die Baumriesen krachen unter dem Frost, und sieht die Eiszapfen im grellen schneidenden Mondlicht herabfunkeln von den weißbeladenen Ästen. Er sieht seinen eigenen Schatten hinaus durch den Spitzbogen des Fensters fallen und mit den Silhouetten der Tannen auf dem glitzernden Schnee ein gespenstisches Spiel treiben, wenn das Feuer der Kienspäne im Ofen die Halse reckt oder sich duckt – dann wieder sieht er ihn plötzlich zusammengeschrumpft wie zu einer Bocksgestalt auf schwarzblauem Thron und die Knäufe des Lehnstuhls als Teufelshörner über spitzen Ohren.

Ein altes buckliges Weib aus dem Weiler, der stundenweit, jenseits der Moorheide tief unten im Tale liegt, humpelt mühsam durch den Wald herauf und zieht einen Handschlitten mit dürrer Holz; erschreckt glotzt sie in den blendenden Lichtschein und begreift nicht. Ihr Blick fällt auf den Teufelsschatten im Schnee – sie erfaßt nicht, wo sie ist und daß sie vor der Kapelle steht, von der die Sage geht, der letzte gegen den Tod gefeierte Sprosse eines fluchbeladenen Geschlechtes hause darin.

Voll Entsetzen schlägt sie das Kreuz und hastet mit wankenden Knien zurück in den Wald.

Meister Leonhard folgt ihr eine Weile im Geiste auf dem Weg, den sie nimmt. Er kommt an den brandschwarzen Trümmern des

Schlusses vorüber, in dem seine Jugend verschüttert liegt, aber es berührt ihn nicht, alles ist ihm Gegenwart, leidlos und klar wie ein Gebilde aus farbiger Luft. Er sieht sich als Kind unter einer jungen Birke mit bunten Kieselsteinen spielen und sieht sich zu gleicher Zeit als Greis vor seinem Schatten sitzen.

Die Gestalt seiner Mutter taucht vor ihm auf mit den ewig zukünftigen Gesichtszügen; alles an ihr bebt in beständiger Unruhe, nur die Haut ihrer Stirn ist unbeweglich, glatt wie Pergament und straff über den runden Schädel gespannt, der gleich einer fugenlosen Elfenbeinkugel das Gefängnis eines summenden Fliegenschwarms ununterbrochener Gedanken zu sein scheint.

Er hört das ununterbrochene, keine Sekunde pausierende Rascheln ihres schwarzen seidenen Kleides, das wie das nervenaufpeitschende Schwirren von Millionen Insektenflügeln die Räume des Schlosses erfüllt, durch Boden- und Mauerritzen dringt und Mensch und Tier den Frieden raubt. Selbst die Dinge stehen unter dem Bann ihrer schmalen, immer befehlsbereiten Lippen, sind beständig wie auf dem Sprung, und keines wagt, sich heimisch zu fühlen. Sie kennt das Leben der Welt nur vom Hörensagen, über den Zweck des Daseins nachzuforschen, hält sie für überflüssig und für eine Ausrede der Faulheit; wenn nur von früh bis spät ein zweckloses amenshaftes Umherrennen im Hause herrscht, ein sinnwidriges Dahinstellen von Gegenständen, ein fiebriges Sichmüdemachen bis in den Schlaf hinein und ein Zermürben ihrer Umgebung, glaubt sie ihre Pflicht gegen das Leben zu erfüllen. Nie kommt ein Gedanke in ihrem Hirn zu Ende, kaum entsteht er, wird er schon zu hastiger, zweckloser Tat. Sie ist wie der vorwärtshaspelnde Sekundenmesser einer Uhr, der in seiner Zwergenhaftigkeit sich einbildet, daß die Welt ins Stocken gerät, wenn er nicht dreitausendsechshundertmal zwölfmal des Tages im Kreise herumzappelt, voll Ungeduld die Zeit in Staub zu zerfeilen, und es nicht erwarten kann, daß die gelassenen Stundenzeiger die langen Arme heben zum Schlag auf die Glocke.

Oft mitten in der Nacht reißt die Besessenheit sie aus dem Bette, und sie weckt die Dienerschaft: die Blumentöpfe, die in unabsehbaren Reihen auf den Fenstersimsen stehen, müssen sogleich begossen werden; sie ist sich nicht klar über das »warum«, es genügt, sie »müssen« begossen werden.

Niemand wagt ihr zu widersprechen, jeder wird stumm angesichts der Erfolglosigkeit, mit dem Schwert des Verstandes gegen ein Irrlicht kämpfen zu wollen.

Nie fängt eine Pflanze Wurzel, denn täglich setzt sie sie um, nie-

mal lassen sich die Vögel auf dem Dach des Schlosses nieder, in Scharen durchkreuzen sie in dunklem Wandertrieb den Himmel, schwenken höher und dorthin, aufwärts und abwärts, bald zu Punkten werdend, bald breit und flach wie schwarze flatternde Hände.

Selbst in den Sonnenstrahlen ist ein ewiges Zittern, denn immer herrscht Wind und verweht ihr Licht mit jagenden Wolken; es geht ein Schwanken und Zausen von früh bis abend, von abend bis früh durch die Blätter und Zweige der Bäume, und nie kommen Früchte zur Reife – schon der Mai bläst alle Blüten davon. Die Natur ringsum ist krank von der Unrast im Schlosse.

Meister Leonhard sieht sich vor seiner Rechentafel sitzen, er ist zwölf Jahre alt, drückt die Hände fest an die Ohren, um das Schlagen der Türen und das unablässige Treppauf-Treppab der Mägde nicht zu hören und das Schrillen der Stimme seiner Mutter – es nützt nichts: die Ziffern werden eine Herde wimmelnder, boshafter, winziger Kobolde, laufen ihm durchs Hirn, durch Nase, Mund und Augen aus und ein und machen sein Blut rasen und seine Haut brennen. Er versucht's mit dem Lesen – umsonst, die Buchstaben tanzen vor seinen Blicken: ein nicht zu fassender Mückenschwarm. – »Ob er seine Aufgabe denn immer noch nicht kann?« schrecken ihn die Lippen der Mutter auf; sie wartet die Antwort nicht ab, ihre irren wasserblauen Augen suchen in allen Ecken, ob nicht irgendwo Staub liegt; Spinnweben, die nicht da sind, müssen mit Besen abgekehrt, Möbel umgestellt, hinaus- und wieder hereingerückt, Schränke zerlegt und nachgesehen werden, damit sich keine Motten einnisten, man schraubt die Tischbeine ab und wieder an, Schubladen fliegen auf und zu, man hängt die Bilder um, reißt Nägel aus den Wänden und schlägt sie daneben ein, die Dinge geraten in Tobsucht, der Hammer fliegt vom Stiel, Leitersprossen brechen, Kalk bröckelt von der Decke – der Maurer soll sofort kommen! – Wischtücher klemmen sich ein, Nadeln fallen aus der Hand und verstecken sich in Dielenritzen, der Wachhund im Hof reißt sich los, kommt mit klirrender Kette herein und rennt die Stehuhr über den Haufen; der kleine Leonhard bohrt sich von neuem in sein Buch und beißt die Zähne zusammen, um einen Sinn zu erhaschen aus den schwarzen krummen Haken, die da drin hintereinander herlaufen – er soll sich anderswo hinsetzen, der Sessel muß ausgeklopft werden; er lehnt sich, das Buch in der Hand, ans Fensterbrett – das Fensterbrett muß gewaschen und weiß gestrichen werden; warum er denn überall im Weg ist? Und ob er seine Aufgabe jetzt endlich kann? Dann fegt sie hinaus; die Mägde müssen alles liegen und stehen lassen und rasch

ihr nach und Schaufeln, Äxte und Stangen holen für den Fall, daß im Keller Ratten sind.

Das Fensterbrett ist halb gestrichen, von den Stühlen fehlen die Sitze, und das Zimmer gleicht einem Trümmerhaufen; ein dumpfer, grenzenloser Haß gegen die Mutter frißt sich in das Herz des Kindes. Jede Faser in ihm lechzt nach Ruhe; es sehnt die Nacht herbei, aber selbst der Schlaf bringt ihm die Stille nicht, wirre Träume halbieren seine Gedanken, so daß aus einem zwei werden, die einander jagend verfolgen und nie erreichen; die Muskeln können sich nicht entspannen, der ganze Körper ist in beständiger Abwehrstellung gegen blitzartig hereinbrechende Befehle, das oder jenes Sinnlose vollbringen zu sollen.

Die Spiele während des Tages im Garten entspringen nicht jugendlicher Lust, die Mutter ordnet sie an ohne Verständnis, wie alles, was sie tut, um sie in der nächsten Minute zu unterbrechen; ein längeres Beharren bei einer Sache erscheint ihr als Stillstand, gegen den sie glaubt ankämpfen zu müssen wie gegen den Tod. Das Kind traut sich nicht vom Schlosse weg, bleibt immer in Hörweite, es fühlt: es gibt kein Entrinnen, ein Schritt zu weit und schon fällt ein lautes Wort aus den offenen Fenstern herab und hemmt den Fuß.

Die kleine Sabine, ein Bauernmädchen, das unten beim Gesinde wohnt und ein Jahr jünger ist als er, sieht Leonhard nur von weitem. Und gelingt es ihnen, einmal für kurze Minuten zusammenzukommen, reden sie in hastigen abgerissenen Sätzen, so wie Leute, die von sich begehenden Schiffen einander eilige Worte zurufen.

Der alte Graf, Leonhards Vater, ist lahm auf beiden Füßen, er sitzt den ganzen Tag im Rollstuhl in seinem Bibliothekzimmer, stets im Begriffe zu lesen; aber auch hier ist keine Ruhe, stündlich wühlen die nervösen Hände der Mutter in den Büchern, stauben sie ab und schlagen sie mit den Deckeln aneinander, Merkzeichen flattern auf den Boden, Bände, die heute hier stehen, stehen morgen hoch oben auf den Borden oder türmen sich zu Bergen, wenn plötzlich die Tapeten hinter den Gestellen mit Brot oder Bürsten abgerieben werden sollen. Und ist die Gräfin für eine Zeit in den andern Räumen des Schlosses, so steigert sich nur die Qual des geistigen Wirtwarrens durch das nagende Gefühl der Erwartung, daß sie jeden Augenblick unversehens zurückkommen kann.

Abends, wenn die Kerzen brennen, schleicht sich der kleine Leonhard zu seinem Vater, um ihm Gesellschaft zu leisten, aber es kommt zu keinem Gespräch; wie eine Glaswand, durch die hin durch eine Verständigung unmöglich ist, steht es zwischen ihnen; zuweilen öffnet der Alte, als fasse er gewaltsam den Entschluß, sei-

nem Kinde etwas Wichtiges, Einschneidendes zu sagen, mit einem erregten Vorneigen des Gesichtes den Mund, aber immer bleiben ihm die Worte in der Kehle stecken, er schließt die Lippen wieder, fährt nur stumm und zärtlich mit der Hand über die glühheiße Stirne des Knaben, aber seine Blicke flackern dabei zur Türe hin, die jeden Augenblick eine Störung bringen kann.

Dumpf ahnt das Kind, was in der alten Brust vorgeht, daß es Übervollsein des Herzens und nicht Leere ist, die die Zunge seines Vaters stumm macht, und wieder steigt ihm der Haß gegen die Mutter bitter zum Halse hinauf, die es in Gedanken mit den tiefen Furchen und dem verstörten Ausdruck des Greisengesichtes in den Kissens des Rollstuhls in unklare Verbindung bringt; ein leiser Wunsch, man möge eines Morgens die Mutter tot im Bette finden, wird in ihm wach, und zu der Folter beständiger innerer Unruhe treten die Qualen eines höllischen Wartens – es belauert im Spiegel ihre Züge, ob sich keine Spur von Krankheit in ihnen zeigt, beobachtet ihren Gang voll Hoffnung, die Zeichen beginnender Müdigkeit zu entdecken. Aber eine unerschütterliche Gesundheit belebt die Frau, sie kennt kein Schwachsein, scheint immer neue Kraft zu bekommen, je mehr die Menschen in ihrer Nähe siech und schlaff werden.

Von Sabine und der Dienerschaft erfährt Leonhard, daß sein Vater ein Philosoph ist, ein Weiser, und daß in den vielen Büchern lauter Weisheit steht, und er faßt den kindlichen Entschluß, die Weisheit zu erringen – vielleicht fällt dann die unsichtbare Schranke, die ihn von seinem Vater trennt, und die Furchen werden wieder glatt, das gramvolle Greisengesicht wieder jung.

Aber niemand kann ihm sagen, was Weisheit ist, und die pathetischen Worte des Geistlichen, an den er sich wendet: »Die Furcht des Herrn, das ist Weisheit«, machen ihn vollends verwirrt.

Daß es die Mutter nicht weiß, steht felsenfest bei ihm, und langsam dämmert ihm daraus die Erkenntnis, daß alles, was sie tut und denkt, das Gegenteil von Weisheit sein muß.

Er faßt sich ein Herz und fragt seinen Vater, als sie einen Augenblick allein sind, was Weisheit ist – unvermittelt, abgerissen, wie ein Mensch, der einen Hilferuf ausstößt; er sieht, wie die Muskeln in dem bartlosen Gesicht seines Vaters arbeiten vor Anstrengung, die richtigen Worte zu finden, die einem wißbegierigen Kindesverstand angepaßt sind – ihm selbst zerspringt der Kopf fast vor krampfhaftem Bemühen, den Sinn der Rede zu begreifen.

Er fühlt genau, warum die Sätze so hastig abgebrochen aus dem zahnlosen Mund kommen – daß es wieder die Angst vor Störung durch die Mutter ist, die Scheu, daß heilige Samenkörner entweicht

werden könnten, wenn sie der zersetzende nüchterne Hauch trifft, den seine Mutter ausströmt – daß sie zum Giftkraut werden können, falls er sie mißversteht.

All seine Mühe, zu erfassen, ist umsonst, schon hört er laute eilige Schritte draußen auf dem Gang, die schrillen, abgehackten Befehle und das entsetzliche Rascheln des schwarzen, seidenen Kleides. Die Worte seines Vaters werden schneller und schneller, er will sie auffangen, um sie sich zu merken und später darüber nachzudenken, hascht nach ihnen, wie nach schwirrenden Messern – sie entgleiten ihm, lassen blutende Schnittwunden zurück.

Die atemlosen Sätze: »schon die Sehnsucht nach Weisheit ist Weisheit«, – »ringe nach einem festen Punkt in dir, dem die Außenwelt nichts anhaben kann, mein Kind«, – »sieh alles, was geschieht, wie ein gemaltes lebloses Bild an und laß dich davon nicht berühren –« bohren sich in sein Herz ein, aber sie haben eine Maske vor dem Gesicht, die er nicht zu durchdringen vermag.

Er will weiter fragen, die Tür springt auf, ein letztes Wort: »laß die Zeit an dir ablaufen wie Wasser« weht an seinem Ohr vorüber, die Gräfin rast herein, ein Kübel fällt über die Schwelle, schmutzige Flut ergießt sich über die Fliesen. »Steh nicht im Weg! Mach dich nützlich!« gellt es ihm nach, wie er voll Verzweiflung die Treppen hinunterläuft in sein Zimmer.

Das Bild der Kindheit erlischt, und Meister Leonhard sieht wieder den weißen Forst im Mondschein vor seinem Kapellenfenster – nicht schärfer und nicht schwächer als die Szenen aus seiner Jugend: Vor seinem starren kristallinen Geist ist Wirklichkeit und Erinnerung gleich leblos und gleich lebendig.

Ein Fuchs trabt vorüber, langgestreckt, ohne Laut; der Schnee staubt glitzrig auf, wo sein buschiger Schweif den Boden streift, die Augen leuchten grün aus dem Dunkel der Stämme, verschwinden im Dickicht.

Hagere Gestalten in ärmlicher Kleidung, Gesichter, ausdrucksarm und nichtssagend, verschieden durch das Alter und doch einander so seltsam ähnlich, erstehen vor Meister Leonhard; er hört ihre Namen flüsternd im Ohr, gleichgültige alltägliche Namen, die kaum ein Mittel sind, ihre Träger zu unterscheiden. Er erkennt sie wieder als seine Hauslehrer, die kommen und nach einem Monat gehen – nie ist seine Mutter mit ihnen zufrieden, entläßt einen nach dem andern, weiß keinen Grund dafür und sucht auch keinen; wenn sie nur da sind und gleich wieder fort wie Blasen in brodelndem Wasser. Leonhard ist ein Jüngling mit keimendem Flaum auf der Lippe und

bereits so groß wie seine Mutter. Wenn er ihr gegenübersteht, sind seine Augen auf gleicher Höhe wie die ihrigen, aber immer muß er wegschauen, wagt den Versuch nicht, zu dem es ihn beständig reizt und stachelt: ihren leeren, fahrigem Blick zu bannen und den tödlichen Haß hineinzusengen, den er gegen sie empfindet; jedesmal würgt er es herunter, fühlt, daß der Speichel in seinem Munde bitter wie Galle wird und sein Blut vergiftet.

Er sucht und scharrt in seinem Innern und kann doch die Ursache nicht finden, die ihn so ohnmächtig macht gegen diese Frau mit ihrem unstillen fledermaushaften Zickzackflug.

Ein Chaos von Begriffen dreht sich in seinem Kopf wie ein rasendes Rad, jeder Herzschlag schwemmt neues Trümmerwerk halbfertiger Gedanken in sein Hirn und schwemmt es wieder weg.

Pläne, die keine sind, Ideen, die sich selbst widerlegen, Wünsche ohne Ziel, blinde, heißhungrige Begierden, sich drängend und aneinander zerschellend, tauchen empor aus den Wirbeln der Tiefe, die sie sofort wieder einsaugt; Schreie ersticken in der Brust und können nicht an die Oberfläche.

Eine wilde heulende Verzweiflung ergreift Besitz von Leonhard, steigert sich von Tag zu Tag; in jedem Winkel erscheint ihm gespenstisch das verhaßte Gesicht seiner Mutter, aus den Büchern, wenn er sie aufschlägt, springt es ihm schreckhaft entgegen; er traut sich nicht umzublätern aus Angst, es von neuem zu sehen, wagt nicht sich umzudrehen, daß es nicht leibhaftig hinter ihm stehe: jeder Schatten gerinnt in die gefürchteten Züge, der eigene Atem rauscht wie das schwarze, seidene Kleid.

Seine Sinne sind wund und empfindlich wie bloßliegende Nerven; wenn er im Bette liegt, weiß er nicht, ob er träumt oder wacht, und übermannt ihn endlich der Schlaf, wächst aus dem Boden ihre Gestalt im Hemd, weckt ihn und schrillt ihn an: Leonhard, schlafst du schon?

Ein neues, seltsam heißes Gefühl wirft ihn hin und her, beklemmt ihm die Brust, verfolgt ihn und treibt ihn, die Nähe Sabines zu suchen, ohne daß er sich klar wird, was er von ihr will; sie ist erwachsen und trägt Röcke bis zum Knöchel, das Rascheln ihres Kleides erregt ihn noch mehr als das seiner Mutter.

Mit seinem Vater ist keine Verständigung mehr möglich: tiefe Nacht umfängt seinen Geist; in regelmäßigen Zwischenräumen dringt das Stöhnen des Greises grauenhaft durch die Hetzjagd im Hause, Stunde für Stunde waschen sie sein Gesicht mit Essig, schieben seinen Sessel dahin und dorthin, quälen den Sterbenden zu Tode.

Leonhard wühlt sich mit dem Kopf in die Kissen, um nicht zu hören – ein Diener zupft ihn am Ärmel: »Um Gottes willen schnell, schnell, mit dem altern Herrn Grafen geht's zu Ende.« Leonhard springt auf, begreift nicht, wo er ist, und daß die Sonne scheint, und wieso es nicht finstre Nacht wird, wenn sein Vater stirbt; er taumelt, sagt sich mit steifen Lippen vor, daß er das alles nur träumt, läuft hinüber ins Krankenzimmer; nasse Handtücher hängen in Reihen zum Trocknen an Wäscheschnüren quer durch den Raum, Körbe versperren den Weg, der Wind bläst durch die offenen Fenster herein und bauscht die weiße Leinwand – ein Röcheln irgendwoher aus der Ecke.

Leonhard reißt die Stricke herab, daß die Wäsche naß auf den Boden klatscht, schleudert alles beiseite, kämpft sich hin zu den brechenden Augen, die ihm aus dem Rollstuhl, als der letzte Vorhang fällt, blind und gläsern entgegenstarren, stürzt auf die Knie, drückt die teilnahmslose, vom Todessweiß feuchte Hand an seine Stirn; er will das Wort »Vater« rufen und kann nicht, es fehlt plötzlich in seinem Gedächtnis; es liegt ihm auf der Zunge, aber er vergißt es voll Entsetzen in der nächsten Sekunde, eine wahnsinnige Angst drosselt ihn, daß der Sterbende nicht mehr zu sich kommt, wenn er ihm das Wort nicht zuruft – daß nur dieses Wort allein die Macht hat, das erlöschende Bewußtsein von der Schwelle des Lebens für einen kurzen Augenblick noch zurückzubringen; er rauft sich das Haar und schlägt sich ins Gesicht: tausend Worte stürmen zu gleicher Zeit auf ihn ein, nur das eine, das er mit brennendem Herzen sucht, will nicht erscheinen – und das Röcheln wird schwächer und schwächer.

Stockt.

Fängt wieder an.

Bricht ab.

Verstummt.

Der Mund klappt auf.

Bleibt offen stehen.

»Vater!« schreit Leonhard auf; endlich ist das Wort da, aber dem es gilt, rührt sich nicht mehr.

Tumult entsteht auf den Treppen; schreiende Stimmen, hallende laufende Schritte auf den Gängen, der Hund schlägt an, heult dazwischen. Leonhard achtet nicht darauf, er sieht und fühlt nur die furchtbare Ruhe auf dem starren, leblosen Gesicht; sie erfüllt das Zimmer, strahlt auf ihn über, hüllt ihn ein. Ein beräubendes Gefühl von Glück, das er nicht kennt, legt die Hand über sein Herz, ein Empfinden einer unbeweglichen Gegenwart, die jenseits von Vergangenheit und Zukunft steht – ein stummes Frohlocken, daß eine

Kraft ringsum schwingt, in die man sich flüchten kann vor der wirbelnden Unruhe im Haus wie in eine Wolke, die unsichtbar macht.

Die Luft ist voll Glanz.

Leonhard stürzen die Tränen aus den Augen. –

Ein prasselndes Geräusch, wie die Türe aufspringt, macht ihn zusammenfahren, seine Mutter eilt herein – »es ist keine Zeit zum Weinen jetzt; siehst doch, 's gibt alle Hände voll zu tun«, trifft es ihn mit Peitschenhieb; Befehle schwirren, einer hebt den andern auf, die Mägde schluchzen, man jagt sie hinaus, in fliegender Hast schleppen die Diener die Möbel auf den Gang, Glasscheiben klirren, Arzneiflaschen zerbrechen, man soll den Doktor holen, nein: den Geistlichen, halt halt, nicht den Geistlichen: den Totengräber, er soll die Schaufel nicht vergessen, einen Sarg bringen, Nägel zum Zunageln, die Schloßkapelle aufsperrn, die Gruft herrichten jetzt gleich, auf der Stelle, wo die brennenden Kerzen bleiben, und warum niemand die Leiche aufbahrt! – muß man denn alles zehnmal sagen!?

Mit Schaudern sieht Leonhard, wie der tolle Hexentanz des Lebens sogar vor der Majestät des Todes nicht Halt macht und Schritt für Schritt einen scheußlichen Sieg gewinnt – fühlt, daß der Frieden in seiner Brust zergeht wie ein Hauch.

Sklavisch gehorsame Hände greifen schon nach dem Rollstuhl mit dem Verstorbenen darin, um ihn fortzutragen; er will dazwischen springen, den Toten schützen, breitet die Arme aus – sie fallen ihm kraftlos herab. Er beißt die Zähne zusammen und zwingt sich, die Augen seiner Mutter zu suchen, ob denn keine Spur von Leid oder Trauer in ihnen zu lesen ist: keine Sekunde ist ihr unsteter, ruheloser Augenblick zu fassen, schweift von Winkel zu Winkel, auf und nieder, von der Decke zur Wand, vom Fenster zur Tür in wahnwitziger schweißfliegender Eile und verrät ein Geschöpf ohne Seele – eine Besessene, an der Schmerz und Empfindung abprallen wie Pfeile von einer wirbelnden Scheibe, ein scheußliches Rieseninsekt in Weibesgestalt, das den Fluch ziel- und zweckloser Arbeit auf Erden verkörpert. Lähmender Schrecken durchzuckt Leonhard, er starrt sie an wie ein Wesen, das er zum erstenmal sieht, entsetzt sich vor ihr; sie hat nichts Menschliches mehr für ihn, ist ihm plötzlich ein urfremdes Geschöpf aus einer teuflischen Welt, halb Kobold, halb boshafte Tier.

Das Gefühl, daß sie seine Mutter ist, läßt ihm das eigene Blut als etwas Feindseliges, das ihm Leib und Seele zerfrißt, empfinden, macht sein Haar sträuben, jagt ihm Furcht ein vor sich selbst, hetzt ihn hinaus – nur fort, fort aus ihrer Nähe; er flieht in den Park, weiß

nicht, was er will, wohin er soll, rennt gegen einen Baum, fällt rücklings zu Boden, verliert das Bewußtsein.

Meister Leonhard starrt hinein in ein neues Bild, das vorüberzieht wie ein Fiebertraum: die Kapelle, in der er sitzt, ist hell von Kerzenschein, ein Priester murmelt vor dem Altar, Geruch von welkenden Kränzen, ein offener Sarg, der Tote im weißen Rittermantel, die wachsgelben Hände auf der Brust gefaltet. Goldglanz blinkt um dunkle Heiligenbilder, schwarze Männer stehen im Halbkreis; betende Lippen, dumpfe kalte Erdluft dringt aus dem Boden, eine eiserne Falltür mit blankem Kreuz steht halb offen, ein gähnendes vier-eckiges Loch darunter führt in die Gruft hinab. Gedämpfter Gesang in lateinischer Sprache, Sonnenlicht hinter farbigem Glasfenster wirft grüne, blaue, blutrote Flecke auf schwebende Weihrauchschwaden, silbernes eindringliches Läuten von der Decke, die Hand des Geistlichen in spitzenbesetztem Ärmel schwingt den Weihwedel über dem Gesicht des Toten. – Plötzlich Bewegung ringsum, zwölf weiße Handschuhe werden flink, heben die Bahre vom Katafalk, schließen den Deckel, Seile straffen sich, der Sarg sinkt in die Tiefe; die Männer steigen die steinernen Stufen hinab, dumpfes Hallen aus dem Gewölbe, Sand knirscht, feierliche Stille. Lautlos tauchen ernste Gesichter empor aus der Gruft, die Falltür neigt sich, klappt ins Schloß, Staub wirbelt aus den Fugen, das blanke Kreuz liegt waagrecht. – Die Kerzen erlöschen, verglimmen; an ihrer Stelle flackern wieder die Kienspäne auf dem kleinen Herd, Altar und Heiligenbilder werden zur kahlen Wand. Erde bedeckt die Quadern, die Kränze zerfallen zu Moder, die Gestalt des Priesters zergeht in der Luft, Meister Leonhard ist wieder allein mit sich selbst.

Seit der alte Graf nicht mehr lebt, gärt es unter der Dienerschaft; die Leute weigern sich, den sinnlosen Befehlen zu gehorchen, einer nach dem andern schnürt sein Bündel und geht. Die wenigen, die übrigbleiben, sind trotzig und widerwillig, verrichten nur die nötigste Arbeit, kommen nicht, wenn man sie ruft.

Mit zusammengekniffenen Lippen rast Leonhards Mutter nach wie vor durch alle Stuben, aber der helfende Troß fehlt; wutfauchend rüttelt sie an den schweren Schränken, die sich nicht von der Stelle rühren unter ihren ungeschickten Griffen, die Kommoden sind wie angeschraubt, Schubladen spreizen sich, gehen nicht auf, nicht zu; was sie anfaßt, fällt ihr aus der Hand, niemand hebt es auf; tausend Dinge liegen umher, Gerümpel sammelt sich an, wächst zu unübersteiglichen Hindernissen; keiner, der Ordnung schafft. Die

Bücherbretter rutschen von den Leisten, eine Lawine von Bänden verschüttet das Zimmer, macht es unmöglich zum Fenster zu gelangen, der Wind rüttelt daran, bis die Scheiben zerbrechen; der Regen ergießt sich in Strömen herein, und bald überzieht Schimmel alles mit einer grauen Decke. Die Gräfin tobt wie eine Irrsinnige, hämmert mit den Fäusten gegen die Wände, schnappt nach Luft, kreischt, reißt in Fetzen, was sich zerreißen läßt. Der ohnmächtige Grimm, daß ihr niemand mehr gehorcht – daß sie sogar ihren Sohn, der seit seinem Sturz noch am Stocke geht und nur mühselig humpelt, nicht als Diener verwenden kann, raubt ihr vollends den letzten Rest von Besinnung: oft redet sie stundenlang halblaut mit sich selbst, knirscht mit den Zähnen, schreit zornig auf, läuft wie ein wildes Tier durch die Gänge.

Aber allmählich geht eine seltsame Veränderung in ihr vor, ihre Züge werden hexenhaft, die Augen bekommen einen grünlichen Schimmer, sie scheint Phantome zu sehen, horcht plötzlich mit offenem Mund in die Luft wie auf Worte, die ihr jemand zuflüstert, fragt: was, was, was, was soll ich?

Der Dämon in ihr wirft nach und nach die Maske ab, ihr planloser Tätigkeitsdrang macht einer bewußten berechnenden Bosheit Platz. Sie läßt die Gegenstände in Ruhe, rührt nichts an; Schmutz und Staub sammelt sich überall an, die Spiegel erblinden, Unkraut wuchert im Garten, kein Ding ist mehr am richtigen Ort, die notwendigen Geräte sind unauffindbar; das Gesinde macht sich erbötig, den ärgsten Wirrwarr zu beseitigen, sie verbietet es mit barschen Worten – es ist ihr recht, daß alles drunter- und drübergeht, die Ziegel vom Dache fallen, das Holzwerk verfault, die Leinwand verstockt – mit hämischer Schadenfreude sieht sie, daß eine neue Art Qual an Stelle der alten, lebenvergällenden Ruhelosigkeit tritt, ein Verzweiflung erzeugendes Unbehagen ihre Umgebung befällt; sie spricht mit niemand eine Silbe mehr, gibt keine Befehle, aber alles, was sie tut, geschieht mit der tückischen Absicht, die Dienerschaft beständig in Schrecken und Aufregung zu versetzen. Sie spielt die Wahnsinnige, schleicht sich nachts in die Schlafkammern der Mägde, wirft Krüge krachend zu Boden, lacht schrill auf. Absperrn nützt nichts: sie zieht sämtliche Schlüssel im Hause ab – es gibt keine einzige Tür mehr, die sie nicht mit einem Ruck aufreißen kann. Sie nimmt sich nicht die Zeit, sich zu kämmen, die Haare hängen ihr wirr um die Schläfen, sie ißt im Gehen, legt sich nicht mehr schlafen. Halb angezogen, damit das Rascheln der Kleider ihr Kommen nicht verrät, huscht sie auf leisen Filzschuhen, um wie ein Gespenst da und dort aufzutauchen, durchs Schloß.

Selbst in der Nähe der Kapelle geistert sie bei Mondschein umher. Niemand traut sich mehr hin; das Gerede entsteht, daß der Tote dort spukt.

Nie läßt sie sich irgendwelche Hilfe leisten; was sie braucht, holt sie sich selber; sie weiß genau, daß ihr stummes, blitzartiges Erscheinen mehr Furcht unter dem abergläubischen Gesinde erzeugt, als wenn sie herrisch auftritt; die Leute verständigen sich nur noch im Flüsterton, keiner wagt ein lautes Wort; alles ist vom bösen Gewissen befallen, trotzdem nicht der geringste Grund dazu vorliegt.

Auf ihren Sohn hat sie es besonders abgesehen; heimtückisch benützt sie bei jeder Gelegenheit ihr natürliches Übergewicht als Mutter, das Gefühl der Abhängigkeit in ihm zu vertiefen, schürt seine nervöse Angst, sich nie unbeobachtet zu wissen, zur Wahnvorstellung beständigen Ertapptwerdens, bis es wie der Alpdruck ewigen Schuldbewußtseins auf ihm lastet.

Wenn er es hie und da versucht, sie anzureden, schneidet sie nur höhnische Grimassen, daß ihm das Wort im Munde quillt und er sich vorkommt wie ein Verbrecher, dem die Verworfenheit wie ein Brandmal auf der Stirne geschrieben steht; die dumpfe Furcht, daß sie seine geheimsten Gedanken lesen könne und wie es mit ihm und Sabine bestellt sei, wird zur schreckhaften Gewißheit, wenn ihr stehender Blick auf ihm ruht; beim leisesten Geräusch, das er hört, bemüht er sich krampfhaft, ein unbefangenes Gesicht zu machen – immer weniger gelingt es ihm, je mehr er sich dazu zwingt.

Heimliche Sehnsucht und Verliebtheit ineinander spinnen sich an zwischen Sabine und ihm. Sie stecken sich Briefchen zu, empfinden es als Todsünde; bald verdorren unter dem Pesthauch des immerwährenden Sichverfolgtfühlers alle zarteren Triebe, und eine unbändige, tierische Brunst erfaßt sie. Sie stellen sich auf an Ecken, wo zwei Gänge sich kreuzen, so daß sie einander zwar nicht sehen, aber eines der beiden das Kommen der Gräfin bemerken muß und den anderen Teil warnen kann – so sprechen sie mitsammen in der Angst, die kostbaren Minuten zu verlieren, ohne jede Umschreibung, nennen die Dinge unverblümt beim Namen, erhitzen gegenseitig ihr Blut immer mehr und mehr.

Aber der Raum um sie wird enger und enger. Als ob die Alte ahnt, was vorgeht, versperrt sie das zweite Stockwerk, dann das erste; nur das Erdgeschoß, wo das Gesinde aus- und eingeht, steht noch zur Verfügung; sich auf weitere Strecken vom Schloß zu entfernen, ist verboten, der Park bietet keine Schlupfwinkel weder bei Tag noch bei Nacht; erhellt ihn das Mondlicht, kann man ihre Gestalten von

den Fenstern aus sehen; ist es dunkel, droht jeden Augenblick die Gefahr, beschlichen zu werden.

Ihre Begierden wachsen ins Unbezähmbare, je mehr sie sie unterdrücken müssen; offen die Schranken zu durchbrechen, kommt ihnen nicht entfernt in den Sinn: die Zwangsvorstellung, wehrlos wie Sklaven unter einer fremden dämonischen Macht zu stehen, die über Leben und Tod gebieten kann, ist ihnen von Kindheit an zu tief eingepflegt, als daß sie auch nur den Versuch wagten, einander in Gegenwart seiner Mutter ins Gesicht zu sehen.

Ein glutheißer Sommer dorrt die Wiesen, der Erdboden klapft vor Trockenheit, abends flammt der Himmel im Wetterleuchten. Das Gras ist gelb, betäubt die Sinne mit schwülem Heugeruch, heiße Luft zittert um die Mauern; die Brunst der beiden erreicht ihren höchsten Grad, ihr ganzes Sinnen und Trachten richtet sich auf einen Punkt; wenn sie sich erblicken, können sie sich kaum halten, nicht übereinander herzufallen.

Eine schlaflose fiebrige Nacht mit wachen, wilden, begehriichen Träumen; so oft sie die Augen öffnen, sehen sie Leonhards Mutter hereinspähen, hören ihr Schleichen an den Schwellen – sie nehmen es wahr halb als Wirklichkeit, halb als ein Hirngespinnst, kümmern sich kaum darum, können den kommenden Tag nicht erwarten, um sich endlich, koste es was es wolle, in der Kapelle zu treffen.

Den ganzen Morgen bleiben sie in ihren Zimmern und horchen mit stockendem Atem und bebenden Knien an den Türspalten auf Anzeichen, daß sich die Alte in entlegeneren Teilen des Schlosses befindet.

Stunde um Stunde vergeht in markversengender Qual, es schlägt Mittag, da – ein Geräusch wie von klirrenden Schlüsseln im Innern des Hauses, das ihnen Sicherheit vortäuscht – sie stürzen hinaus in den Garten; die Pforte der Kapelle ist angelehnt, sie stoßen sie auf, schlagen sie hinter sich zu, daß sie knallend in den Riegel schnappt.

Sie sehen nicht, daß die eiserne Falltür, die hinab zur Gruft führt, offensteht, nur von einer Holzspreize gestützt – sehen das gähnende viereckige Loch im Boden nicht, fühlen den eiskalten Hauch nicht, der aus dem Totengewölbe dringt; sie verschlingen sich mit den Blicken wie Raubtiere; Sabine will reden – bringt nur ein lechzendes Lallen hervor; Leonhard reißt ihr die Kleider vom Leib, wirft sich über sie; keuchend verbeißen sie sich ineinander.

Im Sinnenrausch entschwindet ihnen das Verständnis für ihre Umgebung; schlüpfende Schritte tasten die steinernen Stufen aus der

Gruft herauf, sie hören es deutlich, aber es bleibt für ihr Bewußtsein dessen, was vorgeht, belanglos wie Rascheln von Laub.

Hände tauchen aus dem Schacht, suchen einen Halt an den Rändern der Quadern, ziehen sich empor.

Langsam wächst eine Gestalt aus dem Boden; Sabine sieht es mit halbgeschlossenen Lidern, wie hinter roten Schleiern; plötzlich durchzuckt sie die jähe Erkenntnis der Lage, sie stößt einen gellenden Schrei aus: – es ist die grauenhafte Alte, dieses furchtbare Überall und Nirgends, die da aus der Erde steigt.

Entsetzt springt Leonhard auf, starrt einen Moment wie gelähmt in das hämisch verzerrte Gesicht seiner Mutter, dann bricht seine schäumende, wahnwitzige Wut los; mit einem Fußtritt schleudert er die Holzspreize fort: die Falltür saust hernieder, trifft krachend den Schädel der Alten und schmettert sie in die Tiefe, daß man hört, wie ihr Körper dumpf unten aufschlägt. –

Unfähig, ein Glied zu rühren, stehen die beiden mit aufgerissenen Augen und stieren sich wortlos an. Die Beine schlottern ihnen unter dem Leib.

Langsam kauert sich Sabine nieder, um nicht umzufallen, verbirgt stöhnend das Gesicht in den Händen; Leonhard schleppt sich zum Beichtstuhl. Laut schlagen seine Zähne zusammen.

Minuten vergehen. Keines wagt sich zu bewegen, ihre Blicke weichen einander aus; dann, von demselben Gedanken gepeitscht, stürzen sie zur Tür ins Freie, zurück ins Haus wie von Furien getetzt.

Das Abendrot verwandelt das Wasser im Brunnen in eine Blutlache, die Fenster des Schlosses glühen in lohenden Flammen, die Schatten der Bäume wachsen zu langen, dünnen, schwarzen Armen, die sich mit Zoll um Zoll vorwärts schleichenden Fingern über den Rasen tasten, das letzte Zirpen der Grillen zu ersticken. Der Glanz der Luft wird stumpf unter dem Atem der Dämmerung. Dunkelblaue Nacht zieht auf.

Kopfschüttelnd tauscht die Dienerschaft Vermutungen, wo die Gräfin bleibt; man fragt den jungen Herrn, er zuckt die Achseln, wendet das Gesicht ab, damit sie seine Leichenblässe nicht sehen.

Brennende Laternen schwanken durch den Park; man sucht die Ufer des Teiches ab, leuchtet ins Wasser, es ist schwarz wie Asphalt und wirft den Schein zurück; die Mondsichel schwimmt darauf, aufgescheucht flattern die Sumpfvögel im Schilf.

Der alte Gärtner bindet den Hund los, durchstreift den Forst ringsum, seine rufende Stimme dringt zuweilen herüber aus weiter Ferne; jedesmal fährt Leonhard auf, das Haar sträubt sich ihm, sein

Blut stockt, denn er glaubt, es kann seine Mutter sein, die da aufschreit unter der Erde.

Die Uhr zeigt auf Mitternacht. Noch immer ist der Mann nicht zurück, das unbestimmte Gefühl eines drohenden Unheils legt sich dem Gesinde auf die Brust; sie sitzen zusammengedrängt in der Küche, erzählen einander schauerliche Geschichten von dem rätselhaften Verschwinden von Menschen, die dann als Werwölfe die Gräber aufscharren und sich von den Leibern der Toten nähren.

Tage und Wochen schwinden dahin: keine Spur von der Gräfin; man fordert Leonhard auf, er solle eine Messe lesen lassen für ihr Seelenheil, er schlägt es heftig ab. Die Kapelle wird ausgeräumt, nur ein geschnittener goldener Betstuhl bleibt darin, in dem er stundenlang zu sitzen pflegt und vor sich hinbrütet; er duldet nicht, daß irgend jemand den Raum betritt. Das Gerede entsteht, daß, wenn man durchs Schlüsselloch hineinspäht, man ihn oft mit dem Ohr auf dem Boden liegen sieht, als horche er in die Gruft hinunter.

Nachts schläft Sabine in seinem Bett, sie machen kein Hehl daraus, daß sie zusammenleben wie Mann und Weib.

Das Gerücht von einem geheimnisvollen Mord dringt ins Dorf hinüber, will nicht verstummen, frißt sich immer weiter und weiter ins Land; eines Tages fährt ein spindeldürrer Ratsschreiber mit Perücke in einer gelben Postkutsche vor, Leonhard sperrt sich mit ihm lange ein; der Mann reist wieder ab, Monate vergehen, und man hört nichts mehr von ihm, dennoch will das bössartige Geraune im Schloß kein Ende nehmen.

Niemand zweifelt, daß die Gräfin tot sein muß, aber sie lebt weiter als unsichtbares Gespenst; jeder fühlt ihre boshafte Gegenwart.

Man begegnet Sabinen mit finsternen Blicken, mißt ihr irgendwie die Schuld bei an dem Geschehnis, bricht plötzlich das Gespräch ab, wenn der junge Graf erscheint.

Leonhard sieht alles, was vorgeht, aber er tut, als ob er es nicht merke, trägt ein abstoßendes herrisches Wesen zur Schau.

Im Hause bleibt alles beim alten; Schlingpflanzen klettern die Mauern empor, Mäuse, Ratten und Eulen nisten in den Zimmern, das Dach ist brüchig, freiliegendes Gebälk wird morsch und faul.

Nur in der Bibliothek herrscht einigermaßen Ordnung, aber die Bücher sind fast vermodert von der Nässe des Regens und kaum mehr leserlich.

Ganze Tage hockt Leonhard über den alten Bänden, sucht mühsam die halbverwischten Blätter zu entziffern, die die ruckweise hingeworfenen Schriftzüge seines Vaters tragen; und immer muß Sabine in seiner Nähe sein.

Wenn sie sich entfernt, erfaßt ihn eine wilde Unruhe, selbst in die Kapelle geht er nicht mehr ohne sie; aber sie sprechen nie mitsammen, nur in der Nacht, wenn er bei ihr liegt, kommt es wie ein Delirium über ihn, und seine Erinnerung speit in verworrenen, endlosen, hastigen Sätzen wieder aus, was er tagsüber aus den Büchern in sich schlingt; er fühlt genau, warum er es tun muß – daß es nur der Verzweiflungskampf seines Hirns ist, das sich mit jeder Faser wehrt, um das entsetzliche Bild der ermordeten Mutter nicht im Dunkeln deutlich werden zu lassen, das gräßliche schmetternde Krachen der Falltür, das sich wieder und wieder ins Ohr drängen will, durch den Laut die eigenen Worte zu übertönen; Sabine hört ihm in starrer Regungslosigkeit zu, unterbricht ihn mit keiner Silbe, aber er fühlt, daß sie nichts erfaßt von dem, was er sagt, liest aus dem leeren Blick ihrer Augen, die immerwährend auf ein und denselben Punkt in der Ferne schauen, woran sie ohne Unterlaß denken muß.

Dem Druck seiner Hand antworten ihre Finger erst nach langen Minuten, aus ihrem Herzen kommt kein Echo; er sucht sich und sie in den Strudel der Leidenschaft zu stürzen, um zurückzufinden in die Tage, die vor dem Geschehnis liegen, und sie zum Ausgangspunkt eines neuen Daseins zu machen. Sabine erwidert seine Umarmung wie in tiefem Schlummer, und ihm graut vor ihrem schwangeren Leib, in dem ein Kind als Zeuge einer Mordtat dem Leben entgegenreift.

Sein Schlaf ist bleiern und ohne Traum, dennoch bringt er kein Vergessen; es ist das Versinken in grenzenloses Alleinsein, in dem selbst die Bilder des Schreckens dem Anblick entschwinden und nur das Gefühl einer würgenden Qual zurückbleibt – ein plötzliches Dunkelwerden der Sinne, wie es ein Mensch empfindet, der mit geschlossenen Augen beim nächsten Pulsschlag den Hieb des Henkerbeils erwartet.

Jeden Morgen, wenn Leonhard erwacht, will er sich aufraffen, den Kerker der marternden Erinnerung zu durchbrechen, ruft sich die Worte seines Vaters, nach einem festen Punkt in seinem Innern zu suchen, ins Gedächtnis zurück – da fällt sein Blick auf Sabine, er sieht, wie sie ein Lächeln zu erzwingen versucht, ihre Lippen nur zu einem Krampf verzerrt, und wiederum beginnt die wilde Flucht vor sich selbst.

Er beschließt, sich eine andere Umgebung zu schaffen, schickt die Dienerschaft fort, behält bloß den alten Gärtner und dessen Weib: die Einsamkeit mit ihrem Lauern wird nur um so tiefer, das Gespenst der Vergangenheit lebendiger und lebendiger.

Es ist nicht böses Gewissen und das Schuldbewußtsein der Blut-

tat, das Leonhard elend macht – keine Sekunde beschleicht ihn Reue: der Haß gegen die Mutter ist so riesengroß wie am Sterbetage seines Vaters, aber daß sie jetzt als unsichtbare Kraft zugegen ist, zwischen ihm und Sabine steht als gestaltloser Schemen, den er nicht bannen kann, daß er die furchtbaren Augen beständig auf sich ruhen fühlt, die Szene in der Kapelle immerwährend in sich herumschleppen muß wie eine ewig eiternde Wunde, ist es, was ihn bis zum Wahnsinn toltert.

Er glaubt nicht, daß die Toten wieder auf Erden erscheinen können, aber daß sie weiterleben auf viel schrecklichere Art auch ohne Hilfe, nur als teuflischer Einfluß, gegen den nicht Tür noch Riegel, kein Fluch, kein Gebet schützen, erfährt er als Gewißheit an sich selbst, sieht es täglich an Sabine. Jeder Gegenstand im Haus ruft die Erinnerung an seine Mutter wach, kein Ding, das nicht verseucht ist von ihrer Berührung, nicht stündlich ihr Bild neu in ihm gebärt; die Falten der Vorhänge, zerknüllte Wäsche, die Maser der Tafelung, die Linien und Punkte in den Fliesen – alles was er anblickt, formt sich zu ihrem Antlitz; die Ähnlichkeit mit ihren Zügen springt ihm wie eine Viper aus dem Spiegel entgegen, macht seinen Herzschlag kalt in dumpfem Bangen: das Unmögliche könne sich begeben, daß sich sein Gesicht plötzlich in das ihre verwandle – ihm anhafte als grausige Erbschaft bis zum Lebensende.

Die Luft ist voll von ihrer erstickenden geisterhaften Anwesenheit; das Knacken der Dielen klingt, als stamme es vom Tritt ihres Fußes, weder Kälte noch Hitze vertreiben sie, ob Herbst ist, klarer eisiger Wintertag, lauer süchtiger Frühlingswind, sie wehen nur über die Oberfläche – keine Jahreszeit, keine äußere Veränderung kann ihr etwas anhaben, ununterbrochen ringt sie nach Gestaltung, nach immer deutlicherem Sichtbarwerden, nach bleibendem Zurformgerinnen.

Leonhard fühlt es wie einen unabwälzbaren Felsblock innerer Überzeugung auf sich lasten, daß es ihr eines Tages gelingen muß, wenn er es sich auch nicht ausdenken kann, auf welche Weise es geschehen mag.

Nur aus dem eigenen Herzen kann ihm noch Hilfe kommen, denn die Außenwelt ist mit ihr im Bündnis, begreift er. Aber die einst von seinem Vater in ihn gepflanzte Saat scheint verwelkt, der kurze Augenblick des Erlöstseins und des Friedens von damals will nicht wiederkehren; so sehr er sich auch abmüht, sie in sich zu erwecken, er kann nur die schalen Eindrücke heraufbeschwören, die wie künstliche Blumen sind, ohne Duft, mit Stengeln aus häßlichem Draht.

Er sucht ihnen Leben einzuhauchen, indem er die Bücher liest, die das geistige Band schlingen zwischen ihm und seinem Vater, doch sie rufen keinen Widerhall hervor in ihm, bleiben ein Labyrinth von Begriffen.

Fremdartige Dinge geraten in seine Hände, wie er mit dem steinalten Gärtner zusammen unter dem Wust von Folianten gräbt: Pergamente in Chiffreschrift, Bilder, die einen Bock darstellen mit goldenem bärtigen Männergesicht, Teufelshörner an den Schläfen, und Ritter in weißen Mänteln, die Hände zum Gebet gefaltet, davor, mit Kreuzen auf der Brust, die nicht aus Balken gefügt sind, sondern aus vier in den Knien rechtwinkelig gebeugten, laufenden Menschenbeinen – das Satanskreuz der Templer, wie ihm der Gärtner widerstrebend sagt – dann ein kleines verblaßtes Porträt einer altmodisch gekleideten Matrone, nach dem in bunten Glasperlen gestickten Namen zu schließen, der darunter steht, seine Großmutter – mit zwei Kindern auf dem Schoß, einem Knaben und einem Mädchen, deren Züge ihm seltsam bekannt vorkommen, so daß er lange den Blick von ihnen nicht wenden kann und die dunkle Ahnung in ihm aufsteigt, es müßten seine Eltern sein, trotzdem es offenbar Geschwister sind.

Die plötzliche Unruhe im Gesicht des Alten, die scheu, mit der er seinen Augen ausweicht, hartnäckig alle Fragen, wer die beiden Kinder sein mögen, überhört, bestärken in ihm den Verdacht, daß er einem Geheimnis auf der Spur ist, das ihn betrifft.

Ein Bündel vergilbter Briefe scheint zu dem Bild zu gehören, denn es liegt in derselben Schatulle; Leonhard nimmt es zu sich, beschließt, es noch heute zu lesen.

Es ist die erste Nacht seit langem, die er allein und ohne Sabine bringt – sie fühlt sich zu schwach bei ihm zu sein, klagt über Schmerzen.

Er geht im Sterbezimmer seines Vaters auf und nieder, die Briefe liegen auf dem Tisch, er will sie zu lesen beginnen, verschiebt es wie unter einem Zwang immer wieder.

Eine neue unbestimmte Furcht, als stehe jemand unsichtbar hinter ihm und halte einen Dolch geückt, drosselt ihn; er weiß: diesmal ist es nicht die spukhafte Nähe seiner Mutter, die ihm den Angstschweiß aus allen Poren treibt – es sind die Schatten einer fernen Vergangenheit, die an die Briefe gebunden sind und darauf lauern, ihn in ihr Reich hinabzuziehen.

Er tritt ans Fenster, sieht hinaus: ringsum atemlose Totenstille, zwei große Sterne stehen dicht beisammen am südlichen Himmel,

ihr Anblick ist ihm sonderbar fremd, wühlt ihn auf, er weiß nicht warum – erweckt das Vorgefühl, daß etwas Riesenhaftes hereinbrechen will; wie zwei leuchtende Fingerspitzen ist es auf ihn gerichtet.

Er wendet sich zurück ins Zimmer, die Flammen der beiden Kerzen auf dem Tisch warten regungslos gleich drohenden Boten aus dem Jenseits; es ist, als komme ihr Schein von weither – von einem Ort, wohin keines Sterblichen Hand sie stellen kann; unmerklich schleicht sich die Stunde heran, leise, wie Asche fällt, wandern die Zeiger der Uhr.

Leonhard glaubt einen Schrei unten im Schloß zu hören; er horcht: alles liegt stumm.

Er liest die Briefe: das Leben seines Vaters entrollt sich vor ihm, der Kampf eines unbändigen Geistes, der sich bäumt gegen alles, was Gesetz heißt; ein Titan reckt sich vor ihm auf, der keine Ähnlichkeit hat mit dem gebrochenen Greis, den er als seinen Vater kennt, die Gestalt eines Menschen, der über Leichen geht, wenn es sein muß, und sich laut rühmt, gleich all seinen Ahnen ein geweihter Ritter der echten Templer zu sein, die den Satan zum Schöpfer der Welt erheben und schon das Wort »Gnade« als unauslöschlichen Schimpf empfinden. Tagebuchblätter sind dazwischen, die die Qual einer verdurstenden Seele schildern und die Ohnmacht eines Geistes mit von den Mottenschwärmen des Alltags zerfressenen Schwingen andeuten: umzukehren auf einem Pfad, der hinabführt in Dunkelheit von Abgrund zu Abgrund, in Wahnsinn enden muß und jegliches »zurück« vereitelt.

Wie ein roter Faden zieht sich der stetig wiederkehrende Hinweis durch alles, daß es ein ganzes Geschlecht ist, das hier seit Jahrhunderten von Verbrechen zu Verbrechen gepeitscht wird – vom Vater auf den Sohn das finstere Vermächtnis vererbt, nicht zur innern Ruhe gelangen zu können, da jedesmal ein Weib, sei es als Gattin, Mutter oder Tochter, bald als Opfer einer Blutschuld, bald als Urheberin selbst, den Weg zum geistigen Frieden durchkreuzt – aber immer wieder leuchtet nach Stellen tiefster Verzweiflung wie ein unbesiegbarer Stern die Hoffnung auf: und doch und doch kommt eine aus unserem Stamm, der aufrecht stehenbleibt, dem Fluch ein Ende bereitet und die »Krone des Meisters« erringt.

Mit jagenden Pulsen überflieht Leonhard Episoden voll glühender Leidenschaft seines Vaters zur – eigenen Schwester, die ihm enthüllen, daß er selbst die Frucht jener Verbindung ist, und nicht nur er – auch Sabine!

Jetzt wird ihm klar, warum Sabine nicht weiß, wer ihre Eltern sind

– daß kein Zeichen ihre wahre Herkunft verrät; er sieht die Vergangenheit lebendig werden und versteht: sein Vater selber ist es, der schützend vor ihn die Arme breitet, indem er Sabine als Bauernmädchen – als Leibeigene niedersten Ranges – erziehen läßt, damit sie beide, Sohn und Tochter – für immer frei bleiben sollen vom Bewußtsein der Schuld an einer Blutschande selbst für den Fall, daß der Fluch der Eltern bei ihnen wiederkehre und sie zusammenführt als Mann und Weib.

Wort für Wort geht es aus einem angsterfüllten Brief seines Vaters, der fern in einer fremden Stadt daniederliegt, an die Mutter hervor, in dem er sie beschwört, nichts zu unterlassen, um künftiger Entdeckung vorzubeugen, und auch den Brief sofort zu verbrennen.

Erschüttert wendet Leonhard die Augen ab; wie ein Magnet zieht es ihn weiter zu lesen – er ahnt, daß da noch Dinge stehen, die dem Geschehnis in der Kapelle auf ein Haar ähnlich sehen, ihn an die äußerste Grenze des Entsetzens treiben müssen, wenn er sie erfährt – mit einem Schlage, schreckhaft deutlich, wie wenn der Blitz die Finsternis zerreißt, wird ihm die tückische Kampfweise einer riesenhaften dämonischen Macht offenbar, die, hinter der Maske blinden, unbarmherzigen Schicksals verborgen, sein Leben planmäßig zerquetschen will: ein vergifteter Pfeil nach dem andern soll aus unsichtbarem Versteck sein Inneres treffen, bis er unrettbar dahinsiecht, die letzten Fasern von Selbstvertrauen seiner Seele verdorren und er dem gleichen Schicksal wie seine Vorfahren anheimfällt: ohnmächtig und wehrlos zusammenzubrechen – etwas Tigerhaftes schnellt plötzlich in ihm auf, er hält den Brief in die Flammen der Kerze, bis der letzte glimmende Zunder seine Finger versengt – ein wilder, unversöhnlicher Grimm gegen das satanische Ungeheuer, in dessen Hände das Wohl und Wehe der Wesen gelegt ist, verbrennt ihn bis ins Mark, er hört den tausendfachen Racheschrei vergangener, verendeter Geschlechter in seinen Ohren gellen, jeder Nerv in ihm wird zu geballten Faust, seine Seele ist ein einziges Waffengeklirr.

Er fühlt, daß er etwas Unerhörtes, Himmel und Erde Erschütterndes vollbringen muß, daß das unabsehbare Heer der Toten hinter ihm steht, mit Myriaden Augen auf ihn starrt, nur eines Winkes seiner Hand gewärtig: hinter ihm, dem Lebenden, dem Einzigen, der sie in die Schlacht führen kann – drein sich auf den gemeinsamen Feind zu stürzen.

Taumelnd unter dem Anprall eines Meeres von Kraft, das auf ihn einstürmt, steht er auf, blickt um sich: was, was, was soll er zuerst tun: Feuer an das Haus legen, sich selbst zerfleischen, mit einem

Messer in der Hand hinunterlaufen und alles niedermachen, was ihm zu Gesicht kommt?

Eins dünkt ihm zwerghafter als das andere; das Bewußtsein der eigenen Winzigkeit rüttelt an ihm, er bäumt sich dagegen in jugendlichem Trotz, fühlt ein spöttisches Grinsen ringsum im Raum, das ihn wieder aufstachelt.

Er versucht's mit Besonnenheit, lügt sich hinein in die Gebärde des alles erwägenden Feldherrn, geht zu der Truhe neben dem Schlafzimmer, füllt seine Taschen mit Gold und Juwelen, nimmt Mantel und Hut, schreitet stolz ohne Abschied hinaus in den nächtlichen Nebel, die Brust voll verworrener kindischer Pläne: ohne Ziel durch die Welt zu wandern und dem Herrn des Schicksals ins Antlitz zu schlagen.

Das Schloß verschwindet im weißlich schillernden Dunst hinter ihm, er will der Kapelle ausweichen, muß dennoch an ihr vorbei, der Bannkreis seiner Geschlechter läßt ihn nicht entinnen – er ahnt es, fühlt es, zwingt sich, immerwährend geradeaus zu gehen, stundenlang, aber die Schemen der Erinnerung halten gleichen Schritt mit ihm – schwarzes Gebüsch reckt sich hier und dort, gleicht der mörderischen, aufklaffenden Falltür; die Unruhe um Sabine quält ihn; er weiß, es ist das erdwärtsziehende, fluchbringende Blut der Mutter in seinen Adern, das ihm die Flugkraft hemmen will, mehr und mehr das junge Feuer seiner Begeisterung mit grauer nüchterner Asche verschüttet – er wehrt sich dagegen mit aller Kraft, tappt sich vorwärts von Baum zu Baum, bis er in der Ferne ein Licht erblickt, das in Mannshöhe über dem Boden schwebt; er eilt darauf zu, verliert es aus den Augen, näher und näher ein lockender irrlicher Schein; ein Weg lenkt seine Füße, windet sich nach links und rechts.

Ein leises, kaum vernehmbares, rätselhaftes Schreien zittert durch die Dunkelheit.

Dann wuchten hohe schwarze Mauern mitten drin in der Nacht, ein hohes offenes Tor und Leonhard erkennt – das eigene Haus:

Eine Wanderung durch den Nebel im Kreis umher!

Willenlos und gebrochen tritt er ein, drückt auf die Klinke zu Sabines Zimmer, da packt es ihn plötzlich eiskalt wie tödliche unbegreifliche Gewißheit, daß da drinnen seine Mutter steht, leibhaftig, von Fleisch und Bein, ein lebendig gewordener Leichnam, und auf ihn wartet.

Er will umkehren, zurückfliehen in die Finsternis, er kann nicht: eine unwiderstehliche Macht zwingt ihn die Türe aufzustoßen.

Auf dem Bette liegt Sabine, verblutet, mit geschlossenen Lidern,

weiß wie das Linnen, und vor ihr nackt ein neugeborenes Kind, ein Mädchen, mit faltigem Gesicht, leerem, unruhigem Blick, auf der Stirne ein rotes Mal – Zug um Zug das grauenhafte Ebenbild der Erschlagenen aus der Kapelle.

Meister Leonhard sieht einen Mann hinjagen über die Erde mit von Dornen zerfetzten Kleidern: sich selbst, wie ihn grenzenloses Entsetzen, des Schicksals ureigene Faust, fortreißt von Haus und Hof – nicht mehr der selbstgefällige Wunsch, Großes zu vollbringen. –

Die Hand der Zeit baut Stadt hinter Stadt hinein in seinen Geist, düstere und helle, große, kleine, freche und furchtsame, ohne Wahl, zerbröckelt sie wieder, malt Flüsse hin wie gleißende silberne Schlangen, graue Einöden, ein Harlekinkleid aus Äckern und Feldern gewürfelt braun, violett und grün, Landstraßen voll Staub, spitzige Pappeln, dunstige Wiesen, weidendes Vieh und wedelnde Hunde, Heilande an Kreuzwegen, weiße Meilensteine, Menschen, junge und alte, Regenschauer, Tropfenglitzern, goldene Froschaugen in Grabenpfützen, Hufeisen mit rostigen Nägeln, einbeinige Störche, Zäune aus splittiger Rinde, gelbe Blumen, Friedhöfe und wattierte Wolken, Höhendampf und Essenlohe, sie kommen und gehen wie Nacht und Tag, sinken hinab in Vergessenheit und sind wieder da wie verstecktspielende Kinder, wenn ein Duft, ein Schall, ein leises Wort sie ruft.

Länder, Burgen und Schlösser wandern an Leonhard vorüber, nehmen ihn auf, man kennt den Namen seines Geschlechtes, kommt ihm mit Freundschaft und Feindschaft entgegen.

Er spricht mit dem Volk in den Dörfern, mit Landstreichern, Gelehrten, Krämern, Soldaten und Priestern; das Blut seiner Mutter kämpft in ihm mit dem Blut seines Vaters – was ihn heute mit stauendem Grübeln erfüllt und wie aus tausend Scherben zerbrochenen Glases einen Pfauenschweif von bunten Farben spiegelt, scheint ihm morgen blind und grau, je nachdem Mutter oder Vater den Sieg erringen – dann wieder brüten die langen furchtbaren Stunden, wo die beiden Lebensströme sich vermischen und er sein altes Ich wieder anhat, die Schrecknisse der Erinnerung aus, und er setzt blind, stumm und taub Schritt vor Schritt, umhüllt von den Schwaden der Vergangenheit – sieht zwischen Augapfel und Lid das Greisengesicht des kleinen Kindes, die leblosen lauernden Kerzenflammen, die beiden Sterne, die dicht beisammen am Himmel stehen, den Brief, das mürrische Schloß mit den zermürbenden Qualen, die tote Sabine und ihre schneeweißen Leichenhände, hört das Lallen seines ster-

benden Vaters, das Rauschen des seidenen Kleides, das Krachen des berstenden Schädels.

Dann faßt es ihn zuweilen an wie Furcht, abermals im Kreis zu gehen – jeder Wald in der Ferne droht sich in den bekannten Park zu formen, jede Mauer: das eigene Haus zu werden; die Gesichter, die ihm entgegenkommen, wollen den Mägden und Dienern seiner Jugend ähnlicher sein – er flüchtet sich in Kirchen, nächtet im Freien, zieht hinter plärrenden Prozessionen her, betrinkt sich in Schenken mit Dirnen und Strolchen, um sich vor den spähenden Augen des Schicksals zu verbergen, daß es ihn nicht wiederum fange. Er will Mönch werden: der Abt des Klosters entsetzt sich, als er seine Beichte hört und den Namen seines Stammes erfährt, auf dem der Bannfluch der alten Tempelritter lastet; er stürzt sich kopfüber ins brausende Leben, es speit ihn wieder aus; er sucht den Teufel: das Böse ist allgegenwärtig, dennoch kann er den Urheber nicht finden; er sucht ihn im eigenen Selbst, und schon ist dieses Selbst nicht mehr vorhanden – er weiß: es muß da sein, er fühlt es doch jede Sekunde, trotzdem ist es augenblicklich fort, sowie er es sucht, ist jeden Tag ein anderes, ein Regenbogen, der auf der Erde steht und beständig zurückweicht, in der Luft zerfließt, wenn er danach greifen will.

Wohin er blickt, hinter allem sieht er verborgen das Kreuz des Staates aus vier laufenden Menschenbeinen gebildet: überall ein sinnloses Zeugen und Gebären, ein sinnloses Wachsen, ein sinnloses Sterben; er fühlt, daß der Schoß, aus dem das Leiden entspringt, dieses ewig sich drehende Windrad ist, aber die Achse, um die es kreist, bleibt ihm unfaßbar wie ein mathematischer Punkt.

Ein Bettelmönch zieht des Weges, er schließt sich ihm an, betet, fastet, kasteit sich wie er, die Jahre fallen wie die Perlen eines Rosenkranzes, nichts ändert sich, nicht innerlich, nicht äußerlich, nur die Sonne scheint trüber.

Wie früher wird den Armen das Letzte genommen und den Reichen wird doppelt gegeben; je inbrünstiger er fleht um »Brot«: um so härter die Steine, die der Tag ihm reicht – die Himmel bleiben hart wie blauer Stahl.

Der alte unbändige Haß gegen den heimlichen Feind der Menschen, der die Gesckicke verhängt, bricht wieder auf in ihm.

Er hört den Mönch predigen von Gerechtigkeit und den Höllequalen der ewig Verdammten: es klingt ihm wie teuflischer Hahenschrei – er hört ihn eifern gegen den verruchten Templerorden, der auf Scheiterhaufen tausendmal verbrannt, immer wieder sein Haupt erhebe, nicht sterben könne und im geheimen, über die ganze Erde verbreitet, unvertilgbar weiterbestehe.

Es ist das erstmal, daß er Genaueres über den Glauben der Templer erfährt: – daß sie zwei Götter haben, einen obern, der fern von den Wesen steht, und einen untern, den Satan, der stündlich die Welt neu erschafft und sie mit Greueln erfüllt, gräßlicher von Tag zu Tag, bis sie endlich völlig im eigenen Blute erstickt – daß über diesen beiden Göttern ein dritter stehe – der Baphomet – ein Götzenbild mit goldnem Kopf und drei Gesichtern.

Die Worte sengen sich in ihn ein, als sei es der Mund des Feuers selbst, der sie ausspricht.

Er kann nicht in die Tiefen dringen, über denen sich ihr Sinn ausspannt wie ein schwankender Teppich aus Sumpfmooos, aber er fühlt mit unabweisbarer Gewißheit, daß dieser Weg für ihn der einzige ist, auf dem er sich selbst entrinnen kann: der Orden der Templer reckt den Arm nach ihm – die Erbschaft der Vorfahren, der kein Mensch entgehen kann. Er verläßt den Mönch.

Wieder sind die Scharen der Toten rings um ihn, rufen ihm einen Namen zu, bis seine Lippen ihn wiederholen und er ihn allmählich – Silbe für Silbe – versteht, wie sein Mund ihn ausspricht – es ist, als wachse er gleich einem Baum Zweig um Zweig aus seinem Herzen hervor – ein Name, ihm vollkommen fremd und doch mit seinem ganzen Dasein verwachsen, ein Name mit Purpur und Krone, den er beständig vor sich hinflüstern muß, nicht mehr loswerden kann, dessen Rhythmus Ja-cob-de-Vi-tri-a-co er im Takt empfindet, wie seine Füße beim Gehen den Boden berühren.

Nach und nach wird ihm der Name ein gespenstischer Führer, der vor ihm hergeht, heute als sagenhafter Hochmeister der Ritter vom Tempel, morgen als gestaltlose innere Stimme.

Wie ein in die Luft geworfener Stein seine Bahn ändert und mit wachsender Schnelle zur Erde strebt, bedeutet der Name für Leonhard plötzlich einen Wendepunkt in seinen Wünschen, und ein übermächtiger, unerklärlicher Trieb, nichts mehr zu wollen, als den Träger dieses Namens zu finden, verschlingt nach und nach sein ganzes Sinnen und Trachten.

Manchmal will er schwören, daß der Name ihm vollkommen neu ist, dann wieder erinnert er sich scharf, daß er in einem Buch seines Vaters steht an der und der Stelle als Oberhaupt des Ordens verzeichnet; vergeblich sagt er sich vor, daß es zwecklos ist, nach diesem Hochmeister Vitriaco auf Erden zu forschen, daß er einem vergangenen Jahrhundert angehört und seine Gebeine längst im Grabe modern müssen; aber der Verstand hat keine Macht mehr über den Durst des Suchens: das Radkreuz mit den vier laufenden Beinen rollt vor ihm her, unsichtbar, zieht ihn hinter sich drein.

Er forscht in den Adelsarchiven der Ratsstuben, fragt Wappenkundige; niemand, der den Namen kennt.

Er stößt endlich in einer Klosterbibliothek auf das gleiche Buch wie das seines Vaters, liest das Buch durch, Seite für Seite, Zeile für Zeile: der Name Vitriaco steht nicht darin.

Er zweifelt an seinem Gedächtnis, seine ganze Vergangenheit scheint zu wanken; aber der Name Vitriaco bleibt als einziger fester Punkt, unverrückbar wie ein Felsblock.

Er beschließt, sich ihn für alle Zeiten aus dem Hirn zu reißen, setzt sich heute eine bestimmte Stadt als nächstes Ziel: schon morgen ist's ein ferner undeutlicher Ruf irgendwoher, der wie Vi-tri-a-co klingt, und eine andere Straße führt ihn ab vom Wege – ein Kirchturm am Horizont, der Schatten eines Baumes, der deutende Arm eines Meilenzeigers, alles wird, so sehr er sich auch zum Zweifel zwingt, zum weisenden Finger, daß er dem Orte nahe sei, wo der geheimnisvolle Hochmeister Vitriaco lebt und seine Schritte lenkt.

In einer Herberge trifft er einen fahrenden Quacksalber, und eine vage Hoffnung narrt ihn, es könne vielleicht der sein, den er sucht, aber der Quacksalber nennt sich – Doktor Schrepfer. Er ist ein Mann mit kleinen blanken Marderzähnen, dunkler Gesichtsfarbe und listigen Augen, und es gibt nichts auf Erden, das er nicht weiß, keinen Ort, den er nicht kennt, keinen Gedanken, den er nicht errät, kein Herz, in dessen Abgründe er nicht schaut, keine Krankheit, die er nicht heilt, keine Zunge, die nicht schwätzt, wenn er will, keinen Pfennig, der vor ihm sicher ist – die Mädchen drängen sich, daß er ihnen wahrsage aus der Hand und den Karten; die Leute verstummen, als er ihnen ihre Vergangenheit zuraunt, schleichen scheu davon.

Leonhard bleibt die ganze Nacht mit ihm beisammen und zecht; im Rausch übermannt ihn bisweilen ein Grausen, daß es kein Mensch ist, der da vor ihm sitzt. Oft verschwinden seine Züge – er sieht nur die weißen Zähne blitzen, hinter denen Worte hervorkommen, halb Echo dessen, was er selber spricht, halb Antworten auf kaum gedachte Fragen.

Als lese der Mann in seinem Gehirn die innersten Wünsche: stets bringt er auch das gleichgültigste Gespräch zum Schluß auf die Templer. Leonhard will ihn aushorchen, ob ihm ein gewisser Vitriaco bekannt sei – aber jedesmal, im letzten Moment, wenn es fast schon zu spät ist, warnt ihn ein tiefes Mißtrauen, und er beißt den Namen entzwei.

Sie reisen zusammen weiter, wohin der Zufall sie führt, von einem Jahrmarkt zum andern.

Der Doktor Schrepfer frißt Feuer, schluckt Schwerter, verwandelt Wasser in Wein, sticht sich Dolche durch Wange und Zunge, ohne daß es blutet, heilt Besessene, bespricht Wunden, zitiert Gespenster, verhext Mensch und Vieh.

Täglich hat Leonhard vor Augen, daß der Mann ein Betrüger ist, weder lesen noch schreiben kann und dennoch Wunder vollbringt: Lahme werfen die Krücken fort und tanzen, kreißende Weiber gebären, sobald er die Hände auf sie legt, die Krämpfe der Epileptischen hören auf, Ratten laufen in Rudeln aus den Häusern und stürzen sich ins Wasser – er kann sich nicht von ihm losmachen, steht unter seinem Bann und dünkt sich frei.

Kaum will die Hoffnung sterben, daß er durch ihn den Hochmeister Vitriaco jemals finden wird, lodert sie in der nächsten Minute hell wieder auf, durch irgendein doppelsinniges Wort geschürt, und schlägt ihn von neuem in Fesseln.

Alles, was der Gaukler spricht und tut, hat ein zwiefältiges Gesicht: er prellt die Menschen und hilft ihnen damit; er lügt, und seine Reden bergen die höchste Wahrheit; er spricht die Wahrheit, und die Lüge grinst hervor; er phantasiert drauf los: seine Worte werden Prophezeiung; er weissagt aus den Sternbildern; es trifft ein, trotzdem er keine Ahnung hat von Astrologie; er braut Arzneien aus harmlosen Kräutern: sie wirken wie Zauber; er lacht über die Leichtgläubigen und ist selber abergläubisch wie ein altes Weib; er verhöhnt das Kruzifix und schlägt das Kreuz, wenn eine Katze über den Weg läuft; stellt man ihm Fragen, erwidert er frech mit den gleichen Worten, die die Wißbegierigen noch im selben Atem gebrauchen, und sie formen sich in seinem Munde zu Antworten, die den Nagel auf den Kopf treffen.

Mit Staunen sieht Leonhard eine wundersame Kraft sich in diesem wertlosesten irdischen Werkzeuge offenbaren; allmählich ahnt er den Schlüssel zu dem Rätsel: erblickt er in ihm nur den Schwindler, so kraust sich alles, was er von ihm erfährt, zu Unsinn und Hirngespinnst, wendet er sich aber an die unsichtbare Macht, die sich in dem Doktor Schrepfer spiegelt wie die Sonne in einer Pfütze, sofort wird der Quacksalber zu ihrem Sprachrohr und die Quellen lebendiger Wahrheit brechen auf.

Er wagt den Versuch, überwindet sein Mißtrauen, fragt den Mann ohne ihn anzusehen – wie in die violetten und purpurnen Wolken des Abendhimmels hinein – ob er den Namen kennt: Jacob de –

»– Vitriaco«, ergänzt der andere schnell, bleibt stehen wie in Verzückung, verneigt sich tief gegen Westen, setzt eine feierliche Miene auf und erzählt im bebenden Flüsterton, daß endlich die Stunde der

Erweckung gekommen, daß er selber ein Templer des dienenden Grades sei, berufen, Suchende auf den geheimnisvoll verschlungenen Pfaden des Lebens zum Meister zu führen. Schildert in einem Schwall von Worten die Herrlichkeit, die des Erwählten wartet, den Glanz, der das Angesicht der Brüder umgibt und sie freimacht von Reue jeglicher Art, von Blutschuld, Sünde und Qual und zu Janusköpfen, die in zwei Welten hineinblicken von Ewigkeit zu Ewigkeit, unsterbliche Zeugen des Diesseits und Jenseits – dem Netze der Zeitlichkeit für immer entronnene riesige Menschenfische im Ozean des Daseins, unsterblich hier und dort.

Dann deutet er ekstatisch auf den dunkelblauen Saum einer Hügelkette am Horizont: daß dort drinnen tief in der Erde inmitten ragender Säulen das Heiligtum des Ordens errichtet stehe aus Druidensteinen getürmt, wo alljährlich ein einziges Mal im Dunkel der Nacht sich die Jünger des Baphometkreuzes versammeln – die Auserkorenen des unteren Gottes, der die Wesen regiert, die Schwachen zertritt und die Starken zur Sohnschaft erhebt. Nur wer ein wahrhaftiger Ritter sei, ein Frevler vom Haupt bis zur Ferse, getauft in den Flammen des geistigen Aufruhrs, und keiner der Winsler, die stündlich zurückbeben vor dem Popanz der Todsünde und sich ohne Unterlaß kastrieren am heiligen Geist, der doch ihr eigenstes Ich sei, könne der Aussöhnung mit dem Satan, dem einzigen Gegürteten unter den Göttern, teilhaftig werden, ohne die es nimmermehr eine Heilung des Zwiespaltes gebe zwischen Wunsch und Geschick.

Leonhard hört der schwülstigen Rede zu mit fadem Geschmack auf der Zunge; Ekelhaftes geht von der verlogenen Phantastik aus: daß da mitten in einem Walde deutschen Landes ein verborgener Tempel stehen soll – aber der fanatische Ton, der in den Worten schwingt, dröhnt wie Orgelbrausen sein Denken nieder, er läßt mit sich geschehen, was der Doktor Schrepfer befiehlt, zieht die Schuhe aus, sie zünden ein Feuer an, Funken spritzen hinein in die Finsternis der Sommernacht, er trinkt aus einem Napf den scheußlichen Trank, den ihm jener aus Kräutern braut, damit er – rein werde.

»Lucifer, der du Unrecht leidest, ich grüße dich!« soll er sich einprägen als Erkennungszeichen. Er hört den Satz; die Silben stehen seltsam getrennt wie steinerne Pfeiler umher, manche weit weg, wieder welche dicht vor seinem Ohr, sind für ihn nicht mehr Laute, schießen zu Säulen auf, bilden Gänge – so selbstverständlich, wie sich in Halbträumen Dinge ineinander verwandeln können und Großes in Kleines schlüpft.

Der Quacksalber faßt ihn an der Hand, sie wandern, lang lang, wie

es scheint; Leonhard brennen die nackten Sohlen. Er fühlt Acker-
schollen unter den Füßen.

Bodenerhebungen quellen in der Dunkelheit zu lockern Gebil-
den.

Augenblicke nüchternen Zweifels wechseln mit unerschütterli-
cher Zuversicht – das feste Vertrauen, daß irgend etwas Wahres, wie
stets bisher, hinter den Versprechungen seines Führers wartet, ge-
winnt die Oberhand.

Dann kommen seltsam erregende Momente, wo er durch Stolpern
über Steine ruckweise erwacht und erkennt, daß sein Körper in tie-
fem Schlaf dahinwandert; gleich darauf vergißt er sein Aufschrecken
wieder, leere Zeiträume von unendlicher Dauer schieben sich da-
zwischen, drängen seinen Argwohn aus der Gegenwart ab in schein-
bar längst vergangene Epochen.

Der Weg senkt sich.

Breite, hallende Stufen eilen in die Tiefe.

Dann tastet sich Leonhard kalte glatte Marmorwände entlang; –
er ist allein, will sich umsehen nach seinem Begleiter – da rauben
ihm Posaunenstöße dröhnend wie der Ruf zur Auferstehung fast die
Besinnung, die Knochen vibrieren in seinem Leib, vor den Augen
reißt die Nacht entzwei: der Sturm der Fanfaren wird grelles Licht
– er steht in einem weißen Kuppelbau.

Mitten im Raum dicht vor ihm schwebt frei – ein goldner Kopf
mit drei Gesichtern; das eine gegenüber, in das er flüchtig blickt,
deucht ihm sein eigenes, nur jung; der Ausdruck des Todes ist darin,
und dennoch strahlt aus dem Schein des Metalls, der die Züge halb
verblendet, der Einfluß unzerstörbaren Lebens; es ist nicht die Larve
seiner Jugend, die Leonhard sucht, er will die beiden andern Gesich-
ter sehen, die in die Dunkelheit schauen, und das Geheimnis ihrer
Miene erkennen, aber immer wenden sie sich von ihm ab: der
goldene Kopf dreht sich, wenn er ihn zu umschreiten versucht, hält
ihm stets dasselbe Antlitz entgegen.

Leonhard späht umher nach dem Zauber, der das Kopfwesen in
Bewegung setzt, da sieht er plötzlich die Wand im Hintergrund
durchscheinend wie öliges Glas, und jenseits steht, die Arme ausge-
breitet, in zerlumptem Gewand, bucklig, einen Schlapphut tief über
die Augen, regungslos wie der Tod, auf einem Hügel aus Leichen-
gebein, daraus spärliche grüne Halme sprießen – – – der Herr der
Welt.

Die Posaunen verstummen.

Das Licht erstirbt.

Der goldene Kopf verschwindet.

Nur der fahle Schein der Verwesung, der die Gestalt umgibt,
bleibt bestehen.

Leonhard fühlt, wie Starrheit über seinen Körper kriecht, ihm
Glied für Glied lähmt, sein Blut stocken macht, wie sein Herz lang-
samer und langsamer schlägt und endlich erlischt.

Das einzige, mit dem er noch »ich« sagen kann, ist ein winziger
Funke irgendwo in der Brust.

Stunden sickern wie zögernd sich lösende Tropfen, dehnen sich
zu endlosen Jahren.

Kaum merkbar gewinnt der Umriss der Gestalt Wirklichkeit: un-
ter dem Anhauch dämmernden Morgengraus schrumpfen langsam
ihre Hände an den ausgebreiteten Armen zu Stümpfen aus mor-
schem Holz, die Totenschädel räumen zaudernd runden staubigen
Steinen den Platz.

Mühsam richtet Leonhard sich auf; vor ihm reckt sich in drohen-
der Haltung, mit Fetzen umhüllt, das Gesicht zerbrochene Scher-
ben, eine – bucklige Vogelscheuche empor.

Die Lippen brennen ihm im Fieber, seine Zunge ist wie verdorrt;
neben ihm glimmt noch die Asche des Reisigfeuers unter den Napf
mit dem Rest des giftigen Trankes. Der Quacksalber ist fort – mit
ihm die letzte Barschaft; Leonhard erfaßt es nur mit halbem Sinn:
die Eindrücke des nächtlichen Erlebnisses wühlen zu tief durch ihre
nagende Innerlichkeit; wohl ist die Vogelscheuche da nicht länger
der Herr der Welt, aber der Herr der Welt ist selber nur mehr eine
immerliche Vogelscheuche, schreckhaft bloß für die Furchtsamen,
unerbittlich gegen die Flehenden, mit Tyrannenmacht bekleidet für
die, die Sklaven sein wollen und sie mit dem Nimbus der Macht be-
hängen – ein erbärmliches Zerrbild allen, die frei und stolz sind.

Das Geheimnis des Doktor Schrepfer liegt plötzlich offenbar: die
ratselhafte Kraft, die durch ihn wirkt, ist nicht sein eigen, steht auch
nicht hinter ihm mit der Tarnkappe. Sie ist die magische Gewalt der
Gläubigen, die an sich selbst nicht zu glauben übertragen, sie selber
nicht zu gebrauchen wissen, sie auf einen Fetisch übertragen müssen,
sei er Mensch, ein Gott, Pflanze, Tier oder Teufel, damit sie wie aus
einem Brennspiegel wundertätig zurückstrahle – ist der Zauberstab
des wahren Herrn der Welt, des innersten allgegenwärtigen, alles in
sich verschlingenden Ichs, der Quelle, die nur geben und niemals
nehmen kann ohne ein machtloses »Du« zu werden, das Ich, auf
dessen Geheiß der Raum zerbrechen muß und die Zeit zum golde-
nen Gesicht ewiger Gegenwart erstarren – das königliche Zepter des
Geistes, gegen das zu sündigen der einzige Frevel ist, der nicht ver-
geben werden kann; ist die Macht, die kund wird durch den Licht-

kreis magischer, unzerstörbarer Gegenwart, alles in ihren Urgrund saugt.

Götter und Wesen, Vergangenheit und Zukunft, Schatten und Dämonen verhauchen ihr scheinbares Leben darin. Sie ist die Macht, die keine Grenzen kennt und in dem am stärksten wirkt, der selbst der Größte ist, die immer innen ist und niemals außen – alles, was außen bleibt, sofort zur Vogelscheuche macht.

Die Verheißung des Quacksalters von der Vergebung der Sünden erfüllt sich an Leonhard: kein Wort, das nicht Wahrheit wird; der Meister ist gefunden: Leonhard ist es selbst.

Wie ein großer Fisch ein Loch in das Netz reißt und entrinnt, so ist er erlöst durch sich selbst von dem Vermächtnis des Fluches – ein Erlöser denen, die ihm folgen wollen.

Alles ist Sünde oder nichts ist Sünde, alle Ichs sind ein gemeinsames Ich – klar ist er sich dessen bewußt.

Wo lebt die Frau, die nicht zugleich seine Schwester ist, welche irdische Liebe ist nicht zugleich Blutschande, welches weibliche Tier, und sei es das kleinste, darf er töten, ohne nicht Muttermord und Selbstmord zugleich zu begehen? Ist sein eigener Leib etwas anderes als eine Erbschaft von Myriaden von Tieren?

Niemand ist da, der das Schicksal verhängt, als das eine große Ich, das sich als zahllose Ichbilder spiegelt; als große und kleine, klare und trübe, böse und gute, fröhliche, traurige und doch von Leid und Freude nicht berührt wird, in Vergangenheit und Zukunft als immerwährende Gegenwart bestehen bleibt, gleich wie die Sonne nicht schmutzig und nicht runzlig wird, wenn auch ihr Spiegelbild in Pfützen oder sich kräuselnden Wellen schwimmt, und nicht in Vergangenheit hinabsteigt, nicht aus der Zukunft empor taucht, ob nun die Wasser versiegen oder neue aus Regen sich bilden: niemand ist da, der das Schicksal verhängt, als das große gemeinsame Ich – die Ursache, die Sache, die der Urgrund ist.

Wo bleibt da Raum für die Sünde? Der tückische unsichtbare Feind, der vergiftete Pfeile aus der Finsternis schießt, ist dahin; Dämonen und Götzen sind tot – verreckt wie Fledermäuse am Glanze des Lichts.

Leonhard sieht seine tote Mutter auferstehen mit den ruhelosen Zügen, seinen Vater, seine Schwester und Gattin Sabine: sie sind nur mehr Bilder wie seine eigenen vielen Körper in Kindesgestalt, als Jüngling und Mann; ihr wahres Leben ist unvergänglich und ohne Form, so wie sein eigenes Ich.

Er schleppt sich zu dem Weiher, den er in der Nähe erblickt, um seine brennende Haut zu kühlen; er empfindet die Schmerzen, die

seine Eingeweide zerreißen, nicht mehr als die seinen – so, als seien sie die eines andern.

Vor dem Morgenrot ewiger Gegenwart, die jedem Sterblichen so selbstverständlich dünkt wie das eigene Gesicht und doch so unfremd ist wie das eigene – Gesicht, verbleichen alle Schemen, auch die der leiblichen Qual.

Und wie er die weiche Krümmung der Ufer sinnend betrachtet und die kleinen mit Schilf bestandenen Inseln, überkommt ihn Erinnerung.

Er sieht, daß er wieder daheim im Park seiner Jugend ist.

Eine Wanderung durch die Nebel des Lebens im großen Kreise herum!

Tiefe Zufriedenheit beruhigt sein Herz, Furcht und Grauen sind ausgelilgt, er ist versöhnt mit den Toten und den Lebenden und mit sich selbst.

Das Geschick birgt fortan keine Schrecken für ihn, nicht in der Vergangenheit und nicht in der Zukunft.

Der goldene Kopf der Zeit hat nur mehr ein einziges Gesicht: die Gegenwart als Gefühl nie endender seliger Ruhe kehrt ihm ihr ewig junges Antlitz zu; die beiden andern sind für immer abgewandt wie die dunkle Hälfte des Mondes von der Erde.

Der Gedanke, daß alles, was sich bewegt, sich zum Kreise schließen muß, daß auch er ein Teil des großen Gesetzes ist, das die Weltkörper rund macht und rund hält, bekommt etwas unendlich Tröstliches für ihn; klar erfaßt er den Unterschied zwischen dem Satanszeichen mit den ruhelos laufenden vier Menschenbeinen und dem stillstehenden, aufrechten Kreuz. –

Ob seine Tochter wohl noch lebt? Sie muß eine alte Frau sein, kaum zwanzig Jahre jünger als er.

Gelassen schreitet er dem Schlosse zu; der Kiesweg trägt ein buntes Fell aus Fallobst und wilden Blumen, die jungen Birken sind knorrige Riesen in hellen Mänteln; ein schwarzer Trümmerhaufen bedeckt, mit silbernen Unkrautdolden durchwachsen, die Kuppe des Hügels.

Seltsam berührt wandert er in den sonnenheißen Schutthalden umher: eine alte, wohlbekannte Welt hebt sich neu in Glanz verklärt aus der Vergangenheit; Bruchstücke, die er findet da und dort unter verkohltem Gebälk, fügen sich zu einem Ganzen; ein verbogener bronzener Pendel zaubert die braune Uhr der Kinderjahre hinein in wiedergeborene Gegenwart, tausend Blutstropfen alter Qual werden leuchtende rote Sprengel im Phönixgefieder des Lebens.

Eine Schafherde, von lautlosen Hunden zu breitem, grauem Vier-

eck gescheucht, zieht die Wiesen hinunter; er fragt den Hirten nach den Bewohnern des Schlosses, der Mann murmelt etwas von verunschener Gegend und einem alten Weib, der letzten Bewohnerin der Brandstätte – einer böartigen Hexe mit einem Blutmal auf der Stirn wie Kain, die unten im Meiler wohnt – und er zieht eilig und mürrisch seines Weges.

Leonhard betritt die Kapelle, die in einem Urwald versteckt liegt: die Tür hängt in den Angeln, nur noch der vergoldete Betstuhl steht schimmelumzogen darin, die Fenster trüb, Altar und Bilder vermordert, das Kreuz auf der erzenen Falltür von Grünspan zerfressen, braunes Moos quillt durch die Fugen.

Er fährt mit dem Fuß darüber hin, da kommt aus einem Glanzstreifen des Metalls eine halberloschene Inschrift hervor: eine Jahreszahl und daneben die Worte:

»Erbaut von

Jakob de Vitriaco.«

Die feinen Spinnenfäden, die die Dinge der Erde mitsammen verbinden, entwirren sich vor Leonhards Erkenntnis: der belanglose Name eines fremden Baumeisters, kaum eingeritzt in sein Gedächtnis, so und so oftmal in der Zeit der Jugend gelesen und so und so oftmal wieder vergessen – sein alter, unsichtbarer Kreis der Wanderung als rufender Meister verkleideter Begleiter, er liegt vor seinen Füßen, zum gleichgültigen Wort geworden in derselben Stunde, wo seine Sendung zu Ende und die geheime Sehnsucht der Seele, heimzukehren zum Ausgangspunkt, erfüllt ist.

Meister Leonhard sieht den Rest seines Lebens als Einsiedler inmitten der Wildnis des Daseins, er trägt ein härenes Kleid aus rauhen Decken, die er unter den Trümmern der Brandstätte findet, baut einen Herd aus rohen Ziegeln.

Die Gestalten der Menschen, die sich bisweilen in die Nähe der Kapelle verirren, scheinen ihm wesenlos wie Schemen, werden erst lebendig, wenn er ihr Bild hineinzieht in den Zauberkreis seines Ichs und sie darin unsterblich macht.

Die Formen des Daseins sind ihm dasselbe wie die wechselnden Gesichter der Wolken: mannigfaltig und doch im Grunde nichts als Wasserdampf. –

Er hebt seinen Blick über die beschneiten Baumgipfel.

Wieder wie damals in der Nacht der Geburt seiner Tochter stehen zwei große Sterne dicht beisammen am südlichen Himmel, starren auf ihn herab.

Fackeln wimmeln durch den Wald.

Sensen klirren.

Wutverzerrte Gesichter schweben zwischen den Stämmen, halblaute Stimmen murren, das alte bucklige Weib aus dem Meiler steht wieder vor der Kapelle, fuchtelte mit hageren Armen, deutet auf die Teufelssilhouette im Schnee, winkt den abergläubischen Bauern, glotzt mit irren Augen wie mit zwei grünlichen Sternen unverwandt durch die Scheiben.

Auf ihrer Stirne glüht ein rotes Muttermal.

Meister Leonhard rührt sich nicht, er weiß, daß die da draußen ihn zu erschlagen kommen, weiß, daß der Teufelsschatten, der aus ihm herausfällt auf den Schnee und ein Nichts bedeutet und jeder Bewegung seiner Hand folgen muß, die Ursache der Wut der abergläubischen Menge ist, aber er weiß auch, daß der, den sie erschlagen: sein Leib – nur ein Schatten ist, so wie sie nur Schatten sind – wesenloser Schein im Scheinreich der rollenden Zeit, und daß auch die Scharten dem Gesetze des Kreises gehorchen.

Er weiß, daß die Alte mit dem Blutmal seine Tochter ist, die die Züge seiner Mutter trägt, und von ihr das Ende kommt, damit sich der große Bogen schließe:

Die Wanderung der Seele im Kreis durch die Nebel der Geburten zurück zum Tod.

Francis Elton war auf einen zweiwöchigen Januärurlaub ins Engadin gefahren, als er das Telegramm erhielt, das ihn darüber unterrichtete, daß sein Onkel Horace Elton gestorben und er selbst Erbe eines recht beachtlichen Vermögens geworden sei; da, wie er dem Telegramm weiter entnehmen konnte, die sterblichen Überreste noch am selben Tag verbrannt werden sollten und es ihm deshalb auf keinen Fall möglich gewesen wäre, an den Trauerfeierlichkeiten teilzunehmen, bestand für ihn kein Grund, Hals über Kopf nach England zurückzufahren.

Zwei Tage später erreichte ihn ein Brief von Mr. Angus, dem Anwalt seines Onkels, der nähere Einzelheiten enthielt: Der Nachlaß bestand aus Effekten im Wert von 80000 Pfund sowie Horace Eltons Anwesen am Rand der kleinen Landstadt Wedderburn in Hampshire, einem hübschen Haus mit Garten und einem kleineren erschlossenen Baugrundstück. Francis war der einzige Erbe; allerdings war der Nachlaß mit einer Jahresrente von 500 Pfund zugunsten des Reverend Owen belastet.

Francis wußte von seinem Onkel, der während langer Zeit fast das Leben eines Eremiten geführt hatte, nur sehr wenig. Ungefähr vier Jahre waren vergangen, seit er ihn zum letztenmal gesehen hatte; damals hatte er drei Tage in seinem Haus in Wedderburn verbracht. Er konnte sich nur noch vage an diesen Besuch erinnern, aber er wußte, daß es kein besonders angenehmer Aufenthalt gewesen war. Warum er sich eigentlich nicht so recht wohlgeföhlt hatte, hätte er nicht sagen können; seine Erinnerungen bestanden aus flüchtigen Eindrücken und Beobachtungen, aus Ereignissen, die er mehr oder weniger am Rande miterlebt hatte, ohne sich viele Gedanken darüber zu machen. Nun aber, während der schaukelnde Zug ihn nach Hause brachte und er in seiner Schlafwagenkoje vor sich hin döste, stiegen die Erinnerungen in ihm wieder auf.

Damals war er noch ein Junge gewesen, der gerade die Schule hinter sich gebracht hatte, und einen Teil der Sommerferien in jenem schwülheißen August hatte er bei seinem Onkel verlebt, bevor er nach London ging, um dort bei einem Privatlehrer Französisch und Deutsch zu lernen.

An Onkel Horace konnte er sich noch recht lebhaft erinnern. Ein grauhaariger Mann, so um die fünfzig, breitschultrig und unge-

wöhnlich dick – sein Doppelkinn hing bis über den Kragen hinab –, der aber trotz seiner Leibesfülle erstaunlich agil und beweglich war, und dessen lebhaft blaue Augen Francis unentwegt zu beobachten schienen. Und dann waren da noch zwei Frauen, Mutter und Tochter, aber wie sie hießen . . . Ja, Isabel Ray, Mrs. Isabel Ray, und Judith. Judith war wohl ein oder zwei Jahre älter als er, und am ersten Abend hatte sie ihn nach dem Essen zu einem Spaziergang durch den Garten mitgenommen. Vom ersten Augenblick an hatte sie ihn behandelt, als wären sie schon lange miteinander befreundet, hatte ihren Arm um seinen Hals gelegt, dies und jenes aus seiner Schule wissen wollen und gefragt, ob er eine Freundin hätte. Aber trotz aller Freundlichkeit konnte er sich nicht so recht wohlföhlen. Als sie wieder in das Haus zurückgingen, schien es ihm, als habe Mrs. Ray ihrer Tochter einen fragenden Blick zugeworfen; jedenfalls antwortete Judith mit einem Achselzucken.

Später hatte die Mutter ihn mit Beschlag belegt: Sie setzte sich zu ihm ans Fenster und unterhielt sich mit ihm über seinen zukünftigen Lehrer. Sie meinte, er würde dort wesentlich größere Freiheiten haben als an der Schule, und sicherlich gehörte er zu den Jungen, die damit etwas anzufangen wüßten. Sie wollte erfahren, wie gut sein Französisch schon sei, und fand schließlich, daß er es ziemlich sicher beherrschte. Sie habe ein Buch, sagte sie, das sie gerade gelesen habe, sie würde es ihm gern leihen. Verfaßt war es von dem hervorragenden Stilisten Huysmans; sein Titel: *Là Bas*. Worum es darin ging, wollte sie ihm nicht sagen; das sollte er selbst herausbekommen. Während sie mit ihm sprach, blickte sie ihn unverwandt aus ihren schmalen, grauen Augen an, und als sie alle schlafen gingen, nahm sie ihn mit in ihr Zimmer, um ihm das Buch zu geben. Judith, die sie begleitete, hatte es schon gelesen. Sie mußte lachen, als Mrs. Ray es ihm gab: »Steck nur deine Nase hinein, mein lieber Francis«, sagte sie, »und versuch dann, gleich einzuschlafen. Morgen früh kannst du mir ja erzählen, was du geträumt hast – aber nur, wenn es mich nicht zu sehr erschreckt.«

Das rhythmische Vibrieren des Zuges machte Francis schläfrig, und doch kreisten seine Gedanken unentwegt um jene fast schon vergessenen Ereignisse . . . War da nicht noch ein anderer Mann gewesen? Ja, der Sekretär seines Onkels, ein junger Bursche, so um die fünfundzwanzig, glattrasiert, schlank und ebenso fröhlich wie die anderen. Alle brachten ihm eine seltsame, nur schwer zu erklärende und doch auffällige Ehrerbietung entgegen. Beim Essen hatte er damals neben ihm gesessen und immer wieder sein Weinglas nachgefüllt, ob er nun wollte oder nicht. Und am nächsten Morgen war er

im Schlafanzug in sein Zimmer gekommen, hatte ihn fragend angesehen, hatte wissen wollen, wie er mit dem Buch vorangekommen sein, und war dann mit ihm zum Swimming-pool am hinteren Ende des Gartens gegangen. . . Eine Badehose wäre nicht nötig, sagte er, und dann schwammen sie ein paar Bahnen um die Wette, bis sie schließlich auf den sonnigen Rasen legten. Unvermittelt tauchten Judith und ihre Mutter hinter der Hecke auf, die das Becken vom Wohnhaus trennte. Francis schämte sich fürchterlich und bedeckte rasch seine Blöße mit einem Handtuch. Wie sie über seine herzerfrischende Scheuheit gelacht hatten. . . Aber wie hieß der Mann nur? Ja, natürlich, Owen Barton, derselbe, den Mr. Angus in seinem Brief erwähnt hatte. Merkwürdig war nur, daß der Anwalt von einem »Reverend« Barton gesprochen hatte. Aber vielleicht war er inzwischen Priester geworden?

Von morgens bis abends hatten sie ihm damals Komplimente gemacht: wie gut er doch aussähe, wie hervorragend er schwämme und Tennis spiele. Noch nie war er so sehr bewundert worden, noch nie hatte er so im Mittelpunkt gestanden. Alle Augen waren auf ihn gerichtet, einladend und Aufmerksamkeit heischend. Am Nachmittag nahm ihn sein Onkel mit auf sein Zimmer, um ihm einige seiner Schätze zu zeigen. Er öffnete einen riesigen Kleiderschrank, der voller prächtiger Gewänder war: goldbestickte Priesterröcke, reichverzierte Stolen, perlengeschmückte Meßgewänder und kostbare Handschuhe; und all das diente dazu, so sagte sein Onkel, die Priester festlich zu kleiden, die dem Herrn aller Dinge in andächtigem Gebet ihre Huldigung darbringen. Dann zeigte er ihm ein scharlachrotes Gewand aus schwerer Seide und eine Cotta aus feinstem Musselin mit irischen Spitzen aus dem sechzehnten Jahrhundert, das Gewand eines Ministranten. Auf die Bitte seines Onkels hin zog Francis seine Jacke aus, streift das Gewand über und schlüpfte in herrlich rote, weiche Pantoffeln, die sein Onkel »Altarschuhe« nannte. In diesem Augenblick trat Owen Barton in das Zimmer, und Francis konnte hören, wie er seinem Onkel zuflüsterte: »Mein Gott! Welch ein Ministrant!« Dann legte er eines der prachtvollen Meßgewänder an und befahl ihm, sich hinzuknien.

Völlig verwirrt fragte sich Francis, was hier eigentlich gespielt würde. War es eine Szene aus einem Theaterstück? Barton stand da, mit ernstem, ergebenen Blick, die Rechte wie zum Segen erhoben. Doch noch erstaunlicher wirkte sein Onkel, der sich immer wieder mit der Zunge über die Lippen fuhr und ununterbrochen schlucken mußte. Hinter dieser Maskerade steckte etwas, wovon Francis nichts wußte, das aber für die beiden Männer eine ganz besondere, eine ge-

heimnisvolle Bedeutung hatte. Es war ihm nicht geheuer; er hatte Angst, er kniete sich nicht hin und zog eiligst Cotta und Meßgewand wieder aus. »Ich verstehe nicht, was das soll«, sagte er; und wieder sah er, wie sich die beiden fragende Blicke zuwarfen, wie er es schon bei Judith und ihrer Mutter beobachtet hatte. Irgendwie waren sie über seine Weigerung enttäuscht, aber er verspürte wirklich nicht das geringste Interesse. Es widerte ihn ein wenig an.

Später gingen sie wieder schwimmen, sie spielten Tennis, aber ganz plötzlich schien man sich nicht mehr so sehr um Francis zu kümmern. Am Abend hatte er sich noch vor den anderen im Eßzimmer eingefunden; er saß in dem tiefen Sessel am Fenster und las in dem Buch, das Mrs. Ray ihm geliehen hatte. Er kam aber nicht so recht vorwärts damit, der Inhalt erschien ihm einigermaßen wirr zu sein, und auch das Französische machte ihm Schwierigkeiten. Er wollte es wieder zurückgeben und sagen, daß er es einfach nicht verstünde. In diesem Augenblick kamen Mrs. Ray und sein Onkel herein. Sie sprachen miteinander und schienen ihn nicht zu bemerken.

»Nein, es hat einfach keinen Sinn, Isabel«, sagte sein Onkel. »Er interessiert sich nun einmal nicht dafür. Es würde ihn nur anwidern und ein für allemal abschrecken. So gewinnt man keine Seelen. Owen ist übrigens derselben Ansicht. . . Und außerdem ist er viel zu unschuldig. Als ich in seinem Alter war. . . Oh, da ist er ja. Was liest er denn? Aha – und wie gefällt es dir?«

Francis klappte das Buch zu.

»Ich gebe es auf«, sagte er. »Ich kann nichts damit anfangen.«

Mrs. Ray lachte.

»Ich sehe es ein, Horace«, sagte sie. »Aber schade ist es doch.«

Francis erinnerte sich, daß er das unbestimmbare Gefühl hatte, die beiden hätten über ihn gesprochen. Aber, wenn es wirklich so war, was konnte es nur sein, wofür er sich nicht interessierte?

An diesem Abend war er früh zu Bett gegangen, von den anderen dazu ermuntert, wie er glaubte, die sich die Zeit mit Bridge vertrieben. Er schlief schnell ein, um aber bald wieder aufzuwachen. Hörte er nicht Kirchenlieder? Dann schlug eine Glocke dreimal, es wurde still, und wieder schlug die Glocke: einmal, zweimal, dreimal. Aber er war zu müde, um sich deswegen den Kopf zu zerbrechen.

Das etwa waren seine Erinnerungen, die ihm durch den Kopf gingen, während der Zug durch die Nacht flog – Erinnerungen an seinen letzten Besuch bei einem Mann, dessen Vermögen er nun geerbt hatte, von dem er 500 Pfund jährlich an den »Reverend« Owen Barton abtreten mußte. Es wunderte ihn, wie frisch und beunruhigend

diese Erinnerungen noch waren, die vier Jahre lang in seinem Gedächtnis geschlummert hatten. Doch als er allmählich in tieferen Schlaf sank, verblaßten sie wieder, und am nächsten Morgen dachte er kaum noch daran.

Gleich nach seiner Ankunft in London stattete er Mr. Angus einen Besuch ab. Damit er die Erbschaftssteuer bezahlen konnte, mußten einige Wertpapiere verkauft werden, aber die Testamentsvollstreckung selbst war eine einfache Angelegenheit. Francis hätte gern etwas mehr über seinen Wohltäter erfahren, aber Mr. Angus konnte ihm hier nicht viel weiter helfen. Horace Elton hatte in seinen letzten Jahren sehr zurückgezogen in Wedderburn gelebt, und sein einziger Vertrauter war eben jener Owen Barton gewesen. Außer ihm hatten nur zwei Damen hin und wieder für längere Zeit bei ihm gewohnt. Ihre Namen? Der Anwalt überlegte eine Weile.

»Mrs. Isabel Ray und ihre Tochter Judith?« half Francis ihm weiter.

»Ja natürlich. Sie haben ihn oft besucht. Und oft kamen spät am Abend, gegen elf Uhr oder noch später, mehrere Gäste, die ein oder zwei Stunden blieben. Ein bißchen mysteriös. Ich glaube, eine Woche vor Mr. Eltons Tod waren es an die fünfzehn bis zwanzig gewesen.«

Francis dachte einen Augenblick lang nach: Ihm schien es, als solle er irgendwie die Stücke eines Puzzlespiels aneinanderfügen. Aber ihre Konturen waren zu phantastisch...

»Und was wissen Sie über die Krankheit und den Tod meines Onkels?« fragte er schließlich. »Soweit ich Ihrem Telegramm entnehmen konnte, fand die Einäscherung noch am Todestag statt?«

»Ja, so war es«, antwortete Mr. Angus.

»Aber warum nur? Ich hätte doch sofort nach England kommen können, um dabei zu sein. Ist das alles nicht ein wenig ungewöhnlich?«

»Ja, Mr. Elton, es war ungewöhnlich. Aber es gab gute Gründe dafür.«

»Ich würde sie gern erfahren«, antwortete Francis. »Ich bin sein Erbe, und meine Anwesenheit wäre doch nur recht und billig gewesen.«

Angus zögerte eine Weile.

»Ihre Frage ist berechtigt«, sagte er schließlich, »und ich werde sie wohl beantworten müssen. Ich muß ein wenig weiter ausholen. . . . Allem Anschein nach war Ihr Onkel bis eine Woche vor seinem Tod kerngesund. Sehr korpulent zwar, aber unternehmungslustig und vital. Bis der Ärger begann. Zuerst äußerte sich seine Krankheit in

schwerer geistiger und seelischer Verwirrung. Aus irgendeinem Grunde bildete er sich ein, daß er bald sterben müsse, und der Gedanke an den Tod versetzte ihn in panischen Schrecken. Er lud mich telegrafisch zu sich ein, weil er sein Testament ändern wollte. Da ich verreist war, konnte ich ihn erst am nächsten Tag besuchen, und zu diesem Zeitpunkt ging es ihm bereits so schlecht, daß er nicht mehr in der Lage war, irgendwelche vernünftigen Anweisungen zu geben. Ich glaube aber, daß er Mr. Barton leer ausgehen lassen wollte.«

Wieder legte der Anwalt eine Pause ein.

»An dem Tag, als ich nach Wedderburn fuhr, hatte er nach dem Pfarrer geschickt, um ihm zu beichten. Was er ihm anvertraute, kann ich natürlich nicht wissen. Bis dahin hatte er nur panische Angst vor dem Tod gehabt; körperlich war er durchaus noch bei Kräften. Aber unmittelbar danach überfiel ihn eine furchtbare Krankheit. Die Ärzte, die aus Bournemouth und London geholt wurden, hatten keine Ahnung, was es eigentlich war. Sie vermuteten einen unbekannteren Virus, der in kürzester Zeit Haut, Körpergewebe und Knochen völlig zerstörte. Es war, als würde er bei lebendigem Leibe verfaulen, als wäre er bereits tot... Ich weiß wirklich nicht, ob es sinnvoll ist, Ihnen dies alles zu erzählen...«

»Ich möchte es erfahren«, antwortete Francis.

»Wie gesagt: Er verfaulte. Würmer krochen aus ihm, als wäre er ein Leichnam. Die Krankenschwestern mußten sich immer wieder übergeben. Und das ganze Zimmer war voller Fliegen; große, dicke Fliegen, die über das Bett und die Wände krabbelten. Er war bei vollem Bewußtsein, und bis zum Ende peinigte ihn diese wahnsinnige Todesangst, wo man doch eigentlich hätte annehmen müssen, daß ein Mensch in seinem Zustand nur dankbar wäre, von seinen Leiden befreit zu werden.«

»War Owen Barton bei ihm?« fragte Francis.

»Seit Mr. Elton gebeichtet hatte, weigerte er sich, ihn zu sehen. Einmal kam er in das Zimmer – es war eine schreckliche Szene. Der Sterbende schrie wie irr vor Furcht. Die beiden Damen, die ich bereits erwähnte, wollte er übrigens auch nicht mehr sehen. Warum sie trotzdem im Haus blieben, kann ich mir nicht denken. Dann, am Morgen vor seinem Tod – er konnte schon nicht mehr sprechen –, versuchte er, etwas auf ein Blatt Papier zu schreiben; wahrscheinlich wollte er die Sterbesakramente empfangen. Man schickte nach dem Pfarrer.«

Wieder hielt der alte Man inne; Francis sah, wie seine Hände zitterten.

»Dann geschah das Entsetzliche«, fuhr er fort. »Da er mir ein Zeichen gegeben hatte, ich solle bei ihm bleiben, habe ich es mit eigenen Augen gesehen. Der Pfarrer hatte den Wein in den Kelch gegossen und das Brot auf eine Schale gelegt und wollte gerade die Wandlung vornehmen, als die Fliegen, von denen ich schon gesprochen habe, wie eine Wolke über ihn herfielen. Wie ein Bienenschwarm, der sich im Kelch festgesetzt hat, und zu Tausenden setzten sie sich auf das Brot; in wenigen Minuten war der Wein aus dem Kelch verschwunden und das Brot verschlungen. Und dann flogen sie wie auf Kommando auf das Gesicht Ihres Onkels, daß man überhaupt nichts mehr davon sehen konnte. Er hustete, rang nach Atem, bäumte sich noch einmal verzweifelt auf – und dann war es Gott sei Dank zu Ende.«

»Und was geschah weiter?« fragte Francis.

»Auf einmal waren keine Fliegen mehr da. Nichts. Aber wir mußten den Leichnam sofort verbrennen, und das Bettzeug dazu. Entsetzlich, entsetzlich. Ich hätte es Ihnen nicht erzählt, wenn Sie nicht darauf bestanden hätten.«

»Was wurde aus seiner Asche?«

»Sie werden den Abschnitt in seinem Testament finden, in dem er bestimmte, daß seine sterblichen Überreste am Fuß eines Judasbaumes in der Nähe des Swimming-pools in seinem Garten beige-
setzt werden. So geschah es dann auch.«

Francis, ein äußerst nüchterner junger Mann, war jedem Aberglauben und allen fruchtlosen Spekulationen abgeneigt, und auch dieser Bericht, so grauenvoll er sein mochte, konnte ihn nicht in Angst versetzen. Es war alles schrecklich, aber es war vorbei. Über Ostern fuhr er mit seiner verwitweten Schwester und deren elfjährigem Sohn nach Wedderburn, und das Haus gefiel ihnen so gut, daß Sybil Marsham sich rasch entschloß, ihr Londoner Haus während der Sommermonate zu vermieten und sich hier niederzulassen. Dickie, ihr kränklicher, ätherisch wirkender Sohn, würde so in den Genuß der gesunden Landluft kommen, und Francis hätte den Vorteil, daß sich seine Schwester um das Haus kümmerte.

Dieser Bau aus Backstein und Holz, der Raum genug für sechs Personen bot, stand auf einem Hügel über der Kleinstadt. Francis sah sich darin um, kaum daß er angekommen war, und wunderte sich darüber, wie genau er sich mit einemmal wieder selbst des belanglosesten Details erinnerte. Da war das Wohnzimmer mit seinen hohen Bücherregalen und den tiefen Sesseln vor den Fenstern, von wo aus man den Garten überblicken konnte, wo er auch damals gesessen

hatte, als sein Onkel und Mrs. Ray so in ihr Gespräch vertieft waren, daß sie ihn gar nicht bemerkten. Darüber lag das Schlafzimmer seines Onkels, das er nun beziehen wollte, mit dem großen Kleiderschrank. Er öffnete ihn: Da hingen die Maßgewänder unter Papierhüllen; Scharlachrot, Gold und irische Spitze schimmerten hervor. Es roch ein wenig nach Weihrauch.

Daneben war das Wohnzimmer seines Onkels, in dem er damals geschlafen hatte; jetzt sollte Dickie hier wohnen. Alle diese Zimmer lagen auf der Westseite des Hauses; von hier aus hatte man eine herrliche Aussicht auf den Garten, und Francis ging hinaus, um alte Erinnerungen aufzufrischen. Blumenbeete mit den prächtigsten Blüten grenzten an das Haus, dahinter kam der Rasen, der bis zur Hecke reichte, hinter der das Schwimmbecken lag. Er schlenderte den Weg entlang, der durch den blumenübersäten Garten führte, bis er zum Swimming-pool gelangte. Das Badehäuschen stand auf der anderen Seite des Beckens bei der Schleuse, durch die das Wasser nur so rauschte, da der Bach, der das Becken speiste, vom heftigen Regen der vergangenen Wochen stark angeschwollen war.

Und inmitten der schönsten Blumen stand der Judasbaum, der sich im leicht gekräuselten Wasser spiegelte. Irgendwo unter seinen Ästen, die schwer waren von roten Blüten, mußte die Urne liegen. Francis schlenderte weiter um das Becken: Hier war von dem frischen Aprilwind kaum etwas zu spüren, Bienen summten durch das Meer von Blüten. Bienen – und große, dicke Fliegen.

Als der Abend hereinbrach, saß er mit Sybil im Wohnzimmer. Das Hausmädchen kam herein, um Mr. Owen Barton anzumelden. Francis ließ ihn eintreten und machte ihn mit Sybil bekannt.

»Sie werden sich kaum noch an mich erinnern können«, begann Barton, »aber wir haben uns schon einmal gesehen – als Sie das letztemal hier waren. Es muß schon vier Jahre her sein.«

»Doch, doch, ich weiß es noch sehr gut. Wir haben zusammen geschwommen und Tennis gespielt. Sie waren damals sehr nett zu einem schüchternen Jungen... Sie wohnen noch immer hier?«

»Ja. Nach dem Tod Ihres Onkels kaufte ich mir in Wedderburn ein Haus... Wissen Sie, ich habe hier sechs Jahre als Sekretär Ihres Onkels gelebt, und die Gegend ist mir sehr ans Herz gewachsen. Mein Haus steht gleich dort hinten, gegenüber der Gartenpforte am Swimming-pool.«

Die Tür öffnete sich, und Dickie kam herein. Als er den Fremden bemerkte, blieb er stehen.

»Sag Mr. Barton: Guten Tag, Dickie«, forderte seine Mutter ihn auf.

Dickie tat es, höflich, wie es sich gehörte, und sah den Gast an. Meistens war er sehr schüchtern, doch nach dieser Inspektion ging er auf ihn zu und legte die Hände auf seine Knie.

»Ich mag dich«, sagte er treuherzig und schmiegte sich an ihn.

»Laß Mr. Barton in Ruhe«, sagte Sybil ziemlich schroff.

»Aber er ist doch so ein netter Junge«, sagte Barton; er zog Dickie an sich heran und hielt ihn zwischen seinen Knien fest.

Sybil stand auf.

»Komm, Dick«, sagte sie. »Wir gehen noch einmal in den Garten, bevor es dunkel wird.«

»Kommt er mit?« fragte er.

»Nein, er bleibt hier. Er muß sich mit Onkel Francis unterhalten.«

Als die beiden Männer nun allein waren, kam Barton gleich auf Horace Elton zu sprechen, der immer sein gönnerhafter Freund gewesen sei. Sein Ende wäre kurz, aber schrecklich gewesen; was ihn aber besonders schmerzlich getroffen habe, war seine Weigerung, ihn während seiner beiden letzten Tage zu sehen.

»Wahrscheinlich war sein Verstand den entsetzlichen Leiden nicht gewachsen«, fuhr er fort. »Aber so etwas hört man ja öfter – daß sich jemand gegen seinen besten Freund wendet. Es tat mir sehr weh, das können Sie mir glauben. . . Ich schulde Ihnen noch eine Erklärung, Mr. Elton. Sicher werden Sie sich gewundert haben, daß mich Ihr Onkel in seinem Testament »Reverend« nannte. Damit hat es schon seine Richtigkeit, wenn ich auch auf diesen Titel keinen Wert lege. Verschiedene Zweifel an meinem Glauben ließen mich den Priesterberuf aufgeben, aber Ihr Onkel war der Meinung, daß ein Mann Priester bleibt, wenn er es einmal war. Es war ihm sehr ernst damit, und wahrscheinlich hatte er recht.«

»Ich wußte gar nicht, daß sich mein Onkel für religiöse Dinge interessierte«, sagte Francis. »Oh – ich vergaß die Meßgewänder, aber die hatten für ihn wahrscheinlich nur künstlerischen Wert.«

»Ganz und gar nicht. Für ihn waren es heilige Dinge, frommen Zwecken geweiht. . . Aber darf ich erfahren, was mit seinen sterblichen Überresten geschah? Er hat einmal den Wunsch geäußert, eingäschert und am Swimming-pool beigesetzt zu werden.«

»Genauso ist es geschehen«, antwortete Francis.

Barton verabschiedete sich bald darauf, und Sybil war froh, daß er gegangen war, als sie von ihrem kurzen Spaziergang zurückkehrte. Sie konnte ihn ganz einfach nicht leiden. Irgend etwas an ihm schien ihr eigenartig, unheimlich. Francis lachte sie aus: Er sei schon in Ordnung, meinte er.

Träume sind oft ein Spiegelbild von Eindrücken und Vorstellungen

gen, die einem in der letzten Zeit durch den Kopf gegangen sind, und Francis' äußerst lebhafter Traum dieser Nacht muß wohl auf ähnliche Weise zu erklären sein. Er träumte, er schwamm mit Owen Barton im Swimming-pool, und sein Onkel, frisch und rund, wie er ihn zu Lebzeiten gekannt hatte, stand unter dem Judasbaum und schaute ihnen zu. Im Traum schien dies alles selbstverständlich – nur daß Onkel Horace ganz einfach nicht mehr lebte. Als sie aus dem Becken stiegen, suchte er nach seinen Kleidern, fand aber statt dessen einen scharlachroten Priesterrock und eine spitzenverzierte Cotta. Sogar das schien ganz natürlich, wie auch die Tatsache, daß Barton ein goldenes Gewand anlegte.

Sein Onkel fuhr sich mit der Zunge über die Lippen und ging frohlich auf sie zu; sie nahmen ihn in ihre Mitte und gingen, fromme Lieder singend, zum Haus zurück. Die Sonne ging gerade unter; doch als sie das Haus erreichten, war es bereits stockfinster. Aus allen Fenstern strahlte helles Licht. Noch immer singend, gingen sie die Treppe hinauf, betraten das Zimmer seines Onkels. Durch eine offene Tür neben dem Bett, die er noch nie bemerkt hatte, drang ein blendender Lichterglanz.

Jetzt wurde der Traum zum Alp: Seine beiden Begleiter packten ihn, zerrten ihn zu der Tür, so sehr er sich auch wehrte, denn er wußte, daß ihn dahinter etwas Schreckliches erwartete. Aber Schritt um Schritt zogen sie ihn weiter, und plötzlich drangen Tausende von großen, dicken Fliegen durch die Tür, die sich auf ihm niederließen. Immer mehr wurden es; sie bedeckten sein Gesicht, krabbelten ihm in die Augen, und als er um Luft rang, krochen sie ihm in den Mund. Sein Schrecken steigerte sich bis zur Grenze des Erträglichen; in Schweiß gebadet und mit rasend klopfendem Herzen wachte er schließlich auf. Er schaltete das Licht an. Überall war es totenstill. Draußen begann es zu dämmern, und die ersten Vögel zwitscherten in den Bäumen.

Francis' kurzer Urlaub verging wie im Fluge. Einmal ging er hinunter ins Dorf, um sich Bartons Haus anzusehen. Es war eine hübsche kleine Villa, und auch ihr Besitzer erwies sich als ausgesprochen angenehmer Plauderer. Ein paar Tage später kam Barton zum Abendessen, und selbst Sybil mußte zugeben, daß ihr erstes Urteil voreilig gewesen sei. Dickie gegenüber war er rührend lieb; das vor allem war es, was sie für ihn einnahm. Dickie selbst schien ihn geradezu anzubeten. Da er ohnehin bald einen Lehrer brauchte und Barton sich bereit zeigte, sich um seine Erziehung zu kümmern, trotete der Junge nun jeden Tag durch den Garten und die Hecke am Swim-

ming-pool zu Bartons Haus hinüber. Seine schlechte Gesundheit hatte dazu geführt, daß er in der Schule weit zurückgeblieben war, aber jetzt lernte er gern, um seinem Lehrer Freude zu machen.

Zu dieser Zeit lernte ich Francis Elton kennen, und während der folgenden Wochen, die wir beide in London verbrachten, wurden wir gute Freunde. Er erzählte mir, daß er dieses Anwesen erst vor kurzem von seinem Onkel geerbt hatte, aber von der Vorgeschichte wußte ich nichts. Eines Tages im Juli sagte er mir, er wolle den August in Wedderburn verbringen. Seine Schwester, die sich sonst um das Haus kümmerte, würde während der ersten Woche mit ihrem kleinen Sohn an die See fahren. Er fragte mich, ob ich ihn begleiten wollte, damit ihm die Zeit nicht zu lang würde; wenn ich wollte, könnte ich mir ja etwas zu arbeiten mitnehmen. Da mir dieser Vorschlag verlockend genug schien, sagte ich zu, und an einem schwülheißen, gewitterträchtigen Augusttag fuhren wir im Wagen hinaus. Unterwegs erzählte er mir, daß Owen Barton, der langjährige Sekretär seines Onkels, zum Abendessen eingeladen sei.

Als wir ankamen, war bis zu Bartons Eintreffen noch etwa eine Stunde Zeit, und da ich Lust auf ein Bad hatte, zeigte Francis mir den Weg zum Swimming-pool. Er selbst hatte noch einige Dinge im Haus zu erledigen; so kam es, daß ich allein den Weg durch die Hecke hinunterging. Es war ein entzückendes Becken mit kristallklarem Wasser, in dem sich der Himmel und die dichtbelaubten Bäume spiegelten. Ich zog mich rasch aus und tauchte hinein, lag eine Weile reglos auf dem Rücken im kühlen Wasser, schwamm ein paarmal auf und ab, tauchte unter, und als ich wieder an die Oberfläche kam, sah ich am anderen Ende des Beckens einen außerordentlich dicken Mann in mittleren Jahren. Mit schwarzem Anzug und schwarzer Krawatte war er elegant gekleidet, und mir war sofort klar, daß es Mr. Barton sein mußte, der mittlerweile vom Dorf heraufgekommen war. Es mußte also schon später sein, als ich dachte; ich schwamm zum Badehäuschen zurück, wo ich meine Kleider gelassen hatte. Als ich aus dem Wasser stieg, sah ich mich um. Aber Mr. Barton war nicht mehr da.

Im ersten Augenblick war ich ein wenig verwundert. Immerhin war es seltsam, wie unvermittelt er aus den Büschen aufgetaucht war, und ebenso merkwürdig erschien mir, daß er so plötzlich wieder verschwunden war. Aber darüber wollte ich mir keine weiteren Gedanken machen. Ich lief rasch zum Haus zurück, zog mich um und ging in das Wohnzimmer hinunter, wo ich Francis und unseren Gast anzutreffen erwartete. Aber ich hätte mich nicht so zu eilen

brauchen, denn ein Blick auf die Uhr sagte mir, daß bis zum Abendessen noch eine Viertelstunde Zeit war. Mr. Barton vermutete ich oben in Francis' Zimmer. Ich nahm mir also irgendein Buch aus dem Regal, um mir die Zeit zu vertreiben, und las eine Weile. Es begann zu dämmern, und als ich aufstand, um das Licht anzuschalten, sah ich hinter der Balkontüre im Garten einen Mann, dessen Silhouette sich vor dem gewittrigen Abendhimmel deutlich abhob.

Ich zweifelte nicht im geringsten daran, daß es sich um dieselbe Person handelte, die ich am Swimming-pool gesehen hatte, und als ich das Licht anknipste, war jeder Irrtum ausgeschlossen, denn nun konnte ich auch sein Gesicht sehen. Zweifellos hatte Mr. Barton gemerkt, daß er sich verfrüht hatte, und war deshalb noch eine Weile durch den Garten geschlendert. Aber mit einmal freute ich mich gar nicht mehr so sehr auf den Abend: Ich hatte mir den Mann gut angesehen, und irgend etwas an ihm flößte mir Angst ein. War er wirklich ein Mensch? Kam er überhaupt von dieser Welt? Dann ging er unvermittelt weg; gleich darauf klopfte es an die Tür, und ich hörte, wie Francis die Treppe herunter kam. Er selbst öffnete, er wechselte einige Worte der Begrüßung mit seinem Gast, und bald darauf kam er in das Zimmer – begleitet von einem hochgewachsenen, schlanken Mann, den er mir vorstellte.

Der Abend verlief sehr angenehm. Barton war ein angenehmer, lebenswürdiger Plauderer, und mehr als einmal sprach er von seinem Freund und Schüler Dickie. Gegen elf Uhr brach er auf, und Francis schlug ihm vor, den Abkürzungsweg durch den Garten zu nehmen. Das drohende Unwetter war noch nicht losgebrochen, aber der Himmel war finster, als wir uns auf der Terrasse verabschiedeten. Bald hatte die Dunkelheit Barton verschluckt. Da durchzuckte plötzlich ein Blitz die Finsternis, und für Sekundenbruchteile erkannte ich in der Mitte des Rasens jenen Mann, den ich schon zweimal gesehen hatte. Er schien unseren Gast erwartet zu haben. »Wer ist das?« wäre mir fast herausgerutscht, aber da ich sofort bemerkte, daß Francis nichts bemerkt hatte, schwieg ich, denn jetzt wußte ich, was ich zuvor nur ahnte: Wer dort stand, war kein Mensch aus Fleisch und Blut. Ein paar schwere Regentropfen klatschten auf die Steinplatten des Gartenweges, und als wir jetzt wieder ins Haus zurückgingen, rief Francis noch einmal: »Gute Nacht, Barton!« Er erwiderte den Gruß mit fröhlicher Stimme.

Es dauerte nicht mehr lange, bis wir hinaufgingen. Francis bat mich noch einen Augenblick in sein Zimmer, einen großen Raum mit holzgetäfelten Wänden. Neben dem Bett stand ein mächtiger Kleiderschrank; nicht weit davon hing ein Porträt.

»Morgen werde ich dir zeigen, was in diesem Schrank ist«, sagte er. »Du wirst dich wundern... Das ist übrigens ein Bild meines Onkels.«

Das Gesicht hatte ich an diesem Abend schon einmal gesehen.

Während der nächsten zwei oder drei Tage bekam ich den schrecklichen Besucher nicht wieder zu Gesicht, und trotzdem konnte ich mich nie so recht wohl fühlen; ich wußte, daß er da war. Welcher Instinkt, welcher sechste Sinn mir das sagte, kann ich nicht erklären: Vielleicht war es nur die Angst, ihn wiederzusehen, die mich zu dieser Überzeugung gelangen ließ. Ich überlegte schon, ob ich Francis sagen sollte, daß ich nach London zurückfahren müsse, aber diesen Plan verwarf ich sofort wieder. Der Wunsch, mehr zu erfahren, ließ mich meine Angst überwinden. Außerdem bemerkte ich recht bald, daß Francis ebenso unruhig war wie ich. Immer wieder kam es vor, daß er urplötzlich außerordentlich gespannt wirkte. Er brach mitten im Satz ab, als habe irgendein Geräusch seine Aufmerksamkeit erregt, oder er schaute unvermittelt vom Kartenspiel auf und starrte eine Weile in eine Zimmerecke, und noch häufiger richtete sich sein Blick auf das dunkle Rechteck der offenen Balkontür. Ich überlegte mir, ob er etwas gesehen hätte, das mir verborgen geblieben war. Hatte er dieselbe Angst wie ich, darüber zu sprechen?

Diese Augenblicke gingen aber immer rasch vorbei, und obwohl ich solche Beobachtungen auch nicht allzu oft machte, hielten sie doch in mir das Gefühl wach, daß irgend etwas im Gange war, daß irgend etwas Dunkles und Unbekanntes immer mehr Macht gewann. Es hatte sich ins Haus eingeschlichen, es war allgegenwärtig... Und immer wieder brach ein strahlender Morgen an, und sicherlich waren alle Sorgen grundlos.

Ich war etwa eine Woche in Wedderburn, als etwas geschah, das die nun folgenden Ereignisse wesentlich beschleunigte. Eines Nachts konnte ich nicht schlafen, weil mir zu heiß war; ich wollte die Bettdecke zurückschlagen, aber sie war so fest zwischen Matratze und Wand festgeklammert, daß es mir zunächst nicht gelang. Schließlich bekam ich sie frei, und im selben Augenblick hörte ich, wie etwas raschelnd zu Boden fiel. Am nächsten Morgen erinnerte ich mich wieder daran, und als ich unter dem Bett nachsah, fand ich ein kleines Notizbuch. Gedankenlos schlug ich es auf; etwa ein Dutzend Seiten waren mit Notizen in kindlicher Schrift gefüllt. Mein Blick fiel auf die folgenden Zeilen:

»Donnerstag, 11. Juli. Heute morgen habe ich Onkel Horace wieder im Wäldchen gesehen. Er hat mir etwas über mich gesagt, aber

ich habe es nicht verstanden. Er hat gesagt, ich käme schon dahinter, wenn ich größer bin. Ich darf niemand sagen, daß er hier ist und was er mir gesagt hat. Nur Mr. Barton.«

Es kümmerte mich jetzt nicht, daß ich im Tagebuch eines kleinen Jungen blättere. Darauf konnte ich keine Rücksicht mehr nehmen. Ich schlug die nächste Seite auf und las die folgende Eintragung:

»Sonntag, 21. Juli. Heute habe ich Onkel Horace wieder gesehen. Ich habe ihm gesagt, daß ich Mr. Barton alles erzählt habe und daß Mr. Barton mir noch andere Sachen gesagt hat und daß er sich freut hat, weil ich klüger geworden bin, und daß er mich bald einmal zur Gebetsstunde mitnehmen will.«

Ich kann nicht beschreiben, welche furchtbaren Schrecken mir diese Zeilen einjagten. Mit einemmal war die Erscheinung, die ich gesehen hatte, unvergleichlich wirklicher und unheimlicher. Ein böser, verderbter Geist, der nichts als Zerstörung im Sinne hatte, trieb hier sein Unwesen. Aber was sollte ich tun? Wie konnte ich Francis sagen, daß nicht nur ich, sondern auch sein Neffe den Geist seines Onkels – von dem ich bis zu diesem Zeitpunkt überhaupt nichts wußte – gesehen hatte, und daß dieser Geist versuchte, sich des Jungen zu bemächtigen? Und außerdem war da ja auch noch Barton im Spiel. Aber man konnte es auch nicht einfach auf sich beruhen lassen. Er war immerhin an dem scheußlichen Komplott mit beteiligt. Ich kam allmählich einem Kult des Bösen auf die Spur – oder phantasierte ich etwa? Aber was sonst konnte es bedeuten, daß der Junge bald zu einer »Gebetsstunde« mitgenommen werden sollte? Gott sei Dank war Dickie im Augenblick nicht da, und ich hatte Zeit, mir alles in Ruhe zu überlegen. Das kleine Notizbuch verschloß ich in meiner Aktentasche.

Rein äußerlich verlief der Tag erfreulich. Den Vormittag über arbeitete ich; nach dem Mittagessen gingen wir beide zum Golfplatz. Doch unter der Oberfläche lag etwas Beklemmendes. Dickies Tagebuch ging mir nicht mehr aus dem Sinn, und ununterbrochen stellte ich mir die Frage, was ich tun sollte. Auch Francis schien bedrückt, aber was ihm solche Sorgen machte, erfuhr ich nicht. Lange Gesprächspausen entstanden; es war jedoch nicht das Schweigen, wie es unter guten Freunden immer wieder eintritt, sondern uns spukte etwas im Kopf herum, über das wir nicht zu sprechen wagten. Während der Tag verging, wurde die Atmosphäre immer gespannter: Alltagsgespräche waren zu banal, als daß sie ein ganz bestimmtes Thema überdecken konnten.

An jenem schwülen Abend saßen wir vor dem Essen auf dem

Rasen, und Francis, der das Schweigen wieder einmal zu brechen versuchte, deutete auf die Hauswand.

»Irgend etwas stimmt da nicht«, sagte er. »Schau einmal. Wir haben doch drei Zimmer im Erdgeschoß. Esszimmer, Wohnzimmer und das kleine Arbeitszimmer, wo du an deinem Buch schreibst. Und jetzt sieh einmal hinauf. Auch dort sind drei Räume: dein Schlafzimmer, mein Schlafzimmer und mein Wohnzimmer. Aber ich habe sie alle ausgemessen, und irgendwo fehlen vier Meter. Man könnte fast meinen, dort müßte noch ein versteckter Raum sein.«

Wenn damit auch nichts anderes gewonnen war, hatten wir doch wenigstens ein Gesprächsthema.

»Das ist aber komisch«, antwortete ich. »Wollen wir nicht versuchen, das Rätsel zu lösen?«

»Ja. Sofort nach dem Essen schauen wir uns einmal um. Aber dann ist da noch etwas anderes, das vielleicht gar nichts damit zu tun hat. Du erinnerst dich doch an die Kleider, die ich dir neulich gezeigt habe? Vor einer Stunde habe ich den Schrank geöffnet – ein ganzer Schwarm großer, dicker Fliegen kam mir entgegen. Sie machten einen Lärm wie ein Dutzend Flugzeuge; weit entfernt, aber laut... vielleicht weißt du, was ich meine. Und dann waren sie auf einmal weg.«

Irgendwie fühlte ich, daß das, was uns während unseres Schweigens beschäftigt hatte, zur Sprache kommen würde. Es wäre vielleicht ein wenig verrückt...

Francis sprang vom Stuhl auf.

»Reden wir doch endlich darüber«, schrie er. »Er ist hier, mein Onkel. Ich habe dir noch nicht erzählt, daß er in einem Fliegen-schwarm gestorben ist. Er verlangte nach den Sterbesakramenten, aber noch ehe der Wein konsekriert war, war der Kelch voll von diesen Viechern. Und ich weiß, daß er hier ist. Es klingt total verrückt, aber er ist hier!«

»Ich weiß es«, antwortete ich. »Ich habe ihn selbst gesehen.«

»Warum hast du es mir nicht gesagt?«

»Weil ich dachte, du würdest mich auslachen.«

»Das hätte ich auch – bis vor ein paar Tagen. Aber jetzt nicht mehr. Was weißt du noch?«

»Am ersten Abend sah ich ihn am Swimming-pool. Als wir uns neulich von Owen Barton verabschiedeten, blitzte es – und da sah ich ihn wieder, mitten auf dem Rasen.«

»Aber woher wußtest du, daß es mein Onkel war?« fragte Francis.

»Weil du mir am selben Abend sein Bild gezeigt hast... Und du, hast du ihn auch gesehen?«

»Nein, ich weiß nur, daß er hier ist. Aber erzähl, was ist dir noch aufgefallen?«

Jetzt endlich konnte ich darüber sprechen, ich mußte es sogar tun.

»Noch viel mehr. Dickie hat ihn auch gesehen.«

»Der Junge? Unmöglich.«

Die Balkontür öffnete sich, und das Hausmädchen kam mit dem Sherry. Als sie Karaffe und Gläser auf dem Tischchen abgestellt hatte, bat ich sie, mir meine Aktentasche aus dem Zimmer zu bringen. Ich nahm das Notizheft heraus.

»Das fand ich in der letzten Nacht zwischen den Matratzen; es ist Dickies Tagebuch. Hör zu.«

Ich las ihm die erste Eintragung vor.

Francis sah sich verängstigt um, wie ich es schon öfter bemerkt hatte.

»Aber wir träumen doch nur«, sagte er. »Das ganze ist ein Alptraum. Mein Gott, hier geht etwas Schreckliches vor. Und warum soll Dickie außer Barton niemandem etwas verraten? Was steht noch drin?«

Ich las weiter. »Sonntag, 21. Juli. Heute habe ich Onkel Horace wieder gesehen. Ich habe ihm gesagt, daß ich Mr. Barton alles erzählt habe und daß Mr. Barton mir noch andere Sachen gesagt hat und daß er sich gefreut hat, weil ich klüger geworden bin, und daß er mich bald einmal zur Gebetsstunde mitnehmen will. Aber ich weiß nicht, was das ist.«

Wieder sprang Francis von seinem Stuhl hoch.

»Was?« schrie er, »ihn zur Gebetsstunde mitnehmen? Einen Augenblick... Ich muß an meinen ersten Besuch hier denken. Damals war ich neunzehn, aber für mein Alter schrecklich unschuldig. Damals gab mir eine Frau ein Buch zu lesen. *Là-Bas*. Damals konnte ich nicht viel damit anfangen, aber jetzt weiß ich, worum es ging.«

»Schwarze Messen«, warf ich ein. »Teufelsanbeterei.«

»Ja. Eines Tages zog mir mein Onkel einen scharlachroten Meßrock an, und Barton kam herein, legte ein Priestergewand an und sagte, ich wäre nun ein Ministrant oder so etwas. Wußtest du, daß er einmal Pfarrer war? Und einmal wachte ich mitten in der Nacht auf und hörte irgendwo im Haus Choräle und Glockengeläut. Übrigens – Barton ist morgen zum Essen eingeladen.«

»Was hast du vor?«

»Mit ihm? Ich weiß noch nicht. Aber heute abend müssen wir etwas unternehmen. In diesem Haus sind furchtbare Dinge geschehen. Irgendwo muß es ein Zimmer geben, in dem sie ihre Messen feierten

– wahrscheinlich so eine Art Kapelle. Aber natürlich! Diese fehlenden vier Meter!«

Nach dem Essen machten wir uns ans Werk. Der geheimnisvolle Raum mußte irgendwo auf der Gartenseite des Hauses im ersten Stock liegen. Wir schalteten in allen Zimmern das Licht an, und vom Garten aus sahen wir, daß zwischen Francis' Wohn- und Schlafzimmer ein viel zu großer Zwischenraum war. Dort also mußte der Raum sein, zu dem es offensichtlich keine normale Tür gab. Die Wand des Wohnzimmers war allem Anschein nach massiv; Fachwerkbalken in dichten Abständen, Backsteinwerk in den Lücken. Aber die Schlafzimmerwand war getäfelt, und als wir gegen das Holz pochten, war im Wohnzimmer nichts zu hören. Wir begannen, sie näher zu untersuchen.

Das Hauspersonal war schon zu Bett gegangen und im Haus herrschte vollkommene Stille, aber doch hatte uns auf dem Weg vom Garten ins Haus und von einem Zimmer ins andere ein geisterhaftes Wesen beobachtet. Wir hatten die Tür vom Korridor zu Francis' Schlafzimmer geschlossen, aber als wir uns jetzt an der Täfelung zu schaffen machten, ging sie unvermittelt auf und schlug wieder zu. Irgend etwas kam herein und streifte meine Schulter.

»Was war das?« fragte ich. »Da ist jemand hereingekommen.«

»Kümmere dich nicht darum«, antwortete Francis. »Schau, was ich gefunden habe.«

In einer Vertiefung des Holzes war ein schwarzer Knopf, der an eine Türklingel erinnerte. Er drückte ihn, und ein Stück der Vertäfelung ließ sich beiseite schieben; ein roter Vorhang, der eine Tür verdeckte, kam zum Vorschein. Francis schlug ihn zur Seite. Dahinter war es dunkel, muffiger Weihrauchgeruch schlug uns entgegen. Ich tastete mit der Hand am Türstock entlang, fand einen Schalter – grelles, Augenblendendes Licht erhellte die Finsternis.

Es war eine Kapelle ohne jedes Fenster, an deren Westseite – also nicht im Osten – der Altar stand. Darüber hing ein Bild, das offensichtlich von einem alten italienischen Meister stammte und an die Verkündigungsszene des Fra Angelico erinnerte. Die Jungfrau Maria saß auf einer offenen Loggia; vom Garten aus grüßte sie ein Engel. Er hatte die ausgebreiteten Flügel einer Fledermaus und den schwarzen Kopf eines Raben. Die Linke – nicht die Rechte – war zum Segen erhoben.

Die Jungfrau trug ein Gewand aus dünnstem roten Musselin, das mit abscheulichen Symbolen bestickt war; ihr Gesicht erinnerte an das eines mit hängender Zunge hechelnden Hundes.

In die Ostwand eingelassen waren zwei Nischen, in denen die

Marmorstatuen zweier nackter Männer standen; kleine Schildchen wiesen sie als »St. Judas« und »St. Ägidius von Raies« aus. Der eine sammelte Silberlinge vom Boden auf, der andere sah böse lachend auf einen Jungen, der vor ihm am Boden lag. Erleuchtet war die Kapelle von einem Kandelaber, der von der Decke herabhing. Er hatte die Form einer Dornenkrone, in deren verschlungenen Silberzweigen Glühbirnen befestigt waren. In der Nähe des Altars hing eine Glocke.

Im ersten Augenblick erschienen mir all diese gotteslästerlichen Dinge eher grotesk und nicht ernster zu nehmen als die Ferkelereien, die man oft an Häuserwänden entdecken kann. Aber diese Gelassenheit verging mir rasch, als mir klar wurde, mit welcher Hingabe dieser Raum ausgeschmückt worden war. Begabte Künstler waren hier am Werk gewesen, und sie alle standen im Dienste des Bösen. Die ganze Kapelle atmete den überwältigend freudigen Geist derer, die hier ihren Gott verehrt hatten.

»Schau dir das an«, rief Francis überrascht. Er deutete auf einen kleinen Tisch, der neben dem Altargeländer stand. Auf ihm waren viele Fotografien; und eine von ihnen zeigte einen Jungen auf einem Sprungbrett.

»Das bin ich«, sagte er. »Barton hat es aufgenommen. Was steht denn darunter? ›Ora pro Francisco Elton.‹ Und das hier ist Mrs. Ray, das hier mein Onkel, und da . . . Mr. Barton im Priestergewand. Bete auch für ihn, bitte. Aber das ist ja alles doch zu kindisch!«

Plötzlich lachte er laut los. Das Echo, das von der gewölbten Decke des Raumes widerklang, war überraschend laut. Er hörte auf zu lachen, das Echo blieb. Da mußte noch ein anderer sein, aber wo? Wer? Außer uns war in der Kapelle niemand zu sehen.

Das Lachen wollte einfach nicht mehr aufhören. Entsetzt sahen wir uns an. Das grelle Licht des Kandelabers verlosch allmählich, es wurde düster im Raum, und in der Dämmerung konnte man ahnen, daß eine höllische, tödliche Macht am Werk war. Im fahlen Licht sah ich – schwerelos im Raum schwebend und im Luftzug hin und her schwankend – das lachende Gesicht von Horace Elton. Auch Francis bemerkte es.

»Widersteh ihm! Kämpf gegen ihn an!« schrie er und deutete mit den Fingern darauf. »Zerstöre alles, was ihm heilig ist! Mein Gott, riechst du den Weihrauch und die Verwesung?«

Wir zerrissen die Fotografien, zertrümmerten den Tisch. Wir spuckten an den verfluchten Altar, zogen die Decke herunter, stürzten ihn um, daß die Marmorplatte in Stücke brach. Wir warfen die Statuen aus den Nischen und zerschmetterten sie auf dem Steinfuß-

boden. Schließlich hielten wir inne, angewidert von unserer Bilderstürmerei. Das Lachen war verstummt, das Gesicht verschwunden. Wir liefen aus der Kapelle und schoben wieder die Wandverkleidung vor, die den Eingang verbarg.

Francis verbrachte die Nacht diesmal in meinem Zimmer, und bis in die frühen Morgenstunden lagen wir wach, um für den nächsten Tag Pläne zu schmieden. Wir hatten vergessen, das Bild über dem Altar zu zerstören; aber gerade das kam nun genau unseren Absichten entgegen. Endlich schliefen wir ein, und die Nacht verging ohne weitere Überraschungen. Immerhin hatten wir eine ganze Menge jener unheiligen Heiligtümer vernichtet, und das war schon etwas. Aber das schwerste Stück Arbeit stand uns noch bevor, und die Folgen waren nicht abzusehen.

Als Barton am nächsten Abend zum Essen kam, hing – seinem Platz genau gegenüber – das Bild aus der Kapelle. Er sah es nicht sofort, da es im Zimmer schon recht dämmrig war, aber nicht so dunkel, daß wir das Licht hätten anschalten müssen. Wie stets war er lebhaft und lustig, er gab geistreiche Plaudereien zum besten und fragte, wann sein kleiner Freund Dickie wieder zurückkommen würde.

Während des Essens wurde dann das Licht eingeschaltet – und jetzt sah er das Bild. Ich beobachtete ihn genau; Schweiß brach ihm aus allen Poren; sein Gesicht wurde aschfahl. Aber bald riß er sich zusammen.

»Das ist aber ein seltsames Gemälde. Hing es schon immer hier? Ich habe es nicht gesehen.«

»Nein, wir fanden es in einem Zimmer im ersten Stock«, antwortete Francis. »Aber Dickie? Ich weiß noch nicht genau, wann er zurückkommt. Wir haben übrigens sein Tagebuch gefunden, und genau darüber müssen wir mit Ihnen sprechen.«

»Dickies Tagebuch? Aber ja«, sagte Barton und fuhr sich mit der Zunge über die Lippen.

Ich glaube, er erkannte, daß es für ihn keinen Ausweg mehr gab, und er kam mir vor wie ein zum Tode Verurteilter, der auf den Henker und sein letztes Stündlein wartet.

»Jawohl, Dickies Tagebuch«, fuhr Francis fort. »Und Ihr Name wird darin ebenso genannt wie der meines Onkels. Dickie hat ihn mehrere Male gesehen. Aber das wissen Sie ja.«

Barton trank sein Brandyglas auf einen Zug leer.

»Wollen Sie mir eine Gespenstergeschichte erzählen?« fragte er. »Fahren Sie fort.«

»Es ist nicht nur eine Gespenstergeschichte. Mein Onkel – oder

sein Geist, wenn Sie so wollen – hat Dickie gewisse Dinge gesagt, über die er außer Ihnen jedem gegenüber Stillschweigen bewahren sollte. Und Sie haben ihm noch mehr erzählt. Sie sagten ihm auch, er dürfe bald zu einer Gebetsstunde mitkommen. Wo sollte das sein? In dem Raum genau über uns?«

Der Brandy hatte dem in die Enge Getriebenen neuen Mut gegeben.

»Nichts als ein Haufen Lügen«, sagte er. »Der Junge hat einen schlechten Charakter. Er hat mir Sachen erzählt, die ein Junge in seinem Alter einfach noch nicht wissen sollte. Vielleicht hätte ich seiner Mutter etwas davon sagen müssen.«

»Dazu ist es jetzt wahrscheinlich zu spät«, erwiderte Francis.

»Dickies Tagebuch wird morgen vormittag um zehn Uhr in den Händen der Polizei sein. Und man wird sich auch das Zimmer im ersten Stock, das Ihnen bei Ihren Schwarzen Messen als Kapelle diente, etwas genauer ansehen.«

Barton sah ihn entsetzt an.

»Nein, nein!« schrie er. »Tun Sie das nicht! Ich flehe Sie an. Ich will Ihnen die Wahrheit gestehen. Ich will Ihnen nichts verheimlichen. Mein ganzes Leben ist eine einzige Gotteslästerung gewesen. Aber ich bereue es; ich schwöre diesen Scheußlichkeiten für alle Zukunft ab – im Namen des Allmächtigen.«

»Zu spät«, erwiderte Francis.

Was nun geschah, läßt mir noch heute das Blut in den Adern gerrinnen. Barton warf sich in seinen Stuhl zurück, und von seiner Stirn fiel ein langer, grauer Wurm auf seine weiße Hemdbrust, wo er sich krümmte und ringelte. In diesem Augenblick erklang über uns eine Glocke.

Barton sprang auf. »Nein!« begann er von neuem zu schreien.

»Ich nehme alles zurück, was ich gesagt habe. Ich schwöre nicht ab. Mein Gebieter erwartet mich im Allerheiligsten. Ich muß ihm beichten.«

Mit katzenhaften Bewegungen glitt er aus dem Zimmer, und gleich darauf hörten wir, wie er die Treppe hinauflief.

»Hast du das gesehen?« fragte ich. »Was sollen wir jetzt tun? Ist der Mann bei Verstand?«

»Wir können gar nichts unternehmen«, antwortete Francis.

Von oben hörten wir einen dumpfen Schlag, als wäre jemand zu Boden gefallen, und ohne ein Wort zu verlieren, rannten wir hinauf in Francis' Schlafzimmer. Die Tür des Kleiderschranks stand offen, einige der Gewänder waren über den Boden verstreut. Auch die Tür zur Kapelle war geöffnet. Trotz der Furcht vor dem Gräßlichen, das

zu sehen ich erwartete, tastete ich nach dem Lichtschalter und knipste an.

Die Glocke, die wir vor einigen Minuten gehört hatten, schwang noch immer hin und her. Barton, eingehüllt in ein goldbesticktes Meßgewand, lag mit verzerrtem Gesicht vor dem umgestürzten Altar. Doch allmählich entspannten sich seine Züge, das Todesröcheln erstarb ihm in der Kehle, und der Unterkiefer klappte herunter. Schwärme von großen, fetten Fliegen erschienen aus dem Nichts und ließen sich auf ihm nieder.

DENNIS WHEATLEY
Der Schwarze Magier

Der Regen rauschte noch immer schwer hernieder, als die Dämmerung hereinbrach und die Umrisse der kleinen Türmchen über dem steilen Giebel nur noch undeutlich zu erkennen waren. C. B. stapfte den Gartenpfad hinauf; das Gehölz zu seiner Rechten lag bereits in tiefster Dunkelheit, aber links von ihm am Friedhof die alten, hohen Wacholderbüsche, Schildwachen an der Pforte des Todes gleich, hoben sich deutlich vor dem düsteren grauen Himmel ab, der eine pechschwarze Nacht erwarten ließ.

Unter der gotischen Pforte war es noch hell genug, daß er neben der schweren, mit seltsam angeordneten Eisennägeln beschlagenen Eichentür den verschnörkelten Glockenzug sehen konnte. Er läutete energisch; von einem weit entfernten Teil des Hauses drang hohl der Klang der Glocke zu ihm. Und wenn auch keine Schritte zu vernehmen waren, die ihm gesagt hätten, daß man sein Läuten gehört hatte, öffnete sich doch bald die Tür, geräuschlos auf wohlgeölten Scharnieren schwingend.

Vor dem matten Schein einer maurischen Laterne, die in der Mitte einer nicht allzu großen, quadratischen Halle hing, stand ein Diener, wie man ihn in einem kleinen Dorf in Essex wohl kaum erwartet hätte. Er trug einen roten Fes und einen weißen Burnus, seine Haut war sehr dunkel, doch nur seine wulstigen Lippen deuteten darauf hin, daß in seinen Adern Negerblut floß; C. B. vermutete in ihm sofort einen Ägypter. Der Diener kreuzte die Arme über der Brust, verneigte sich tief und wartete schweigend, daß C. B. seinen Wunsch vortrug.

»Ist Kanonikus Copely-Syle zu Hause?«

Der Mann verneigte sich noch einmal und antwortete in fließendem Englisch, das nur durch einen leichten Akzent die fremde Herkunft des Sprechenden vermuten ließ: »Mein Herr hat sich soeben in sein Arbeitszimmer zurückgezogen, und er hat es nicht gern, wenn man ihn stört. Aber wenn Sie mir Ihren Namen nennen, Sir, werde ich ihn fragen, ob er Sie empfangen will.«

»Mein Name ist Verney; aber das wird ihm wohl nichts bedeuten. Sagen Sie ihm doch bitte, ein Sucher der Wahrheit wolle ihn sprechen.«

Mit diesen Worten trat C. B. in die Halle, und der Ägypter schloß die Tür. Mit seinen Filzpantoffeln, die geräuschlos über das Parkett

huschten, und dem wehenden Burnus, schien er fast den Korridor entlang zu schweben. Zwei Minuten später kehrte er wieder zurück. Er lächelte, daß seine Zähne aufblitzten, verbeugte sich: »Wenn Sie bitte ablegen wollen, Sir, und mir folgen...«

Nachdem C. B. sich seines regennassen Mantels entledigt hatte, wurde er in den rückwärtigen Teil des Hauses geleitet und in einen Raum geführt, der, im Gegensatz zum Haus selbst und dem ägyptischen Diener, überhaupt nicht geheimnisvoll wirkte. Er hätte sich in der Tat gut vorstellen können, sich im Studierzimmer eines wohlhabenden, doch phantasielosen Kirchenmannes zu befinden. Wohlhabend – darauf ließen die riesigen Regale voller kostbarer Bücher schließen, und auf die Phantasielosigkeit des Besitzers deutete der Umstand hin, daß er sich offenbar in dem schweren, viktorianischen Meublement wohlfühlte. Nichtsdestoweniger atmete hier alles den Geruch solider Behaglichkeit. Das Zimmer war zwar groß, aber seine niedrige Decke machte es trotzdem behaglich. Drei Stehlampen warfen ihr warmes Licht auf die Reihen der Bücher, und im offenen Kamin prasselte ein loderndes Holzfeuer. Am Kaminsims stand der Kanonikus.

Gesicht wie Gestalt wirkten gedrungen und plump. Seine ein wenig hängenden Wangen waren rosig; seine Haut glich überhaupt der eines Kindes, und es war schwer, sich vorzustellen, daß er sich je rasierte. Sein langes, silbergraues Haar war aus der breiten, glänzenden Stirn zurückgekämmt und fiel in Locken tief in den Nacken; trotzdem ließ es ihn nicht ungepflegt aussehen, sondern verlieh ihm eher den Eindruck eines georgianischen Geistlichen. Seine hellbraunen Augen blickten gütig. Er hatte edle Züge, und das einzig Hässliche an seinem Gesicht war eine dicke, vorstehende Unterlippe. Gekleidet war er mit einem schwarzen Gehrock, Samtweste, engen Hosen, Gamaschen und schwarzen Schuhen mit silbernen Schnallen, und all das trug mit zu dem Eindruck bei, er müsse ein Kirchenmann einer längst vergangenen Zeit sein.

Lächelnd ging er C. B. einige Schritte entgegen und reichte ihm die Hand.

Dieses Lächeln ließ seine sympathischen Züge sofort vergessen; gleichzeitig entblößte er eine Reihe schwarzer, unregelmäßiger Zähne. Seine Hand war feucht und so weich, daß man hätte meinen können, sie sei ohne jedes Knochengestüt. C. B. war die Berührung derart widerlich, daß es ihn Mühe kostete, seine Rechte nicht ungebührlich schnell zurückzuziehen.

Der Kanonikus rückte einen mächtigen Armsessel etwas näher an den Kamin. »Nehmen Sie Platz, Mr. Verney«, forderte er ihn leise

auf. »Setzen Sie sich und wärmen Sie sich auf.« Dann schlurfte er zu einem Tisch, auf dem die verschiedensten Flaschen standen. »Einen Whisky mit Soda? Das wird Ihnen gut tun nach der Reise durch die Kälte.«

C. B. hätte in diesem Hause am liebsten auf jedes Getränk und auf alle Nahrung verzichtet, aber da er schließlich gekommen war, um Copely-Syles Vertrauen zu gewinnen, nahm er an, holte seine Tabakspfeife aus der Tasche und fragte, ob er rauchen dürfe.

»Aber gewiß doch. Bitte, rauchen Sie nur.« Der Kanonikus brachte zwei gefüllte Gläser; eines davon reichte er seinem Gast.

»Wenn Sie sich auch nicht mehr daran erinnern, so sind wir uns doch schon einmal begegnet«, begann C. B. nach einer Weile, als seine Pfeife schließlich gestopft und in Brand gesetzt war.

»Wir haben uns kennengelernt? Wo?«

»Ich weiß es nicht mehr genau... Aleister Crowley war dabei.«

»Dieser Scharlatan! Ich habe ihn kaum gekannt.«

Wenn C. B. sich als Bruder in der Schwarzen Kunst vorgestellt hatte, war dies freilich nicht mehr als ein Schuß ins Dunkel gewesen. Er war fest davon überzeugt, daß jeder in Copely-Syles Alter und mit seinen Interessen irgendwann einmal dem berühmten Crowley begegnet sein mußte, und wenn ihn die Reaktion des Kanonikus auch enttäuschte, so blieb ihm doch nichts anderes übrig, als den einmal eingeschlagenen Weg fortzusetzen. Um festeren Boden unter den Füßen zu gewinnen, begann er deshalb, von dem toten Zauberer zu erzählen.

»Hätten Sie Aleister ebenso gut gekannt wie ich, würden Sie ihn gewiß nicht einen Scharlatan nennen. In seinen letzten Jahren hätte er freilich nicht einmal mehr einer Fliege etwas zuleide tun können, das weiß jeder. Dieser arme, senile Alte war nur noch eine aufgeblasene Figur, er tat nichts anderes mehr, als mit aller Kraft Leib und Seele zusammenzuhalten. Aber als junger Mann war er ganz anders. Zweifellos war er überaus mächtig, und es gab nur wenig auf der Welt, was er nicht hätte bekommen können. Schon als Eleve hatte er unter Beweis gestellt, wie weit er schon den Weg des Dunklen gegangen war. Sie müssen doch wissen, wie der Dekan des St. John's College in Cambridge es ihm untersagte, ein obszönes griechisches Schauspiel aufzuführen, und wie er sich dafür rächte. Er verfertigte sich ein wächsernes Ebenbild des Dekans und trug es in einer Vollmondnacht auf eine Wiese. Freunde bildeten einen Kreis um ihn, während Crowley die Beschwörungsformel sprach. In der Hand hielt er eine Nadel, die er in die Stelle bohren wollte, wo die Leber sitzt, aber im entscheidenden Augenblick dreht einer seiner Genos-

sen durch und stürzte in den Kreis, daß Crowleys Hand ausfuhr und die Nadel in den linken Knöchel der Wachspuppe fuhr. Das sollte den Dekan retten. Er starb also nicht an einem Lebertumor, sondern stürzte am nächsten Tag, als er die Stufen des Colleges herabschritt, und brach sich den Knöchel. Bis zu diesem Augenblick hatten Crowleys Freunde das Ganze als einen leicht makabren Scherz betrachtet; danach aber grauste es ihnen vor ihm, und sie waren viel zu beeindruckt, als daß sie darüber hätten schweigen können. So kommt es, daß die Fakten bekannt und über jeden Zweifel erhaben sind.«

Copely-Syle hob die Achseln. »Natürlich, das alles mag zutreffen, und ich erinnere mich noch, etwas darüber gehört zu haben. Aber Sie können es nicht selbst miterlebt haben. Sie sind viel zu jung, als daß Sie gemeinsam mit Crowley in Cambridge studiert haben könnten.«

»Ja, gewiß. Ich traf ihn erst Jahre später, als er in seinen besten Jahren auf der Höhe seiner Macht stand.« C. B. schweig einen Augenblick, ehe er beiläufig fortfuhr: »Ich wurde ihm in der Abtei von Thelema vorgestellt.«

»Tatsächlich? Ich war immer der Ansicht, Crowley würde allenfalls seinen Ruf als Mystiker dazu benutzen, junge Neurotiker dort um sich zu versammeln. Thelema war doch eher ein Bordell, das er sich zu seinem eigenen Vergnügen eingerichtet hatte.«

»Die meisten seiner Anhänger waren junge Leute, und da jeder tun und lassen konnte, was er wollte, ist es nur ganz natürlich, daß es zu einer allgemeinen Promiskuität kam. Neue Eleven und Elevelinnen verloren bald alle Scheu, danach fiel es ihm sicher nicht schwer, sie zur Teilnahme an ausschweifenden Orgien zu überreden, wenn die Sterne für den Vollzug besonderer Riten günstig standen. Aber Sie dürfen mir glauben, daß er sein Handwerk verstand, und alle Scheußlichkeiten, die sich unter seiner Anleitung zutrugen, waren nur ein Mittel zum Zweck. Sie wissen ebenso gut wie ich, daß gewisse Mitglieder der Familie Satans sich davon ernähren, was Menschen im Vollzug niederer erotischer Praktiken von sich geben. Soweit es Crowley betrifft, waren diese Orgien nur der Köder, der solche Satanswesen in die Abtei lockte, und über die er dann Macht gewann.«

Der Kanonikus richtete sich auf. Nun schien er doch tief interessiert. »Sie sind also wirklich davon überzeugt, daß er tatsächlich satanische Rituale leitete und nicht nur irgendwelchen Hokuspokus veranstaltete, um sich ein paar junge Mädchen gefügig zu machen?«

»Jede seiner Feiern wurde mit tiefster Inbrunst begangen. Dessen

bin ich gewiß, und ich weiß auch, daß viele von ihnen das gewünschte Ergebnis hatten. Er achtete stets streng darauf, daß jeder Anwesende mit größtem Ernst bei der Sache war, und das eindrucksvollste Erlebnis waren immer seine heidnischen Rituale. Sein Gedächtnis war eindrucksvoll; so bereitete es ihm absolut keine Mühe, das apostolische Glaubensbekenntnis rückwärts aufzusagen.«

»In christlichen Ländern gibt es nur wenige Zeremonien, die von größerer Wirkung sind als die Schwarzen Messen, und nach allem, was ich von ihm weiß, überrascht es mich sehr, daß er je fähig gewesen sein soll, ein solches Mysterium zu zelebrieren.«

»Nie habe ich es eindrucksvoller erlebt als bei ihm«, widersprach C. B. ernsthaft. »Wenn ich auch zugeben muß, daß er den mehr technischen Erfordernissen nicht immer gerecht wurde.«

»Sie meinen, daß sich unter seinen Elevelinnen nie eine Jungfrau befand, die man als Altar hätte benutzen können?«

»Nein, das wollte ich nicht sagen. Es stimmt natürlich, daß er sich meistens mit jungen Frauen begnügen mußte, die bereits ihre Unschuld verloren hatten, aber zweimal erlebte ich selbst, daß er sich eine Jungfrau beschafft hatte. Ich wollte nur sagen, daß zur vollständigen Wirksamkeit dieser Messen ein römisch-katholischer Priester gehört hätte; Crowley jedoch hatte die Priesterweihe nie empfangen.«

»So etwas ist zwar ärgerlich, kann aber durch ein Blutopfer an den Herrn wieder wettgemacht werden. Hat Crowley jemals ... Wissen Sie etwas darüber?«

»Mit Gewißheit kann ich es nicht sagen. Im Mittelalter galt das Leben so wenig, daß manche Adepten wie der Heilige Ägidius von Raies ein Dutzend Gemeinden dezimieren konnten, um ihre Magie weiter zu betreiben, aber heute liegen die Dinge ganz anders. Die italienische Polizei muß sich ja seltsame Gedanken darüber gemacht haben, was sich in der Abtei von Thelema abspielte, aber sie waren tolerant und gut bestochen, daß sie ihre Gedanken nicht an die große Glocke hängten und uns nie in Schwierigkeiten brachten. Aber ich bin sicher, daß es Ärger gegeben hätte, wenn sie nur den Geringsten Verdacht gehabt hätten, wir könnten dort Menschenopfer darbringen. Crowley opferte in der Regel Katzen oder Ziegen, und einmal erlebte ich, wie er einen Affen mit dem Kopf nach unten kreuzigte. Später erfuhr ich von Gerüchten, daß aus den Dörfern der Umgebung zwei Kinder verschwunden seien; allerdings neige ich zu der Ansicht, daß hinter diesen Anschuldigungen Crowleys Gegner standen.«

Copely-Syles helle Augen blickten ins Leere. »Oh, für den Höhepunkt eines solchen Rituals ist nichts so wirksam wie das Blut eines noch nicht entwöhnten Kindes.«

C. B. mußte mit aller Kraft auf das Mundstück seiner Pfeife beißen, um sein Schaudern zu unterdrücken. Aber er wußte jetzt, daß er auf diesem Weg sein Ziel erreichen konnte: Er mußte dem Kanonikus die Sicherheit geben, daß sie gemeinsame Interessen hatten, bis er schließlich jede Vorsicht aufgab. Eine Weile starrten sie beide schweigend in die Flammen, bis der Kanonikus wieder das Gespräch fortsetzte: »Aus dem, was Sie sagen, müßte man schließen, daß Crowley zumindest den Rang eines Magus einnahm, wenn nicht gar den eines Ipsissimus. Deshalb fällt es mir schwer zu verstehen, daß er Mitte der dreißiger Jahre, als ich ihm begegnete, zu einem unbedeutenden Schaumschläger herabgesunken war, der höchstens noch einer Handvoll gutgläubiger alter Weiber imponieren konnte.«

»Das ist leicht zu erklären. Schuld daran war jene unglückselige Affäre in Paris, Ende der zwanziger Jahre. Sie nehmen zu Recht an, daß er zuvor den Rang eines Ipsissimus bekleidete, aber in dieser Nacht wurde er tatsächlich aus der Hölle vertrieben, aller seiner Vollmachten beraubt – und danach hätte ihn der erbärmlichste Eleve in jeder geistigen Auseinandersetzung ausstechen können.«

»Wie schrecklich«, antwortete der Kanonikus beklommen. »Hat er denn etwa abgeschworen oder eine Generalbeichte abgelegt, um wieder in den Schoß der Kirche aufgenommen zu werden? Ich kann mir keine andere Untat vorstellen, die eine derart harte Strafe nach sich ziehen würde.«

»Nein, nein, ganz und gar nicht. Er war nur so ehrgeizig, daß er seine Grenzen nicht mehr erkannte. Hätte er Pan seinen Willen aufzwingen können, wäre er wohl das mächtigste Wesen auf Erden geworden. Hätte er Pans Flöte seine Weisen aufzwingen können, wäre es ihm gelungen, sogar Regierungen seinem Willen zu unterwerfen. Er forderte Meister Pan heraus, aber er war nicht stark genug. Und er mußte für seine Niederlage zahlen; das ist alles.«

»Ich finde das höchst aufschlußreich«, sagte Copely-Syle mit leiser Stimme. »Sind Sie vielleicht über die Ereignisse etwas genauer unterrichtet?«

»Ja. Zufällig war ich zu jener Zeit einer seiner Jünger.« C. B. hatte festen Grund unter den Füßen, denn diese schreckliche Episode hatte er von einem der Eleven Crowleys direkt erfahren. Er fuhr also fort:

»Es geschah in Paris. Crowley hatte einen Konvent begründet; mit ihm waren wir dreizehn junge Männer. Wir hatten uns in einem

Hotel der Rive Gauche einquartiert. Der Besitzer des nicht allzu großen Hauses war eingeweiht. Wir trafen also alle Vorbereitungen für die folgende Nacht, die Dienstboten wurden auf einen Tag in Urlaub geschickt. Das oberste Stockwerk wurde von einem großen Saal eingenommen, der uns für unseren Plan bestens geeignet schien. Am Nachmittag räumten wir sämtliche Möbel hinaus und reinigten den Raum mit größter Sorgfalt. Am Abend dann nahmen wir alle an der Waschung teil; aber leider stellte sich bald heraus, daß Crowley beschlossen hatte, daß nur sein ältester Eleve, ein junger Mann, der den Ordensnamen McAleister angenommen hatte, ihm bei der bevorstehenden Beschwörung assistieren sollte.

Gegen zehn Uhr kleideten wir anderen sie ein und ließen sie allein. Crowley verriegelte die Tür. Er hatte uns zuvor eingeschärft, wir dürften unter keinen Umständen den Saal betreten, gleichgültig, was wir hören würden, und wenn es Hilferufe wären. Solch Geschrei nämlich könnte ein Trick Pans sein, der ihm entgegen wollte, und jede Unterbrechung des Rituals würde das Werk zunichte machen. Wir hatten den ganzen Tag über gefastet; unser Vertrauter, der Hotelier, bereitete uns deshalb im Restaurant ein exzellentes kaltes Büfett vor. Aber es wurde kein fröhliches Gelage, da uns allen bewußt war, welch gewaltige Aufgabe sich Meister Therion vorgenommen hatte. Wir vertrauten zwar seiner Kraft, aber immerhin waren wahrscheinlich schon mehrere Jahrhunderte vergangen, seit jemand den Mut hatte, den Gehörnten Gott persönlich herauszufordern. Es war also nicht verwunderlich, daß wir um ihn bangten.

Pünktlich um Mitternacht hörten wir die ersten Geräusche. Zuerst Stampfen und Schreie, und dann schien die Hölle losgebrochen zu sein. Bald vernahmen wir markerschütterndes Gebrüll, dann wieder klang es, als würde jemand mit Kartoffelsäcken um sich. Wir hatten das Gefühl, das ganze Haus würde beben. Und wir täuschten uns nicht, denn der Lüster über uns begann zu schaukeln, die Gläser in den Schränken klirrten, und mit lautem Krachen fiel ein Bild von der Wand. Es war wie bei einem Erdbeben, und im Speisesaal wurde es mit einemmal eiskalt.

Wir alle waren als Zöglinge der Abtei von Thelema zu dieser oder jener Zeit schweren Prüfungen unterworfen worden, wir hatten gelernt, den Erscheinungen Satans zu widerstehen, und gewiß waren wir alles andere als Hasenfüße. Diesmal jedoch ergriff uns furchtbarer Schrecken, den keiner von uns zu verbergen versuchte. Wir saßen ganz einfach da, mit totenblassem Gesicht und gelähmt von dem Gedanken, daß jenes schreckliche Wesen dort oben zu uns herunterkommen könnte.

Nach wenigen Minuten verebbte der Höllenlärm, und wir versuchten, uns wieder in Gewalt zu bekommen. Während uns vor Kälte die Zähne klapperten, debattierten wir darüber, ob wir nicht besser entgegen Crowleys Anweisung hinaufgehen und nachsehen sollten, was sich ereignet hatte. Doch in diesem Augenblick wurde es wieder wärmer im Raum; dies und die anhaltende Stille unter dem Dach ließen uns hoffen, daß Crowley Sieger geblieben war, daß er es vollbracht hatte, Pan zu bändigen. Wären wir jetzt hinaufgegangen, hätten wir alles zerstören können, und Crowleys Zorn hätte keine Grenzen gekannt. Wir kannten seine Macht, und keiner wagte es, ihm ungehorsam zu sein und seine Strafe auf sich zu nehmen; wir entschlossen uns also, den Dingen ihren Lauf zu lassen, und ich zumindest habe das nicht bereut.

Wir alle waren zu sehr verängstigt, um zu Bett zu gehen; darum begannen wir zu trinken, um die Lebensgeister wieder zu wecken. Aber das wollte uns nicht gelingen. Der Alkohol hatte überhaupt keine Wirkung. Stunde um Stunde saßen wir da, ohne kaum ein Wort zu wechseln.

Schließlich endete auch diese schreckliche Nacht. Der Morgen dämmerte herauf, und wir begannen zu hoffen, daß Crowley bald herunterkommen würde, Triumph auf dem feisten Gesicht, und all unsere Angst vergessen sei. Aber er kam nicht. Wir warteten bis sieben Uhr. Aber vom Dach her war immer noch nichts zu hören. Allmählich wurde uns bewußt, daß wir nicht mehr länger die Augen vor den Ereignissen verschließen durften. Wir stürmten nicht gerade die Treppe hinauf; zu diesem Zeitpunkt fühlten wir uns für das, was uns oben erwarten mußte, mitschuldig. Eine Weile drängten wir eilt uns auf dem obersten Treppenabsatz zusammen, lauschten an der Tür, aber im Straßenlärm des frühen Morgens war es nicht möglich, irgendein Geräusch aus dem Saal zu vernehmen. Einer gab zu bedenken, daß Crowley und McAleister nach ihrem erschöpfenden Kampf noch schlafen könnten, und dieser Gedanke erfüllte uns für den Augenblick mit neuer Hoffnung, aber ein anderer klopfte heftig gegen die Tür, und keine Antwort erklang. Wir hatten keine andere Wahl, als uns gewaltsam Zutritt zu verschaffen.«

C. B. verstand es, eine Geschichte zu erzählen: Er legte eine Pause ein, klopfte seine Pfeife aus, Copely-Syle schnellte vorwärts, drängte ihn in atemlosem Flüstern: »Erzählen Sie weiter! Erzählen Sie! Was haben Sie gefunden?«

C. B. sah ihm gerade in die Augen und fuhr ruhig fort: »McAleister war tot. Mit weit ausgebreiteten Armen lag er auf dem Boden, vollkommen starr, als hätte ihn ein elektrischer Schlag getroffen, und

der Ausdruck auf seinem Gesicht war dermaßen grauenvoll, daß ich so etwas nie wieder sehen möchte. Crowleys Priestergewänder lagen in Fetzen auf dem Fußboden. Es sah aus, als hätte ein wildes Tier sie ihm vom Leibe gerissen. Zusammengekrümmt lag er in einer Ecke des Raumes; er war nackt. Er kannte keinen von uns wieder. Er war zu einem sabbernden Irren geworden.«

Der Kanonikus nippte hastig an seinem Whisky. »Furchtbar, ganz furchtbar«, stammelte er. »Können Sie sich vorstellen, wie es dazu gekommen war?«

»Nein, wir alle hatten keine Ahnung. Wir konnten nur vermuten, daß McAleister im entscheidenden Augenblick versagte. Crowley kam für ein halbes Jahr in ein Pariser Privatsanatorium. Daß er wieder gesund wurde, ist ein Glücksfall, und später sprach er nie wieder über diese Angelegenheit. Ich selbst bin davon überzeugt, daß er nicht mehr wußte, was sich eigentlich ereignet hatte. Aber Sie werden jetzt verstehen, warum es mit ihm von diesem Tag an zu Ende war, warum Sie von ihm so enttäuscht sein mußten, als Sie ihn kennenlernten.«

»Ja, ja.« Die Augen des Kanonikus blitzten jetzt wild und feurig. »Ich begegnete ihm erst Anfang der dreißiger Jahre, und was Sie mir berichteten, erklärt meine Enttäuschung, die ich damals empfand. Aber ich habe ihn verkannt. Er war wirklich unser aller Bruder im Bösen.«

Nun, da C. B. endlich wußte, daß sein Verdacht gegenüber dem Kanonikus gerechtfertigt war, konnte er sich des Schauders nicht mehr erwehren, der ihn bis ins Mark schüttelte.

Der Vorabend des Tages, an dem das Unheil hereinbrach, war friedlich wie immer.

Ben Kerry saß auf der Terrasse vor seinem Häuschen und blinzelte versonnen in die Dämmerung. Er ließ seinen Blick über die sanft gewellten Moränenhügel gleiten, als er plötzlich mit den Armen durch die Luft zu schlagen begann, als habe er sich entschlossen, wie ein Vogel davonzufliegen.

»In den Hügeln da drüben gibt's Gold«, murmelte er. »Leider habe ich nichts davon gewußt, sonst hätte ich mir auch rechtzeitig ein Stückchen Land gekauft.«

Ted Hibbard grinste zu ihm hinüber. »Etwa damals, als die Gletscher kamen und die Moränen entstanden? So alt bist du nun auch wieder nicht.«

Kerry zündete sich kichernd die Pfeife an. »Stimmt, mein Bester. Und ich war auch noch nicht hier, als die Gletscher wieder schmolzen und die Indianer kamen. Sie hatten auf den Hügeln ihre Signalstationen, und dort trafen sie sich auch zu ihren Kulttänzen. Aber ein Geschäft haben sie nicht daraus gemacht.«

»Ich weiß«, antwortete Hibbard. »Schließlich habe ich ja dein Buch gelesen.«

Kerry kicherte wieder. »Auch nichts, womit man Geld verdienen könnte. Wenn es nicht diese wissenschaftlichen Verlage gäbe, müßten wir Anthropologen verhungern, bis wir jemanden finden, der unsere Sachen druckt. Weil wir nie das sehen, was genau vor unserer Nase liegt.« Wieder starrte er hinüber zu den Bergen, die schon fast völlig in der Dunkelheit verschwunden waren.

»Die Farmer haben es natürlich auch nicht gewußt, als sie in diese Gegend kamen. Die siedelten sich lieber in der Ebene an. Und ihre Söhne und Enkel suchten sich noch besseres Land, unten an den Flüssen. So geschah es, daß diese kargen, felsigen Hügel bis vor etwa dreißig Jahren vollkommen verödet waren. Bis dann die ersten Jäger und Angler mit ihren Autos aus den Städten kamen. Die haben sich billiges Land gekauft und billige Hütten darauf gebaut. Aber auch sie haben von dem Gold nicht mehr gewußt als ich. Ich selbst zog kurz vor Kriegsausbruch hierher, weil ich im Sommer ein Fleckchen Erde brauchte, wo ich meine Ruhe haben konnte.«

Jetzt mußte Ted Hibbard schmunzeln: »Ein Anthropologe und Misanthrop.«

»Ich hasse die Menschen nicht«, widersprach Kerry. »Oder fast niemanden. Obwohl auch heute noch die meisten Bewohner unserer Erde Wilde sind, bin ich mit ihnen bis jetzt ganz gut ausgekommen. Wer mir Angst macht, sind die »zivilisierten« Menschen.«

»Deine Studenten und ehemaligen Studenten etwa?« Hibbard grinste ihn an. »Und ich hatte gedacht, du freust dich, daß ich komme.«

»Natürlich freue ich mich, das kannst du mir ruhig glauben. Aber du bist eine Ausnahme. Du bist nicht wie die anderen. Und schließlich bist du nicht hierhergekommen, um dir schnell ein Vermögen zu verdienen. Was du hier nämlich siehst, ist nicht mehr freies Hügelland; es sind Grundstücke, baureifes Land. Kurz nach dem Krieg kamen die Leute aus der Stadt. Nicht mehr die Jäger und Fischer wie früher, sondern die Reichen, die Oberen Zehntausend, die es sich leisten konnten, vierzig Meilen außerhalb der Stadt zu wohnen. Seitdem strömen sie Jahr um Jahr zu Tausenden hierher, und Landhäuser und Garagen für ihre Geländewagen schießen wie die Pilze aus dem Boden.«

»Aber trotzdem kommt es mir hier noch ziemlich einsam vor«, überlegte Hibbard. »Verdammt einsam, wenn es dunkel ist.«

»Die Indianer auf ihren Hügeln haben sich nachts sicher auch gefürchtet. Sie kauerten sich in ihren Tipis genauso um das Feuer, wie sich die Stadtmenschen von heute in ihren Landhäusern um den Fernsehapparat drängen. So fühlten sie sich sicher und geborgen.«

»Ich glaube, du ärgerst dich zu recht«, meinte Hibbard. »Wo doch die Grundstückspreise so angezogen haben. Hättest du den Boom vorausgeahnt, hättest du dir schon vor Jahren die besten Stücke heraussuchen und so ein Vermögen verdienen können.«

Kerry zuckte die Achseln. »Das gerade auch wieder nicht, aber doch genug, um hier wieder abzuhaufen. Inzwischen könnte mir unten in Florida eine kleine Cabana gehören.«

In der Tür erschien das blasse Gesicht eines jungen Mannes.

»Hallo, Vater! Mutter sagt, es gibt gleich Abendessen.«

»Prima«, antwortete Hibbard. »Ich komme sofort.«

Das Gesicht verschwand wieder.

»Einen netten Jungen hast du«, sagte Kerry.

»Hank? Ja, das finden wir auch. Er ist schon ein richtiges Mathematikgenie. Kann es kaum noch abwarten, daß im Herbst die Schule wieder beginnt. Jedenfalls ist er viel vernünftiger, als ich in seinem Alter war, und viel gescheiter als die meisten aus seiner Klasse.«

»Darum gefällt er mir ja gerade.« Kerry klopfte seine Pfeife aus. »Weißt du, ich bin eigentlich gar kein solcher Menschenfeind. Wenn ich den Einsiedler spiele, dann ist das vielleicht gar nicht echt. Zum Teil mache ich es aber auch, um mich zu schützen. Ein Schutz gegen den Pöbel, der sich unserer Städte unserer Kultur bemächtigt. Ich habe das schon vor fünfzehn Jahren kommen sehen; darum bin ich hier heraus gezogen. Es ist schon schlimm genug, während der Semesterzeit in der Stadt sein zu müssen, und ich bin jedesmal heilfroh, wenn die Ferien anfangen und ich mich in mein Refugium zurückziehen kann. Aber jetzt will man mir auch noch dieses letzte bißchen Einsamkeit nehmen. Die Wurstbuden erobern sich die ganze Landschaft...«

Hibbard erhob sich. »Hoffentlich hast du nichts dagegen, daß auch ich mich hier häuslich niedergelassen habe.«

»Aber gewiß nicht, nein! Ich habe mich sehr gefreut, daß du dir vor einem Monat dieses Haus gekauft hast. Vergiß nicht, daß ich trotz allem noch immer ein Mensch geblieben bin, wenn mir die Landbevölkerung auch ebenso fremd ist wie die Städter in ihren Wohnhöhlen oder in den Reihenhäusern. Du bist hier jederzeit willkommen. Ich kann deine Frau gut leiden, und dein Junge gefällt mir auch. Sie sind beide richtige Menschen.«

»Soll das heißen, die anderen seien keine?«

»Versuch nicht, mir Fallen zu stellen«, sagte Kerry. »Du weißt ganz genau, wie ich es meine. Schließlich bist du deshalb auch hierher gezogen, oder etwa nicht?«

Hibbard lehnte sich an die Terrassenbrüstung. »Ja, du hast schon recht. Das heißt – eigentlich kamen wir ja wegen Hank hierher. Er fühlte sich in der Schule in der Stadt nicht wohl. Und seine Schulkameraden konnte er auch nicht leiden. Sie sind – wie soll ich es sagen – sie sind eben anders. Du kennst ja diese jungen Strolche.«

Kerry nickte. »Allerdings. Den Sommer über habe ich das Material für eine Untersuchung über die Jugendkriminalität gesammelt. Nichts besonders Anspruchsvolles – Soziologie ist nicht mein Spezialgebiet –, aber interessant ist es doch. Für einen Anthropologen ein aufschlußreicher Ausflug in Nachbars Garten.«

»Meinst du, daß es auch hier von solchen jungen Strolchen wimmelt?« fragte Hibbard beunruhigt. »Eigentlich wollten wir die ja loswerden.«

»Mach dir deswegen keine Sorgen«, beruhigte ihn Kerry. »Soweit ich gesehen habe, geht es hier auf dem Lande noch verhältnismäßig friedlich zu. Natürlich gibt es auch hier einen gewissen Prozentsatz an Tierquälern, Schulschwänzern und asozialen Typen, aber Hank

wird nicht allzu viele von ihnen kennenlernen; in seinem Alter sind die meisten schon entweder beim Militär – oder in einem Erziehungsheim. In meiner Untersuchung geht es in erster Linie um die Großstadtjugend.«

»Meinst du die Kinder von Leuten, die hierher gezogen sind? Oder gibt es hier in der Gegend ein solches Erziehungsheim?«

»Weder, noch. Ich meine diejenigen, die über das Wochenende herauskommen. Erzähl mir nicht, du hättest sie im Sommer nicht selbst gesehen.«

»Nein. Ich hatte so viel Arbeit, bis im Haus alles in Ordnung war, daß ich nur ganz selten in den Ort kam. Vielleicht einmal in der Woche, um dies und jenes einzukaufen, und meistens am Mittwoch. Aber ich hörte, daß an den Wochenenden ziemlich viel los ist.«

»Das stimmt allerdings«, sagte Kerry. »Aber vielleicht willst du dir den Rummel selbst einmal ansehen? Ich fahre morgen gegen neun hinunter; du kannst gern mitkommen.«

»Abgemacht. Bis morgen also.« Mit diesen Worten hob Hibbard die Hand zum Gruß und ging.

Kerry blieb noch eine Weile auf der Terrasse stehen; er sah seinem Gast nach, der den Bergpfad hinunter der sinkenden Sonne entgegen ging.

Vom fernen Horizont her erklang ein leises Donnern. Man hätte es für ein Gewitter halten können; das jedenfalls taten die beiden Männer.

Sie konnten nicht wissen, daß es das drohende Unheil ankündigte.

Sie mußten während der ganzen Nacht gekommen sein, und sie strömten auch dann noch in die Ortschaft, als Ben Kerry Hibbard in seinem alten Ford gegen zehn Uhr vormittags hinunterfuhr.

Zum erstenmal begegneten sie ihnen kurz vor der Ortsgrenze, zwischen den Schildern »Willkommen in Hilltop« und »Höchstgeschwindigkeit 40 km/h«.

Wieder hörten sie ein donnerndes Geräusch, doch diesmal war jede Verwechslung mit einem Gewittergrollen unmöglich. Das Motorrad kam hinter ihnen angebraust und überholte sie, ohne die Geschwindigkeit zu verringern. Als es an ihnen vorüberflog, erschaschte Hibbard einen kurzen Blick von einer gedrungenen Gestalt in Lederkleidung, der ein Affe im Nacken saß. So jedenfalls sah es im aufwirbelnden Staub aus; doch ein paar Sekunden später erkannte er, daß es sich tatsächlich um ein Mädchen mit kurzgeschnittenem Haar handelte, das sich mit beiden Armen an den Fahrer klammerte.

Als die beiden so davonbrausten, sah Hibbard plötzlich, wie das Mädchen die Hand wie zum Gruß hob. Automatisch erwiderte er ihr Winken, aber Kerry packte ihn an der Schulter.

»Paß auf!« schrie er und zog den Kopf ein.

In diesem Augenblick schlug etwas gegen die Windschutzscheibe und prallte von dort klirrend in den Straßengraben. Hibbard wußte Bescheid. Das Mädchen hatte ihnen nicht zugewunken, sondern ihnen eine leere Bierdose nachgeworfen.

»Das hätte uns die Scheibe zerschlagen können«, schimpfte er.

Kerry nickte. »So etwas passiert immer wieder. Heute abend wird die ganze Straße mit Abfall übersät sein.«

»Aber diese jungen Leute dürfen doch nicht einmal Bier kaufen; ist das nicht gesetzlich verboten?«

Kerry deutete mit dem Daumen über die Schulter zurück. »Das Verkehrsschild verbietet auch, schneller als vierzig Kilometer in der Stunde zu fahren. Und trotzdem haben sie an die hundert Sachen drauf.«

»Das klingt ja, als wären dir solche Dinge fast selbstverständlich.«

»Allerdings. So ist es an jedem Wochenende, den ganzen Sommer über. Jeder weiß, was ihn hier alles erwarten kann.«

»Unternimmt man denn gar nichts dagegen?«

»Wart erst mal ab«, antwortete Kerry.

Als sie nun in das Ortsinnere kamen, fuhren sie an einer Reihe von Motels vorbei. Obwohl noch verhältnismäßig früh am Tage, waren vor ihnen überraschend viele Autos geparkt. Hibbard betrachtete sie neugierig. Keines glich dem anderen, doch bei keinem von ihnen konnte man auch nur eine entfernte Ähnlichkeit mit den Standardmodellen der Industrie feststellen. Buntbemalte Klapperkisten, umgebaute oder selbstgebastelte Vehikel und uralte Sportwagen waren bei weitem in der Überzahl. Und wohin sie auch sahen – überall wimmelte es geradezu von Motorrädern.

»Du siehst also, welche Fortbewegungsmittel unsere Wochenendbesucher bevorzugen«, sagte Kerry. »Ich fürchte nur, sie erscheinen dir etwas unkonventionell. Offenbar haben sie alle etwas gegen das ›Detroitser Blech‹; daraus läßt sich immerhin schließen, daß sie in der Wahl ihrer Autos ihren Protest symbolisieren. ›Automotivation‹ nenne ich das in meiner Arbeit.«

Er ließ den Wagen im Schneckentempo über die »Hauptstraße« rollen. Auf den Gehsteigen herrschte das übliche Sonntagsgedränge: Farmer mit ihren Familien, aber auch überraschend viele Jugendliche aus der Großstadt.

Es fiel nicht schwer, sie von der einheimischen Jugend zu unter-

scheiden; auffällig genug waren sie ja, diese schlaksigen, rüpelig lachenden Gestalten in ihren nietenbeschlagenen Lederjacken und den hautengen Jeans. Ihre Stiefel dröhnten über das Pflaster, ihre Schirmmützen tanzten in der Menge auf und ab. Manche von ihnen waren barhäuptig; sie hatten sich eine Glatze rasiert oder trugen einen kurzen Bürstenhaarschnitt; doch stieß man hier und da auch auf meist ältere Jungen, die mit ihrem langen, fettigen Haar und den auffälligen Koteletten dem anderen Extrem zuneigten. Wieder andere trugen Spitzbärte, die entfernt an Ziegenböcke erinnerten. Ihr satyrhaftes Aussehen wurde durch das Äußere und das Benehmen ihrer Begleiterinnen noch unterstrichen: Ohne Ausnahme glichen sie dem Mädchen auf dem Motorrad. Die kurzen Haare, die geschminkten Gesichter, die enganliegenden Pullis und Reithosen waren offenbar so etwas wie eine Uniform.

Ihr lärmendes Rufen hallte durch die engen Straßen wie in einem Amphitheater; aus einer Kneipe am Ende der Straße drang das dröhnende Geplär einer überstrapazierten Music-Box.

Vor der Tür drängte sich eine größere Gruppe von Jungen und Mädchen; mehrere Pärchen tanzten auf dem Gehsteig, und es machte ihnen gar nichts aus, daß vorbeigehende Fußgänger auf die Fahrbahn ausweichen mußten. Das Sonnenlicht brach sich in Hunderten von Bierdosen.

Hibbard wandte sich seinem Freund zu. »Jetzt wird mir einiges klar«, sagte er. »Vor ein paar Jahren habe ich einen Artikel darüber gelesen. Kamen damals nicht die Halbstarcken mit ihren Motorrädern irgendwo in Kalifornien zusammen? Sie terrorisierten die ganze Stadt; fast war es ein richtiger Aufstand.«

»Das stimmt«, gab ihm der Ältere recht. »Und im letzten Jahr passierte das gleiche in einem anderen Staat. In diesem Sommer wurde auch schon verschiedentlich von ähnlichen Ereignissen berichtet. Wenn man sich etwas eingehender mit diesem Phänomen beschäftigt, wird man feststellen, daß es durchaus nichts Ungeöhnliches ist.«

»Das ist es also, was du mir zeigen wolltest?« fragte Hibbard.

»Daß diese Motorradbanden hierherkommen und die Bevölkerung terrorisieren?«

Kerry schüttelte den Kopf.

»Jetzt übertreib mal nicht. Zunächst einmal sind das keine ›Motorradbanden‹, es ist keine ›Sportwagengang‹, kein Elvis Presley-Fanclub. Diese jungen Leute kommen von überall her, aus der großen Stadt und ihren Vororten, aus den kleineren Industriestädten in der Umgebung. Es gibt keine Hinweise dafür, daß sie irgendeinem

Klub, einer Gruppe oder einer Organisation angehören. Sie treffen sich hier ganz einfach, sonst nichts. Und wenn man sich die Sache näher ansieht, dann »terrorisieren« sie die Bevölkerung keineswegs. Im Gegenteil, wahrscheinlich sind die meisten Geschäftsleute hier sogar froh, daß sie kommen.« Er deutete hinüber zu der offenen Kneipe. »Es sind gute Kunden, die viel Geld in der Stadt lassen an einem solchen Wochenende.«

»Aber du sagtest doch selbst, daß sie sich nicht an Gesetze und Vorschriften halten. Sie prügeln sich mit den Einheimischen, werfen Fensterscheiben ein und treiben allen möglichen Unfug.«

»Vermutlich zahlen sie dafür.«

»Und wie stellen sich die Behörden dazu? Was halten sie von der Geschichte?«

Kerry grinste. »Meinst du vielleicht den Bürgermeister? Der ist Schlosser, und sein Amt bringt ihm im Jahr höchstens hundert Dollar ein. Er kümmert sich nicht sehr darum.«

»Aber die Polizei...«

»Wir haben hier einen Sheriff, das ist so ziemlich alles. Für ein eigenes Gefängnis ist der Ort zu klein; das nächste ist drüben in der Kreisstadt.«

»Und die Leute, die kein Geschäft haben? Beschwerden die sich denn nicht? Nehmen die es einfach hin, wenn der Halbstarckenpöbel das Kommando übernimmt und sich wie verrückt aufführt?«

»Wahrscheinlich tun sie das. Aber bis jetzt wurde trotzdem noch nichts unternommen. Mir kann das eigentlich nur recht sein. Du würdest dich wundern, wieviel Material ich allein in diesem einen Sommer gesammelt habe. Und heute habe ich vor, eines von ihren Wettrennen anzusehen.«

»Ein Wettrennen?«

»Ja. Oder glaubst du etwa, sie kommen hierher, um nur über die Hauptstraße zu flanieren? Samstags oder sonntags sind sie meistens irgendwo drüben in den Bergen auf einer von diesen kleinen Nebenstraßen. Sie mieten von irgendeinem Bauern ein Stück Land und veranstalten Geländerennen für Motorräder, »Bergprüfungen« und ähnliche Wettbewerbe. Bis jetzt waren sie immer westlich des Ortes, aber diesmal habe ich das Gefühl, daß sie sich in unserer Gegend treffen. Jetzt hat ihnen der alte Lautenschlager den Hügel hinter seinem Haus zur Verfügung gestellt. Wahrscheinlich können wir heute nacht ihre Lagerfeuer sehen.«

»Lagerfeuer?«

Kerry nickte. »Ja, meistens zünden sie welche an.«

»Wollen sie Indianer spielen?« Hibbard sah auf eine Dreiergruppe

an einer Straßenecke. Ein magerer Junge bearbeitete in einer Art epileptischem Anfall eine Gitarre, und ein wie irr herumhüpfendes Paar schien dazu einen Kriegstanz zu improvisieren. Die Szene wirkte unwiderstehlich komisch. »Vielleicht sind es sogar Indianer. Wenn man sich den Lärm anhört, könnte man es fast meinen.«

Kerry zuckte die Achseln. »Rock'n Roll«, meinte er.

Plötzlich verging Hibbard das Lachen. »Schau dir das an«, rief er und zeigte auf die Straße.

Ein zerbeultes Kabriolett voller junger Leute, deren Grölen den Beatlärm noch übertönte, kam ihnen entgegengerattert. Eine kleine Katze wollte ihm aus dem Weg springen, aber sie war nicht schnell genug. Denn der Fahrer lenkte den Wagen offenbar absichtlich zur Seite. Ein dumpfer Aufprall war zu hören, ein kläglicher Schrei, dem schallendes Gelächter folgte.

»Hast du das gesehen?« entrüstete sich Hibbard. »Sie haben die Katze absichtlich überfahren. Mir reicht es jetzt. Ich werde...«

»Gar nichts wirst du.« Kerry trat auf das Gaspedal. »Das arme Vieh ist tot. Du kannst ihm auch nicht mehr helfen. Es hat keinen Sinn, irgend etwas zu unternehmen.«

»Was ist denn nur mit dir los?« Hibbard war außer sich. »Du wirst doch so etwas nicht einfach geschehen lassen?« Er blickte mit finsterner Miene auf das Kabriolett, das mittlerweile angehalten hatte. Die jungen Leute kletterten hinaus. »Schlimm genug, wenn kleine Jungen aus kindlicher Neugier Tiere quälen, aber das sind keine Kinder mehr. Die sind alt genug, um zu wissen, was sie tun.«

»Da hast du vollkommen recht«, stimmte ihm Kerry zu. »Es sind nun eben Wilde. Denk doch an die Ausschreitungen, über die wir uns gerade unterhalten haben. Man kann nichts dagegen tun.« Kerry fuhr schweigend bis ans Ende der Hauptstraße, bog dort ab, steuerte in weitem Bogen um das Zentrum des Orts, bis er am anderen Ende die Hauptstraße wieder erreichte. Auch aus der Ferne konnte man den Lärm noch deutlich vernehmen: den hämmernden Rhythmus der Musik, das Dröhnen der Auspuffrohre, das Gellen der Hupen und das Donnern der Motore.

»Immer und überall müssen sie Lärm um sich haben«, sagte Kerry schließlich. »Ich nehme an, es handelt sich um das Phänomen, das die Psychologen »Aggressionslärm« nennen.«

Hibbard gab keine Antwort.

»Der Rock'n Roll ist nur eine Erscheinungsform unter vielen. Zu deiner Zeit war es der Swing, zu meiner der Jazz. Überhaupt lassen sich viele Parallelen feststellen, wenn man sich die Dinge nur etwas genauer ansieht. Auffällige Kleidung, exzentrische Frisuren, das

Saufen – all das gehört zur Auflehnung gegen den Zwang der Autorität.«

Hibbard jedoch ließ nicht locker. »Aber nicht eine solche Gemeinheit«, sagte er. »Natürlich habe ich nicht vergessen, welche Saufgelage wir früher veranstaltet und welchen Blödsinn wir nach unseren Fußballspielen getrieben haben. Aber so etwas hat es damals nicht gegeben. Bei uns gab es zwar auch schon Rüpel und Lümmel – aber heute führen sie sich alle auf wie die Irren.«

»Dein Junge zum Beispiel nicht. Viele sind ganz normal«, widersprach Kerry.

»Zugegeben. Aber viele sind es eben nicht. Und von Jahr zu Jahr werden es mehr. Sag nur nicht, du hättest es auch nicht schon bemerkt. Du hast doch gesagt, daß du diese Bengel studierst. Und vor einem Augenblick noch warst du selbst entsetzt.«

Kerry seufzte. »Ja, ich habe sie studiert. Und ich bin entsetzt.« Er schwieg eine Weile. »Wie wäre es, wenn du zum Essen mitkommst? Ich muß dir ein paar Dinge zeigen.«

Hibbard nickte. Jetzt zur Mittagszeit war es still im Tal – oder fast ganz still. Nur wenn man genau hinhörte, konnte man von den Bergen leises Motorengeräusch vernehmen.

Nach dem Essen kramte Kerry in seinen Schubladen und brachte einen ganzen Berg Notizhefte zutage. »Es ist schon lange her, daß ich mit dem Sammeln angefangen habe; vor einiger Zeit habe ich einen Ausschnittdienst beauftragt, mir sämtliche Zeitungsberichte darüber zu schicken.«

Er durchblätterte das oberste Heft. »Hier sind die Berichte über die Motorradbanden und ein Abschnitt über Schlägereien unter Halbstarke. Hier ist ein Bericht des New Yorker Polizeipräsidenten über den Anstieg der Jugendkriminalität. Eine Liste der Waffen, die man bei den Erstsemestern eines Detroitter Colleges gefunden hat – Klappmesser, Rasiermesser, Schlagringe, zwei Pistolen, eine kleine Axt. Hat man ihnen bei Straßenkämpfen abgenommen. Da ein Abschnitt über Rauschgifte, einer über Raubüberfälle, ein paar Artikel über Brandstiftung. Alltägliche Dinge habe ich nicht berücksichtigt, soweit es möglich war, auch keine Sexualvergehen wie Vergewaltigungen, gemeinschaftlich begangene Unzucht und gewisse Perversitäten. Trotzdem kam eine erschreckende Kollektion des Verbrechens dabei heraus. Der zweite Teil umfaßt ausschließlich Zeitungsausschnitte mit Berichten über Morde und vorsätzliche Körperverletzungen. Du wirst sehen, es ist keine erfreuliche Lektüre.«

Das war es nun wirklich nicht. Hibbard wurde immer zorniger.

Natürlich hatte er schon solche Nachrichten gelesen, wenn er die Seiten der Tageszeitungen überflog, aber nie war ihm aufgefallen, wie häufig diese Dinge geschahen. Hier begegnete er ihnen zum erstenmal in all ihrer Vielfalt – es war eine Anthologie des Schreckens.

Er las die Berichte über die jugendlichen Entführer aus Chicago, die ein Kind zuerst gefoltert und dann ermordet hatten, über den Jungen aus den Südstaaten, der sein Schwesterchen schlachtete, über den Sohn, der seine Mutter durch Kopfschuß tötete. Ein Fall nach dem anderen, ermordete Eltern, Geschwister, Kinder – ein offenbar sinnloses Schlachten.

Kerry sah ihn seufzend an.

»Die Wirklichkeit ist schlimmer als alle Vorstellung«, sagte er.

»Das hat nichts mehr mit Jungenromantik zu tun, das sind keine Abenteuer geschichten.«

»Ich kann es einfach nicht verstehen«, antwortete Hibbard.

»Natürlich, es gab immer schon jugendliche Verbrecher, Halbwüchsige ohne Halt und Moral. Nur schienen sie früher die Ausnahme zu sein, Opfer der Weltwirtschaftskrise. Und den Kinderbanden während des Krieges hielt man die fehlende elterliche Aufsicht zugute. In diesen Fällen schienen sie das Produkt einer zerrütteten Umwelt zu sein. Aber in deinen Zeitungsausschnitten wird immer wieder darauf hingewiesen, daß die Übeltäter aus ordentlichen und wohlhabenden Familien kommen. Was ist nur mit unseren Kindern los?«

»Es gibt noch immer nette Jungen und Mädchen. Denk nur an Hank.«

»Aber was hat die meisten anderen so verändert? Was ist denn in den Jahren Schreckliches geschehen?«

Kerry zog an seiner Pfeife. »Es gibt viele Erklärungen dafür. Dr. Wertheim zum Beispiel sieht die wichtigste Ursache in den Comics. Manche Psychotherapeuten wollen das Fernsehen verantwortlich machen. Andere behaupten wieder, der Krieg habe die Änderung gebracht: Die Kinder leben im Schatten des Militärdienstes, also rebellieren sie. Sie haben sich ihre eigenen Ideale geschaffen – James Dean, Marlon Brando, ihre vergötterten Bandenführer. Über dieses Thema ist tatsächlich schon sehr viel geschrieben worden.«

»Mich kann das nicht sehr beeindrucken«, entgegnete Hibbard.

»In der Theorie mag alles schön und gut klingen. Aber wie kann es zum Beispiel das hier erklären. Hör zu.« Er zeigte auf einen der Zeitungsausschnitte, die vor ihm ausgebreitet lagen. »Ein Fall aus dem letzten Monat. Ein vierzehnjähriger Junge, irgendwo in den Süd-

staaten. Mitten in der Nacht stand er auf und legte mir nichts, dir nichts seine schlafenden Eltern um. Ohne jeden Grund. Er sagt, er hätte sie nicht gehaßt, und das psychiatrische Gutachten nimmt an, daß er vollkommen normal war und in einem ordentlichen Elternhaus aufwuchs. Er erwachte ganz einfach aus tiefem Schlaf und fühlte das ›dringende Bedürfnis, jemanden zu ermorden‹. Also tat er es.« Hibbard blätterte weiter. »Anscheinend ist das in vielen Fällen so. Sie morden unter irgendeinem ›Zwang‹, etwas ›überkommt sie‹ oder sie ›wollen sehen, wie es ist‹. Und am nächsten Tag durchkämmt die Polizei das Gestrüpp nach vermißten Babies oder findet in irgendeiner Kiesgrube einen zerstückelten Toten. Du kannst sagen, was du willst: Sinn hat das keinen.«

Er klappte das Buch zu und sah Kerry an. »Du hast mit viel Arbeit und Mühe diese Ausschnitte gesammelt, du hast dich den ganzen Sommer über mit dem Problem der Jugendkriminalität beschäftigt. Du mußt dabei doch zu einem Ergebnis gekommen sein.«

Kerry zuckte die Achseln. »Vielleicht. Aber Endgültiges kann ich dazu noch nicht sagen. Ich brauche noch Tatsachen, um meine Theorie beweisen zu können.« Er sah Hibbard lange und ernst in die Augen. »Soweit ich mich erinnern kann, warst du immer ein fleißiger Schüler. Wollen wir doch einmal sehen, ob du die Zusammenhänge erkennst.«

»Nun ja – ein paar Dinge sind mir schon aufgefallen. Zunächst einmal die Tatsache, daß in so vielen Fällen ein junger Mensch unvermittelt einen inneren Zwang verspürt, jemanden zu ermorden. Meistens ist er dabei allein und nicht Mitglied einer Bande. Wenn man genau überlegt, ist es meistens das einzige Kind seiner Eltern, ein Einzelgänger.«

Kerry kniff die Augen zusammen. »Mach weiter.«

»Das trifft auf die eine Gruppe zu. Aber es gibt noch eine andere – die Banden. Diejenigen, die so eine Art Uniform und Abzeichen tragen. Man liest eine ganze Menge über ›Aufnahmeprüfungen‹ über Geheimbünde und solchen Kram. Sie haben ihre eigenen Geheimsprachen, reden sich nur mit Spitznamen an – und sie scheuen ihre Verbrechen nicht planlos zu begehen.« Er dachte einen Augenblick lang nach. »Offenbar haben wir es mit zwei grundverschiedenen Typen zu tun. Oder ... etwas haben sie doch alle gemeinsam.«

Kerry beugte sich vor. »Und das wäre?«

»Sie fühlen nichts dabei, sie empfinden keine Schuld, keine Scham, sie haben kein schlechtes Gewissen. Sie haben kein Mitleid mit ihren Opfern, nie. Das wird in diesen Berichten immer wieder

deutlich. Sie morden um des Mordens willen, aber es berührt sie nicht. Mit anderen Worten: Es sind Psychopathen.«

»Siehst du, wir kommen schon vorwärts«, sagte Kerry. »Du nennst sie Psychopathen. Aber was verstehst du darunter?«

»Wie ich schon sagte: Jemand, der keine Gefühle hat, ein Mensch ohne Gewissen. Du bist doch Psychologe, du müßtest es doch eigentlich wissen.«

Kerry deutete auf das Bücherregal an der Kaminwand. »Das stimmt. Aber in allen meinen Büchern findet sich keine eindeutige Definition dessen, was man unter ›psychopathische Persönlichkeit‹ zu verstehen habe. Ein Psychopath ist nicht krank, und deshalb spricht er auch auf keine Behandlungsmethode an. Nach dem gegenwärtigen Stand der Forschung kann niemand sagen, wie man zum Psychopathen wird, und weil das so ist, wird allgemein angenommen, daß diese Eigenschaft angeboren ist.«

»Glaubst du das auch?«

»Ja. Aber im Gegensatz zu den anderen habe ich einen Grund, es zu glauben. Ich glaube, ich weiß, was ein Psychopath ist. Und ...«

»Vater!«

Die beiden Männer blickten sich um.

Hibbards Sohn stand in der Tür. Die Strahlen der untergehenden Sonne spiegelten sich rot im Blut, das ihm über das Gesicht lief.

»Hank! Was ist denn passiert? Hastest du einen Unfall?« Hibbard ging auf seinen Sohn zu.

»Nein, es ist alles in Ordnung. Wirklich. Ich wollte nur nicht nach Hause gehen, weil Mutter sich sonst erschrocken hätte.«

»Setz dich hin.« Kerry schob ihm einen Stuhl hin. »Ich hole schnell warmes Wasser und wasch dich ab.« Er ging zum Waschbecken und kam mit einem Handtuch und einer Schüssel wieder. Sorgfältig wusch er das Blut ab, bis die Kopfwunde sichtbar wurde.

»Ist nicht zu tief«, sagte er Hibbard. »Gibst du mir Jod und Verbandszeug?«

Der Junge wimmerte auf, als Kerry die Wunde versorgte.

»Geht es jetzt besser?«

»Ist schon gut. Man hat mich mit einer Eisenkette geschlagen.«

»Wer?«

»Ich weiß nicht. Ein paar Kerle. Ich war am Nachmittag spazierengegangen, da hörte ich bei Lautenschlager diesen Lärm. Ich habe sie gesehen, diese Kerle und ihre Mädchen; sie fuhr den Hügel rauf und runter. Es war ziemlich laut. Ich wollte nur einmal sehen, was da los ist, sonst nichts, ich wollte nur sehen, was sie so treiben ...«

Seine Unterlippe zitterte; Hibbard klopfte ihm auf die Schulter.

»Natürlich, ich verstehe. Du bist also hinübergangen. Und was geschah dann?«

»Ich ging also hinauf. Aber noch ehe ich ganz dort war, haben so ein paar große Kerle mich angerempelt. So fünf oder sechs müssen es gewesen sein. Auf einmal tauchten sie aus einem Gebüsch auf und hielten mich fest. Einer hatte einen Schlagstock, ein anderer diese Eisenkette, mit der er mich hier am Kopf traf. Die anderen ließen mich los, um nicht selbst getroffen zu werden, und da bin ich davongerannt. Sie haben mich verfolgt, aber ich bin über den Zaun gesprungen und habe mich hinter Lautenshlagers Scheune versteckt, daß sie mich nicht sehen konnten.«

»Weißt du noch, wie sie ausgesehen haben?«

»Ja, der eine hatte einen Bart. Und alle trugen sie schwarze Lederjacken und Stiefel.«

»Das waren sie also. Unsere Freunde, die Psychopathen.« Hibbard erhob sich. »Kannst du gehen? Komm.«

»Wohin?«

»Nach Hause. Du mußt so schnell wie möglich ins Bett. Du hast einen bösen Schlag abbekommen. Und ich setz mich ins Auto und fahr schnell einmal hinüber in die Kreisstadt. Ich glaube, das ist ein Fall für die Staatspolizei.«

Kerry nahm die Pfeife aus dem Mund. »Hältst du es für richtig, Ärger zu machen?« fragte er ernst. »Du weißt nicht, was du dir damit einhandeln kannst.«

»Mir reicht der Ärger schon«, antwortete Hibbard. »Wenn eine Bande von Rowdies meinem Sohn eine Kette über den Schädel schlägt, dann reicht mir das. Komm, Hank.«

Er führte den Jungen hinaus und ging die Anhöhe hinunter, ohne sich noch einmal umzusehen.

Kerry verzog kopfschüttelnd das Gesicht. Er öffnete den Mund, um den beiden noch etwas nachzurufen, ließ es dann aber doch sein. Aufmerksam sah er in das Hügelland. Kein Rauch, der sich in die Dämmerung gekräuselt hätte, nur der deutlich vernehmbare Lärm der Motoren. Kerry blieb lange horchend stehen. Dann ging er langsam und zögernd in das Kaminzimmer zurück. Er zündete ein Feuer an und setzte sich davor, ein Notizbuch im Schoß. Von Zeit zu Zeit schrieb er ein paar Worte hinein. Reglos mit zurückgebeugtem Kopf saß er da, als erwarte er, ein plötzliches Geräusch zu hören.

Ungefähr eine Stunde mußte vergangen sein, bis er es vernahm. Aber obwohl er darauf vorbereitet war und es erwartet hatte, sprang er auf, als er die Schritte hörte. Er sprang an die Tür, die er in dem Augenblick erreichte, als Hibbard hereinstürmte.

»Oh, du bist es!« Kerrys Stimme hörte man an, wie erleichtert er war. »Es ist so dunkel, daß ich dich im ersten Augenblick nicht erkannt habe.«

Hibbard war so außer Atem, daß er im ersten Augenblick gar nichts sagen konnte.

»Bin den ganzen Weg bis hierher gerannt«, japste er.

»Was ist denn los? Etwas mit Hank?«

»Nein, dem Jungen geht es gut. Wir haben ihn ins Bett gesteckt, und meine Frau glaubt nicht, daß er eine Gehirnerschütterung hat. Als ehemalige Krankenschwester kann sie das beurteilen. Ich habe schnell eine Scheibe Brot gegessen und wollte dann sofort zur Polizei fahren. Die Tür war zu gewesen, darum hatten wir nichts gehört. Wahrscheinlich haben sie sich in den Hof geschlichen und sind dann sofort wieder verschwunden. Meine Frau hat auch nichts gemerkt.«

»Wovon?«

»Von unseren jungen Freunden. Sie haben doch tatsächlich herausbekommen, wo Hank wohnt. Sie müssen gehaut haben, was ich vorhatte. Jedenfalls wollten sie auf Nummer Sicher gehen. Alle vier Reifen haben sie mir zerschnitten.«

Hibbard redete immer lauter. »Daß es weit und breit kein Telefon gibt, konnten sie sehen. Sie dachten, wenn sie meinen Wagen außer Gefecht setzen, könnte ich nichts mehr gegen sie unternehmen. Aber da haben sie sich gewaltig verrechnet.«

»Jetzt beruhige dich erst einmal.«

»Ich bin vollkommen ruhig. Ich bin bloß gekommen, um mir deinen Wagen zu leihen. Das ist alles.«

»Du willst immer noch zur Polizei?«

»Was heißt immer noch? Nach dem, was vorgefallen ist, kann mich nichts mehr zurückhalten. Bevor ich wegging, habe ich noch einmal genau nachgesehen, ob alle Fenster und Türen sicher verriegelt sind. Aber das will nicht viel heißen. Es würde mich nicht wundern, wenn sie noch heute nacht auf die Idee kommen, mir das Dach über dem Kopf anzuzünden.«

Kerry schüttelte den Kopf. »Das glaube ich nicht. Ich glaube, das beste wäre, du gehst jetzt wieder nach Hause und legst dich ins Bett. Dann wird gar nichts mehr passieren. Sie wollen nur in Ruhe gelassen werden.«

»Was sie wollen und was sie bekommen, sind zwei Paar Stiefel. Ich werde jetzt jeden Polizisten, jeden, der eine Uniform trägt hier in der Gegend, zusammentrommeln, daß diesen Burschen ein für allemal das Handwerk gelegt wird.«

»Nein. Das wird dir nicht gelingen. Jedenfalls nicht so.«

»Laß doch, ich bin nicht gekommen, um mich mit dir zu streiten. Gib mir bitte die Schlüssel.«

»Erst wenn ich dir noch etwas gesagt habe.«

»Du hast mir schon genug erzählt. Ich hätte schon etwas unternehmen sollen, als diese Kerle die Katze tötführen.« Er wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Also meinetwegen. Worum geht es?«

Kerry ging hinüber zum Bücherregal.

»Wir haben uns vorhin über Psychopathen unterhalten. Ich sagte, daß die Psychiater nichts Rechtes mit ihnen anzufangen wissen. Aber ich weiß Bescheid. Wahrscheinlich muß manchmal erst ein Anthropologe kommen, der herausbekommt, was wirklich los ist. Im Verlauf meiner Studien habe ich mich oft mit dem Herdentrieb beschäftigt, aber auch mit den verschiedenen Geheimbünden, die es überall und zu allen Zeiten gab und gibt. Und ich habe gewisse Übereinstimmungen entdeckt. Um nur ein Beispiel zu nennen: Wußtest du, daß in manchen Gegenden auch die Frauen ihre eigenen Gruppen bilden? Professor Lips meint...«

»An einem wissenschaftlichen Vortrag bin ich jetzt nicht interessiert.«

»Wart erst mal ab, Professor Lips sagt, allein in Afrika existierten Hunderte von solchen Organisationen. Bei den Bundus in Nigeria tragen sie bei ihren geheimen Ritualen ganz besondere Masken und Kostüme. Wenn ein Mann es wagt, sie zu belauschen, wird er streng bestraft und manchmal sogar getötet.«

»Um Gottes willen, eine Halbstarckenbande am Lagerfeuer ist doch noch kein Geheimbund.«

»Heute nachmittag ist dir die Ähnlichkeit selbst aufgefallen.«

»Ich habe nur gesagt, daß manche Jugendliche sich zu Banden zusammenschließen. Aber die anderen tun es eben nicht. Wie steht es denn mit den Einzelgängern, die den Drang spüren, plötzlich jemanden umzubringen?«

»Die wissen nur nicht, wer sie sind. Sie haben sich noch nicht selbst erkannt. Die anderen übrigens, die sich in Banden organisieren, vermutlich auch nicht. Jedenfalls nicht bewußt. Sie glauben, sie machen alles nur aus Jux. Und man kann nur hoffen, daß das so bleibt, daß sie nicht auf einmal entdecken, was es eigentlich ist, das sie zusammenführt.«

»Wir wissen doch, was sie zusammenführt. Es ist eine Horde von Psychopathen.«

»Und was ist das, ein Psychopath?« Kerry sprach ganz leise. »Ein Psychiater kann es nicht erklären, aber ein Anthropologe ist dazu in der Lage: Ein Psychopath ist ein Dämon.«

»Was?«

»Ein Dämon. Ein Wesen, das in allen Religionen bekannt ist. In allen Gesellschaften, zu allen Zeiten. Ein Wesen, das der Vereinigung eines Satans mit einer Sterblichen entsprang.« Kerry lächelte gezwungen. »Ich weiß, das klingt verrückt. Aber denk doch selbst einmal nach. Wann hat denn alles angefangen, diese Welle der Jugendkriminalität, der psychopathischen Gewalttätigkeit? Doch gerade zu jener Zeit, als die in den ersten Kriegsjahren geborenen Kinder in die Pubertät kamen. Und eben damals ist alles passiert, während des Kriegs, als die Männer fort waren. Die Frauen hatten Alpträume: Die Art von Alpträumen, die manche Frauen schon zu allen Zeiten gehabt haben. Satan sucht sie im Schlaf heim und zeugt mit ihnen ein Kind. Schon lange Zeit vor der Entdeckung Amerikas gab es solche Fälle, nämlich zur Zeit der Kreuzzüge. Folge davon war, daß sich überall in Europa der Hexenwahn verbreitete – ausgelöst durch böse Geister, die Brut Satans im Menschengewand. Siehst du nicht, wie sich ein Steinchen zum anderen fügt? Dieser unselige, unerklärliche Hang zum Bösen, diese merkwürdige Mordlust, die sie im Schlaf überkommt, das völlige Fehlen jeden Gefühls, die Tatsache, daß Jugendliche sich scheinbar ohne jeden Grund zu Banden zusammenschließen, um gemeinsam Gewalttaten zu begehen. Wie gesagt, ich glaube, daß nicht einmal die Banden selbst wissen, welche Bewandnis es mit ihnen hat – aber sollte das jemals der Fall sein, wird uns eine Welle von Hexenwahn und Schwarzer Magie überrollen, die jene des Mittelalters an Heftigkeit noch weit übertreffen wird. Schon jetzt versammeln sie sich in Sommernächten um ihre Lagerfeuer, um die Geister zu beschwören...«

»Du hast ja nicht alle Tassen im Schrank!« Hibbard packte Kerry an der Schulter und schüttelte ihn. »Lausbuben sind's sonst nichts. Was ihnen fehlt, ist eine ordentliche Tracht Prügel, vielleicht ein paar Jahre in einer Erziehungsanstalt.«

Kerry machte sich von seiner Hand frei. »Jetzt redest du genau so dumm wie all die anderen: die pensionierten Offiziere, die Polizei und die verdammten Fürsorgeorganisationen, die glauben, mit Gewalt irgend etwas erreichen zu können. Seit eh und je will man das Problem auf diese Art lösen, aber wie weit man damit kam, siehst du ja selbst. Jedenfalls nicht weiter als durch die Psychotherapie. Und warum? Weil man in diesem Fall mit den überlieferten Methoden gar nichts ausrichten kann. Wir haben es mit bösen Geistern zu tun. Wir müssen ihrer mit allen Mitteln Herr werden. Ich kann es nicht zulassen, daß du heute nacht zur Polizei fährst. Das Erscheinen der Polizei wird einen Aufstand entfesseln, es wäre Mord...«

Hibbard streckte ihn mit einem einzigen Faustschlag nieder. Kerrys Kopf schlug gegen den Kaminsims; bewußtlos fiel er auf den Boden. Von seiner rechten Schläfe quoll Blut herab. Hibbard beugte sich zu ihm hinunter und fühlte seinen Puls. Erleichtert atmete er auf. Rasch durchsuchte er Kerrys Jackentaschen. Die Wagenschlüssel waren nicht schwer zu finden.

Dann erhob er sich wieder, wandte sich um und lief aus dem Haus.

Es dauerte nicht lange, bis Kerry wieder zu sich kam. In seinem Kopf hämmerte es rasend. Er klammerte sich am Kaminsims fest und zog sich langsam in die Höhe. Das Pochen wurde immer schlimmer, aber es dröhnte nicht nur in seinem Kopf – ein rhythmisches Donnern klang von den Hügeln herüber.

Er rieb sich die Stirn und ging langsam zur Tür. Über den Bergen lag ein roter Schimmer, und jetzt konnte er auch die Flammen sehen, die hoch zum Himmel loderten.

Kerry kramte in seinen Taschen herum, fluchte, öffnete die Tür. Einen Augenblick lang zögerte er; dann ging er noch einmal ins Wohnzimmer zurück. Er beugte sich über den Schreibtisch, suchte in der obersten Schublade und fand schließlich den kleinen Revolver. Er steckte ihn in die Tasche und machte sich auf den Weg. Draußen war es dunkel, und der schwache Widerschein der Flammen kam ihm sehr gelegen, als er die Anhöhe hinunterstieg. Unten angekommen, sah er, daß sein Wagen verschwunden war. Er bückte sich, um festzustellen, in welcher Richtung Hibbard davongefahren war. Offenbar hatte er den kürzesten Weg zu der Straße, die in die Kreisstadt führte, eingeschlagen. Die Straße war voller Schlaglöcher und zog sich direkt am Fuße des Hügels hinter Lautenschlagers Anwesen entlang – aber es war der schnellste Weg. Kerry überlegte, ob er noch rechtzeitig zur Hauptstraße gelangen würde, um die Polizei aufzuhalten. Hibbard hatte er nicht überzeugen können, aber er war bereit, es ein zweites Mal zu versuchen. Die Polizei jedenfalls konnte nichts ausrichten. Ihr Eingreifen würde nur weiteres Blutvergießen zur Folge haben. Wenn er doch nur Zeit genug gehabt hätte, die Angelegenheit auf seine Weise in die Hand zu nehmen; er hätte mit den Leuten geredet, die noch an das Heilmittel des Exorzismus glaubten, diese uralte Form der Teufelsaustreibung...

Kerry schritt nun weiter aus. Insgeheim mußte er lächeln. Hibbard konnte er wirklich keinen Vorwurf machen. Die meisten Menschen dachten ja so wie er – das heißt, die meisten zivilisierten Menschen, die Bewohner des abendländischen Kulturkreises, die blindlings ihren Weg gehen, die sich nicht um die übrigen anderthalb Milliarden kümmern, die wissen, was sie schon immer gewußt ha-

ben: daß es den Teufel gibt, daß er überaus mächtig ist – und in der Lage, Nachkommen zu zeugen.

Aber vielleicht war es ganz gut, daß sie es nicht wußten. Was er Hibbard gesagt hatte, war schon richtig: Die einzige Hoffnung lag momentan darin, daß diese Wechselbälger die Wahrheit über ihre Natur nicht kannten. Die bösen Geister wußten nicht, daß sie böse Geister waren. Aber wehe, sie würden es einmal herausbekommen und sich zusammenschließen...

Kerry verscheuchte diese Gedanken, als er sich an dem Hügel, auf dem das Feuer brannte, vorbeischlich. Er versuchte, sich im Schatten am Straßenrand zu verbergen; den Klang seiner Schritte übertönten Motorenlärm und lautes Grölen.

Als er jetzt um eine scharfe Kurve bog, sah er in einiger Entfernung die Umrisse eines Wagens, der in den Straßengraben gefahren war. Er kniff die Augen zusammen: Kein Zweifel, es war sein eigener. Ein Unfall? Langsam ging er näher. »Hibbard, wo bist du?« Er wagte nicht, es laut zu rufen.

Aus der Dunkelheit trat ihm eine Gestalt entgegen. »Habe mir fast gedacht, daß du kommst.«

Kerry hatte gerade noch Zeit, sich über die so merkwürdig veränderte Stimme des Freundes zu wundern, denn plötzlich wurde er von einer ganzen Meute dieser jungen Leute umringt. Ein paar von ihnen hielten ihn fest, andere schlugen auf ihn ein, bis er die Besinnung verlor.

Als er wieder zu sich kam, merkte er, daß man ihn auf den Gipfel des Hügels getragen hatte. Vor ihm prasselte das lodernde Feuer, um das die grölenden Gestalten tanzten. Was er sah, erinnerte ihn irgendwie an alte Holzschnitte, an Darstellungen des Hexensabbats und die Anbetung des Bösen. Nur – in den Flammen erkannte er keinen Satan, nur ein schwarzes, verkohltes Etwas, ein puppenähnliches Wesen, das sie an einen Pfosten gelehnt hatten. Und alle tanzten herum und lachten, einer schlug in die Saiten einer Gitarre: ein paar junge Leute, die sich amüsierten. Einige tranken Bier, andere umkreisten das Feuer mit ihren Motorrädern.

Sie hatten halt die Nerven verloren und ihn zusammengeschlagen, dachte er sich, aber sie waren eben noch jung. Das wollte er ihnen sagen: Es wäre alles ein Mißverständnis gewesen. Alle anderen, schrecklichen Gedanken mußte er unbedingt überspielen. Jetzt zerrten sie ihn in den Kreis hinein; ein hünenhafter Kerl, an dessen Mütze Biberschwänze genäht waren, grinste ihn an.

»Den anderen haben wir gefunden«, sagte er. »Haben ihm eins aufs Dach gegeben, ehe er davonlaufen konnte.«

- »Mensch, der macht ja aus Angst in die Hose!«
»Der spinnt ja total! Er wollte in die Stadt!«
»Das hätte ein Fest gegeben, wenn er es geschafft hätte!«
»Übel.«
»Und was machen wir jetzt?«

Kerry wurde schwindelig. Er versuchte herauszubekommen, woher diese Stimmen kamen, starrte auf die dämlich grinsenden Gesichter im Schein des Feuers. Ein Mädchen tanzte an ihm vorbei; wilde Augen blickten ihn an, ihr Körper zuckte und bebte.

»Das Opfer!« schrie einer. Und dann schrien es alle: »Das Opfer! Das Opfer! Ja, Meister!«

Das Opfer. Der Meister. Der Schwarze Meister des Hexensabats.

Kerry kämpfte gegen diese Gedanken an, er mußte es – er konnte es einfach nicht glauben. Doch dann stießen sie ihn näher zum Feuer hin, und er konnte die verkohlte Puppe aus der Nähe betrachten.

Als er sah, was dort gloste, war jeder Zweifel ausgeschlossen. Es war zu spät, sich der Hände zu erwehren, die ihn festhielten und schließlich in die Flammen stießen.

Ein mächtiger Schrei ertönte; Kerry versuchte, nicht das Bewußtsein zu verlieren. Könnte er doch nur hören, was sie schrien; würde er schließlich doch die letzte Wahrheit erfahren. *Wußten sie, wer sie waren? Wußten sie es nicht?*

Aber er stürzte, ihm wurde schwarz vor Augen. Die Motorräder jagten um das Feuer.

Ihr Dröhnen erstickte jedes andere Geräusch; Kerry verstand ihre Lieder nicht.

Nachwort

Die Schwarze Messe kann ein normaler Mensch ebensowenig begreifen, wie er die Sodomie oder den Bestialismus begreifen kann, und doch fällt es niemanden ein, das letztere zu leugnen, was man doch bekanntlich mit einer seltsamen Wuth in Betreff der Schwarzen Messe tut.

(Stanislaw Przybyszewski)

I

Zwar mag man darüber streiten, ob im Gegensatz zur Ansicht Przybyszewskis ein »normaler Mensch« die Erscheinung der Schwarzen Messe nicht doch begreifen kann, doch hat der zweite Teil des Zitats immer noch etwas Wahres. Unzählige Werke sind über das Hexenwesen geschrieben worden. Historiker und Rechtshistoriker, Theologen und in neuerer Zeit auch Psychologen und Soziologen haben das Phänomen von vielen Seiten zu beleuchten versucht. Je nach dem Standpunkt der Autoren erfährt der Leser Böses über die Hexen oder Schlimmes über die Inquisition und die amtlich bestellten Hexenverfolger des Mittelalters. Bis auf wenige Ausnahmen drückt man sich jedoch um die Schwarze Messe. Dabei ist z. B. der Vorwurf, unzuchtige Messen gefeiert zu haben, stereotyper Bestandteil aller Anklagen gegen Ketzer und Andersgläubige. Die Anhänger des jeweils rechten Glaubens warfen und werfen den jeweils Andersdenkenden, den religiösen Abweichlern und Revisionisten neben der falschen Auslegung der klassischen Schriften fast immer noch zusätzlich blasphemische und abscheuliche Praktiken bei den religiösen Zeremonien vor.

Im Bereich des Christentums ist diese Praktik fast so alt wie der Glaube selbst. Im klassischen Altertum finden sich parallele Beispiele. Wo immer eine Religion dualistisch strukturiert ist, gibt es einen »offiziellen« oder »guten« Gott und einen Widersacher, den Vertreter des Bösen, einen *Satan*. Im Zuge des Vordringens des Christentums in die Welt der griechischen und römischen Spätantike kann man die Rolle des Bösen leicht den vorgefundenen vielfältigen heimischen Göttern zuweisen. Das ist vor allem propagandistisch äußerst praktisch. Im gallisch-germanistischen Raum wiederholt sich das Verfahren. Später, als das Christentum seine Vormachtstellung errungen hatte, suchte und fand man den allbösen Feind wieder

im eigenen Lager. Die Vorwürfe und Beschuldigungen blieben jedoch die gleichen.

Nun würde man es sich jedoch zu leicht machen, wenn man alle Anklagen als böswillige Erfindungen abtun würde, wie dies in der antikerikalen Literatur der Aufklärung sehr verbreitet ist. So wie man die Existenz von Geheimkulten und Sekten nicht leugnen kann, so darf man auch nicht daran zweifeln, daß bei ihren Zusammenkünften von der Norm abweichende Praktiken gang und gäbe waren. Schon die Zeremonien bei der Aufnahme eines Neulings sollten ihm ja die Besonderheit der Gemeinschaft vor Augen führen. Der eigentliche Kultus mußte sich aus dem gleichen Grunde von dem der »öffentlichen« Kulte unterscheiden, um seine geheime Anziehungskraft nicht zu verlieren.

Der goldene Esel des Apuleius ist ein reichhaltiges Kompendium verschiedener Kulte und liefert uns auch Aufschlüsse über das antike Hexenwesen. Dieser spätantike Roman aus dem zweiten nachchristlichen Jahrhundert schildert uns den Lebens- und Bildungsgang eines griechischen Jünglings namens Lucius, der in seinen Lehr- und Wanderjahren durch einen Kunstfehler thessalischer Hexen in einen Esel verwandelt wird. Er behält jedoch seinen Menschenverstand und erlebt nun die absonderlichsten Abenteuer und Schwänke. Er gerät unter Magier und Räuber, er wird verkauft und mißhandelt, erlebt Liebesabenteuer und grausliche Verbrechen. Eingestreuete Novellen erlauben dem Autor, ein höchst kurioses Gemisch von märchenhaften Metamorphosen und drastisch-realistischen Schilderungen spätantiken Alltagslebens zu Nutz und Frommen des Lesers darzubieten. Die Beschreibungen der Zauberriten und Beschwörungen dienen hier jedoch nicht zur Abschreckung eines furchtsamen christlichen Lesers des Mittelalters, sondern ebenso wie die schrecklich-schönen Ingredienzen der bürgerlichen Schauerromane des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts der Unterhaltung, sie erzeugen als Dekor Stimmung und Spannung. Fast alle Motive, die später bei der Beschreibung der geheimen Zusammenkünfte der Hexen immer wiederkehren sollen, finden sich in den folgenden Zeilen, die die Vorgänge kurz vor der Verwandlung des Lucius in einen Esel beschreiben. *Die liebreizende Hexe Photis berichtet Lucius von ihrer Kollegin Pamphile:*

Bei einbrechender Nacht, und noch ehe du vom Essen zurückgekehrt warst, stieg Pamphile schon ganz außer sich auf den Dachboden, der auf der anderen Seite des Hauses dem offenen Durchzug ausgesetzt ist und den Blick nach Osten und auch nach den anderen

Himmelsrichtungen gestattet, so daß er sich für ihre Künste besonders gut eignet und von ihr immer wieder heimlich aufgesucht wird. Zunächst versorgte sie ihre Wirkungsstätte mit der üblichen Ausrüstung: Spezereien aller Art, mit unleserlichen Zeichen beschriebene Metalltäfelchen, Wrackstückchen von gescheiterten Schiffen und natürlich auch mit Gliedmaßen von Toten und sogar schon Beerdigten in reichlicher Auswahl; Nasen und Finger, Galgennägel mit dem Fleisch von Gehenkten, Blut von Ermordeten und Schädelteile, den Zähnen wilder Tiere entrissen.

Dann bespricht sie die rauchenden Eingeweide und besprengt sie mit verschiedenem Naß, bald Quellwasser, bald Kuhmilch, bald wildem Honig und bald auch Met. Nun wirft sie die ineinander verschlungenen und verknoteten Haare mit allerlei Essenzen und zum Räuchern auf glühende Kohlen. Und vermöge der unwiderstehlichen Macht der magischen Künste und vermöge der geheimen Kraft des Geisterbanns werden die Leiber, deren Haare zischen und qualmen, mit menschlichem Leben erfüllt und fühlen, hören und wandeln und kommen, dem Geruch der verbrannten Abfälle folgend, statt des jungen Bööters Einlaß heischend vor die Haustür: und im gleichen Augenblick kehrst du vom Wein berauscht zurück und bringst, durch das Dunkel der tiefen Nacht getäuscht, mit gezücktem Schwert wie der rasende Ajax, zwar nicht lebende Tiere und ganze Schafherden zerfleischend, nein, viel heldenhafter! drei aufgeblasene Ziegenschläuche kühn ums Leben, so daß ich dich, der du deine Feinde, ohne einen Tropfen Blut zu vergießen, zu Boden gestreckt hast, nun nicht als Meuchelmörder, sondern als Schläuchemörder in meine Arme schließe!

Da konnte ich der witzigen Photis nur beipflichten und erwiderte, um ihr nichts schuldig zu bleiben: »So kann ich diese erste Bewährungsprobe schon nach dem Vorbild der zwölf Arbeiten des Herkules werten, wenn ich die drei ermordeten Schläuche dem dreieibigen Geryones oder dem dreiköpfigen Zerberus gleichstelle! Aber damit ich dir von Herzen deine ganze Schuld, die mir einen solchen Schrecken eingebracht hat, verzeihen kann, mußt du mir eine ganz große Bitte erfüllen und mich zusehen lassen, wenn deine Herrin ihre Zauberkünste ins Werk setzt, wenn sie die Geister beschwört, wenigstens wenn sie ihre Vorbereitungen trifft. Ich bin ganz versessen darauf, mit eigenen Augen zu sehen, wie gezaubert wird. Allerdings scheint mir, daß auch du in diesen Dingen Erfahrung besitzt und Übung hast! Ich weiß das und spüre es ganz deutlich, denn könntest du mich sonst, nachdem ich bisher mit einer Liebschaft kaum etwas anzufangen wußte, mit deinen leuchtenden Augen, dei-

nen rosigen Wangen, deinem schimmernden Haar, deinen lechzenden Küssen und deinen duftenden Brüsten fesseln wie einen Sklaven, der dir mit Leib und Seele angehört! Ich denke schon gar nicht mehr an Zuhause, noch rüste ich mich zur Heimreise, denn nichts geht mir über eine Nacht bei dir!«

»Ich würde dir so gerne deinen Wunsch erfüllen, Lucius«, erwiderte sie, »aber, ganz abgesehen von ihrem Mißtrauen, sie pflegt dergleichen Dinge in aller Heimlichkeit und ohne Zeugen abzutun. Allein dein Wunsch soll mir mehr gelten als die Gefahr, in die ich mich gebe, und ich will sehen, daß er sich bei günstiger Gelegenheit erfüllen läßt; aber, wie ich dir schon zu Anfang gesagt habe, du mußt über diese Dinge absolutes Stillschweigen bewahren.«

Wir übergehen die amourösen Zwischenspiele, denn dabei wird nicht gezaubert, und hören, was Lucius »nach einigen weiteren Nächten der Wonne« erlebt:

... »als Photis eines Tages aufgeregt und ängstlich zu mir kam und mir eröffnete, daß ihre Herrin, da ihre sonstigen Künste bei ihrem Geliebten bisher völlig versagt hätten, sich in der kommenden Nacht in einen befiederten Vogel verwandeln wolle, um zu dem Ersehnten zu fliegen; ich solle mich also heimlich bereit halten, Augenzeuge dieses großen Ereignisses zu sein. Und um die Zeit der ersten Nachtwache führte sie mich lautlos auf den Zehenspitzen hinauf in das Dachgeschoß und ließ mich durch einen Türspalt sehen, was dort geschah: Pamphile hatte bereits alle Kleider abgelegt und schloß eine kleine Truhe auf, der sie verschiedene Büchsen entnahm; deren eine öffnete sie, um die Salbe lange zwischen ihren Handflächen zu reiben, während sie gleichzeitig lange heimliche Zwiesprache mit ihrer Lampe führte und dann ihre Glieder schüttelte und rüttelte. Und während sie sich leise hin und her wiegte, sproßte zarter Flaum, wuchsen ihr starke Federn, krümmte sich die Nase zum Schnabel, bogen sich die Zehennägel zu Krallen: Pamphile war zu einer Eule geworden! Sie krächzte schauerlich und hüpfte am Boden hin und her um ihre Schwingen zu prüfen; dann erhob sie sich in die Lüfte und verschwand mit breiten Fittichen in der Ferne.«

Aus den Zauberinnen und Hellscherinnen mit ihren Salben und dampfenden Töpfen übeln Gebräus wird später die mittelalterliche Hexe. Allerdings bedarf es dazu – wie wir sehen werden – noch weiterer Zutaten.

In dem Bericht über die Anhänger des *Bacchuskultes*, den uns Livius liefert und der diese Sammlung eröffnet, finden wir ein weiteres Element, das später immer bedeutsamer wurde. Im Erlaß des römischen Senats, der den Bacchuskult und die Zusammenkünfte seiner Anhänger und Anhängerinnen unter Androhung strenger Strafen verbot, erkennen wir die Abwehr des Staates gegen Gruppen, Minderheiten, deren Verhalten und Denken von dem der Mehrheit abweicht. Besonders betont wird das Geheime und Verborgene und damit Unkontrollierbare der Zusammenkünfte und Feste. So wird also deutlich, daß das Verbot in erster Linie aus Gründen der Staatsraison erging. Wichtig in diesem Zusammenhang ist es auch noch, daß von orgiastischen Tänzen und Gelagen berichtet wird, von »fleischlicher Unzucht«, wie es später heißen wird.

II

Mit der Ausbreitung des Christentums als vorherrschender Religion und mit der Ausbildung des Feudalsystems, begründet und gestützt durch die christliche Religion und ihre Priester, mit den veränderten politischen und sozialen Herrschaftsstrukturen ändert sich nun die Grundsituation. Wir sehen im ersten Jahrtausend unserer Zeitrechnung das Entstehen folgender Lage: Die Kirche erhält das Monopol in allen Fragen des religiösen Kultes. Das Feudalsystem erlaubt dem Adel, vom König oder Kaiser bis hinab zu den niedersten Lehnsherren und Duodezfürsten, die wirtschaftliche Ausbeutung der unteren Schichten, der leibeigenen Bauern und abhängigen Handwerker. Alles, was dieses verfestigte System zu stören vermag, wird vom jeweils am meisten Betroffenen bekämpft. Reformatorische Bewegungen innerhalb der Kirche, Sekten und Häretiker traf die ganze Macht der römischen Kirche, deren Zentralismus jede Bedrohung seiner Allmacht mit allen Mitteln bekämpfte. Hierbei fand die Kirche die Unterstützung der weltlichen Mächte, die natürlich ebenso unter der Losung *law and order* für Ruhe und Beibehaltung der Machtpositionen eintrat. Der Kampf gegen die Katharer, Albigenser, Bogumilen und andere Sekten und abweichlerische Religionsgemeinschaften ist letztlich der Kampf beider Mächte gegen einen Feind, der beide bedrohte. Dabei lieferte die Kirche in erster Linie die ideologische Begründung und Rechtfertigung, die andere Seite hingegen die weltlichen Mittel zur Niederschlagung dieser störenden Minderheiten. Wie sah es nun aber auf der anderen Seite aus? – Nicht jeder

glaubte an die alleinseligmachende Kraft und Weisheit der christlichen Religion, heidnische Glaubensinhalte und Bräuche blieben im Untergrund erhalten. Je mehr Macht die Kirche erhielt, je despotischer sie ihre Grundsätze vertrat und durchsetzte, um so mehr Widerstand zeigte sich.

Die Kirche hatte die vorgefundenen Götter, die heidnischen Feld- und Waldgottheiten in ihr System integrieren müssen. Zu diesem Zweck griff sie auf den gefallen Engel des Alten Testaments zurück: auf Satan, den Widersacher Jawses. Satan ist der gestürzte Engel Luzifer, der sich gegen Gott aufgelehnt hatte. Er wird zur Zentralfigur der nun entstehenden Dämonologien, jenen ausgeklügelten Systemen einer Hierarchie böser Geister und Dämonen verschiedenster Provenienz. Für jede »Sünde« den passenden Unterteufel. In den einzelnen Figuren erkennen wir viele heidnische »abgesetzte« Götter wieder. Die schlimmsten von ihnen lieferten Motive und ausschmückende Merkmale zur Charakterisierung des obersten Bösen. So erhält Satan meist die Bocksgestalt des alten Pan. Bacchus-Dionysos verschmelzen im Teufel zu neuer Gestalt. Aus harmlosen, liebenswerten Faunen werden lüsterne Dämonen. Die mittelalterlichen Standardwerke der gelehrten Hexenverfolger wie Niders »Formicarius«, Sprengers »Malleus« oder Del Rios »De l'Inconstance« bieten ganze Kataloge böser Geister und Dämonen, die nichts anderes im Sinne hatten, als die Menschen zu bösem Tun zu verführen.

Worin aber bestand nun das Böse nach der damaligen Auffassung? Zuerst natürlich in einem Verstoß gegen die in den zehn Geboten niedergelegten Verhaltensnormen. Zwei Hauptverstöße werden aber bald deutlich zu den zentralen Sünden. Der Ungehorsam gegen Gott, die Kirche, also die Verleugnung ihrer Monopolstellung und der Verstoß gegen die Verdammung des Fleisches. Die Kirche predigte den Haß auf alles Fleischliche. Diese Antisexualität stand aber in krassem Gegensatz zur Realität des täglichen Lebens. Dies gilt ebenso für die Katen der Bauern wie für die Kemenaten der Edelfräulein auf den Burgen der Feudalherren. Während auf der einen Seite die Askese als höchstes Ideal gefeiert wurde, ging es andernorts derb und deftig zu, es herrschte eine heute kaum vorstellbare Freiheit in sexuellen Dingen. Die Reaktion auf die einseitige antisexuelle Haltung der Kirche mußte kommen. Und in einem Dokument, der Bulle Papst Gregors IX. von 1232, die dieser nach Erhalt eines Berichtes des Großinquisitors Konrad von Marburg über das Treiben der »Geheimen Gesellschaft der Stedinger« an deutsche Bischöfe sandte, lesen wir:

Wenn ein Neuling aufgenommen wird und zuerst in die Schule der Verworfenen eintritt, so erscheint ihm eine Art Frosch, den manche auch Kröte nennen. Einige geben ihm einen schmachwürdigen Kuß auf den Hintern, andere auf das Maul und ziehen die Zunge und den Speichel des Tieres in ihren Mund. Dieses erscheint zuweilen in gehöriger Größe, manchmal auch so groß wie eine Gans oder Ente, meistens jedoch nimmt es die Größe eines Backofens an. Wenn nun der Novize weitergeht, so begegnet ihm ein Mann von wunderbarer Blässe, mit ganz schwarzen Augen, so abgezehrt und mager, daß alles Fleisch geschwunden und nur noch die Haut um die Knochen zu hangen scheint. Diesen küßt der Novize und fühlt, daß er kalt wie Eis ist, und nach dem Kusse verschwindet alle Erinnerung an den katholischen Glauben bis auf die letzte Spur aus seinem Herzen. Hierauf setzt man sich zum Mable, und wenn man sich von ihm erhebt, steigt durch eine Statue, die in solchen »Schulen« zu sein pflegt, ein schwarzer Kater von der Größe eines mittelmäßigen Hundes rückwärts und mit zurückgebogenem Schwanz herab. Diesen Kater küßt zuerst der Novize auf den Hintern, dann der Meister und so fort alle übrigen der Reihe nach, jedoch nur solche, die würdig und vollkommen sind, die unvollkommenen aber, die sie nicht für würdig halten, empfangen von dem Meister den Frieden. Wenn nun alle ihre Plätze eingenommen, gewisse Sprüche hergesagt und ihr Haupt gegen den Kater hingeneigt haben, so sagt der Meister: »Schöne uns!« und spricht dies dem Zunächststehenden vor, worauf der dritte antwortet und sagt: »Wir wissen es, Herr!« und ein vierter hinzufügt: »Wir haben zu gehorchen!« Nach diesen Verhandlungen werden die Lichter ausgelöscht, und man schreitet zur abscheulichsten Unzucht ohne Rücksicht auf Verwandtschaft. Findet sich nun, daß mehr Männer als Weiber zugegen sind, so befriedigen auch Männer mit Männern ihre schändliche Lust. Ebenso verwandeln auch Weiber durch solche Begehungen miteinander den natürlichen Geschlechtsverkehr in einen unnatürlichen. Wenn aber diese Ruchlosigkeiten vollbracht, die Lichter wieder entzündet und alle wieder auf ihren Plätzen sind, dann tritt aus einem dunklen Winkel der »Schule«, wie sie diese Verworfensten aller Menschen haben, ein Mann hervor, oberhalb der Hüfte glänzend und strahlender als die Sonne, wie man sagt, unterhalb aber rauh wie ein Kater, und sein Glanz erleuchtet den ganzen Raum. Jetzt reißt der Meister etwas vom Kleide des Novizen ab und sagt zu dem Glänzenden: »Meister, dies ist mir gegeben, und ich gebe dir's wieder« – worauf der Glänzende antwortet: »Du hast mir gut gedient, du wirst mir mehr und besser dienen; ich gebe in deine Verwahrung, was du mir gegeben

hast« – und unmittelbar nach diesen Worten ist er verschwunden – Auch empfangen sie jährlich um Ostern den Leib des Herrn aus der Hand des Priesters, tragen ihn im Mund nach Hause und werfen ihn in den Unrat zur Schändung des Erlösers. Überdies lästern diese Unglücklichsten aller Elenden den Regierer des Himmels mit ihren Lippen und behaupten in ihrem Wahnwitz, daß der Herr der Himmel in gewalttätiger, ungerechter und arglistiger Weise den Luzifer in die Hölle hinabgestoßen habe. An diesen glauben auch die Elenden und sagen, daß er der Schöpfer der Himmelskörper sei und einst nach dem Sturze des Herrn zu seiner Glorie zurückkehren werde; durch ihn und mit ihm und nicht vor ihm erwarten sie auch ihre eigene ewige Seligkeit. Sie bekennen, daß man alles, was Gott gefällt, nicht tun solle, sondern vielmehr das, was ihm mißfällt usw.

Wir können darin die erste Schilderung eines Sabbats sehen. Das Neue, was hier hinzukommt, ist die Anbetung des Teufels, die zeremonielle Huldigung und der Pakt mit dem »Herrn der Finsternis«. Was bisher den Ketzern vorgeworfen wurde, war lediglich die Verleugnung der christlichen Religion oder bestimmter Teile ihrer Lehre. In der Schilderung der Zusammenkunft dieser Sekte aber ist der Teufel an die Stelle des christlichen Gottes getreten. Man gelobt ihm Treue und Ergebenheit und sieht ihn als Schöpfer und Lenker, der am Ende triumphieren wird. Die Vorstellung des Teufelspaktes oder Teufelsbundes wird in die kirchliche Doktrin übernommen und bei der Verfolgung und Verurteilung zu einem weiteren Anklagepunkt. So wurden den als Ketzern und Hexen Angeklagten nicht nur das Geständnis abverlangt, daß sie sich von der Kirche losgesagt hätten, sondern ebenso, daß sie sich Satan versprochen hätten. Dies wäre entweder in der Form des *Homagium*, der Huldigung durch einen Kuß, dem *osculum infame* oder durch das *Chirographum*, der schriftlichen Ergebenheitserklärung geschehen. Beim letzten ergaben sich aber wegen des häufigen Analphabetentums der Angeklagten Schwierigkeiten der Beweisführung. So blieb dieser Anklagepunkt zumeist den abgefallenen Priestern vorbehalten.

Der nächste »Fortschritt«, eine weitere Steigerung zur Verdeutlichung der Verwerflichkeit, war der fleischliche Umgang mit dem Teufel, die Teufelsbuhlschaft. Hier dachte man vornehmlich an die Hexen. Die Antike kannte viele Beispiele sexueller Beziehungen zwischen Göttern und Sterblichen und lieferte damit zahlreiche Belege zur Stützung der Theorie. Es würde zu weit führen, hier Beispiele aus der Geschichte der Hexenverfolgungen aufzuzählen. Die *incubus-* und *succubus-*Vorstellungen beruhen auf dieser Grund-

lage. Kern und Ursache für die Entwicklung der Lehre können wir im antisexuellen Dogma von der »Sünde des Fleisches« erkennen. Es konnte daher nicht ausbleiben, daß in der Wirklichkeit wie in der Vorstellung der Hexenverfolger die Unzucht ein Hauptmerkmal der Schwarzen Messe und des Hexensabbats wurde und blieb. Die Orgie bei der Schwarzen Messe ist die Revolte des unterdrückten Fleisches, »der Orgasmus der entfesselten Instinkte, ... ein Hallelujahschrei des ans Kreuz genagelten Heidentums« (Przybyszewski). Sonderformen der Sexualität wie Inzest, Homosexualität und Sodomie wurden in Theorie und Praxis besonders bevorzugt, da sie vom Christentum als besonders verwerflich verurteilt wurden.

So tritt auch die Rolle der Frau schließlich immer weiter in den Vordergrund. Wenn man sich die Behandlung der Frau in den Schriften der Kirchenväter und in der theologischen Literatur des Mittelalters vergegenwärtigt, ist das nicht verwunderlich. Die Frau ist entweder Heilige oder Hure, Jungfrau oder pansexuelles Wesen. Bei der teilweise ja bis heute nicht untergegangenen Vorstellung von ihrer physiologischen Unersättlichkeit liegt es nahe, daß sie mit dem Teufel im Bunde stehe, daß ihre Sexualität das Böse schlechthin darstelle. So ist die Frau die zentrale Figur der Schwarzen Messe, sie ist Priesterin und Altar zugleich, Hostie und manchmal sogar die Inkarnation der schwarzen Gottheit selbst. Das geht so weit, daß sogar der Teufel selbst mit weiblichen Organen dargestellt wird. So hat der *Baphomet* der Templer auf manchen Bildern Brüste und neben ithyphallischen Teufelsgestalten finden sich an romanischen Kirchen oder auf Gemälden der Apokalypse Teufel mit einer weiblichen Scham. Mehr über die Rolle der Frau und des Weiblichen lesen wir bei Michelet und seiner Rekonstruktion der Schwarzen Messe.

III

Es ist ja vom übersteigerten Mystizismus bis zum verzweifelten Satanismus nur ein Schritt.

Huysmans über Gilles de Rais

Mit dem Ausgang des Mittelalters geht auch die große Zeit der Hexenverfolgung zu Ende. Zwar werden noch bis weit in das achtzehnte Jahrhundert hinein Frauen als Hexen und Zauberinnen verbrannt, doch sind das nur noch regionale Einzelfälle. So werden auch die urkundlichen Belege spärlicher, die Protokolle und gelehrten Abhandlungen immer weniger. Eine Gestalt überragt noch einmal

alle anderen Satanisten und Hexenmeister: Gilles de Rais. Von hoher Geburt – er stammte aus einem der einflußreichsten Geschlechter Frankreichs – stieg er in kürzester Zeit zu den höchsten militärischen und politischen Würden auf. Doch sein ausschweifender und verschwenderischer Lebenswandel begann schließlich seine Finanzen zu ruinieren, und daher versuchte er sich schließlich in der alchimistischen Kunst des Goldmachens. Hierzu aber war die Hilfe Satans und seiner Dämonen vonnöten. Als sich der Erfolg seiner Experimente nicht einstellte, suchte und fand er den richtigen Weg. Er mußte Satan seine Verbundenheit durch Opfer beweisen, um als Lohn die Unterstützung des Höllenfürsten zu erlangen. Im kirchlichen und weltlichen Prozeß, der ihm nach seiner Entdeckung gemacht wurde, widersprechen sich die einzelnen Aussagen der Beteiligten nur, was die Zahl der Opfer angeht. Kein Zweifel bleibt aber, daß er zu Ehren Satans eine größere Anzahl Kinder, Knaben wie Mädchen, unter satanistischen Beschwörungen auf einem Altar regelrecht schlachtete und rituell opferte. Keine Frage, daß der Fall Gilles de Rais in den Bereich der Psychopathologie gehört, trotzdem aber steht er in der Tradition der Schwarzen Messe. Denn aus dem anfänglich unschuldigen, harmlosen Schabernack, Karnevalstreiben vergleichbar, war ja schon lange unter dem Druck der Verhältnisse eine ernste und wütende Angelegenheit geworden.

Ich habe den Begriff der »Besessenheit« bisher ausgeklammert und will auch dabei bleiben, unübersehbar aber bleibt, daß, wer einmal zur Gemeinde der Teufelsanbeter stieß, selten wieder davon loskam. Die schrecklichsten Strafen drohten, aber in Zeiten der Rechtslosigkeit, der grausamsten Unterdrückung wächst auch die Gegenkraft. Und so errang sich der Mensch des Mittelalters ein kleines Stück Freiheit, indem er Böses tat. Er war ja nicht allein, der Glaube an Satan als den Herren der Welt, auf dessen Hilfe er hoffte, es war auch die Lust, Böses zu tun. Die Lust, die ein Kind beim Anblick eines umstürzenden Bauklötzer-Turmes empfindet, fühlt der Mensch, der ein am Boden liegendes Kreuz mit Füßen trat und es bespie. Es bereitete Genugtuung, die verhassten Priester und Fürsten zu verspotten, und schließlich und nicht zuletzt erkannte und fand man auch, daß sich das Vergnügen am Geschlechtsakt durch das Bewußtsein damit Böses zu tun, noch steigern läßt.

Doch selbst am Königshof in Paris wird Magie und Geisterbeschwörung getrieben. Wir wissen es z. B. von Katharina von Medici, die im Jahre 1558 Cosme Ruggieri als Hofastrologen einstellte. Katharina hatte andere Sorgen als Gilles de Rais: Sie wollte Kinder bekommen und erhoffte sich von Zaubersäften Hilfe gegen ihre

Unfruchtbarkeit. Schließlich konnte ihr aber doch ein Arzt helfen, und sie brachte vier Söhne und drei Töchter zur Welt. Trotzdem hält sie an der Magie fest. Ruggieri muß ihr die Zukunft voraussagen, daneben betätigt er sich als Alchimist, weniger jedoch, um Gold zu finden, als um schnellwirkende Gifte und Liebestränke, je nach Bedarf, zusammenzubrauen. Außerdem erhält er den Auftrag, mißliebigen Personen durch Behexung aus der Ferne Schaden zuzufügen. Doch auch zum Guten muß er seine magischen Fähigkeiten einsetzen. Bodin berichtet, daß Karl IX. schwer erkrankte. Ruggieri wird um Hilfe ersucht. Als einzigen Weg sieht er ein großes Opfer zu Ehren Satans. Ein Kind wird entführt und in sein Laboratorium in Vincennes geschafft. Hier steht ein Altar der »Mutter der Finsternis«. Kelche mit Hostien stehen bereit. Nachdem drei Kreise um den Altar gezogen wurden, wird Satan angerufen, seine Hilfe erbeten. Zum Zeichen der Ergebenheit wird ihm das Kind geopfert. Ruggieri steckt ihm eine Hostie in den Mund, und unter Verwünschungen der Jungfrau Maria schneidet er ihm die Kehle durch. Während das Blut über den Altar läuft, wird der König ohnmächtig. Das eindrucksvolle Opfer war jedoch umsonst; am nächsten Tag stirbt Karl IX.

Später sollte noch einmal eine ähnliche Affäre am französischen Hof Aufsehen erregen. Wegen der umfangreichen und eingehenden Untersuchungen, die darüber angestellt wurden, wissen wir hierüber gut Bescheid. Im Zentrum steht Athénaïs de Tonny-Charente, Marquise de Montespan, zeitweilig Favoritin Ludwigs XIV. Die in den Protokollen der Untersuchungskommission geschilderten Beschwörungen und Satansmessen sind seither als das klassische Beispiel der Schwarzen Messe in die Literatur eingegangen. Die Messen von Saint-Séverin, die Beschwörungen im Haus der Giftmischerin La Voisin werden zum Vorbild für die mit dem Marquis de Sade einsetzende literarische Behandlung des Themas.

Zwar darf man die Hexenliteratur, die ungezählten Werke über Teufelsanbeter und Satanisten bis zur Aufklärung nicht als wissenschaftlich-dokumentarisch im heutigen Sinne ansehen. Sie sind in großen Teilen Phantasieprodukte, oftmals pornographisch und damit nach literarischen Kategorien zu beurteilen und einzuordnen. Das Ziel der Schreibenden aber war nicht, ein literarisches Werk, sondern Historie zu bieten, juristische und theologische Gelehrsamkeit zu demonstrieren. So bleiben sie wissenschaftlich wertlos und literarisch äußerst schwach.

Heutzutage spielt man geistlos Karten und hat, als man aufgeklärt wurde, sehr viel verloren.

Voltaire

Das achtzehnte Jahrhundert, das Jahrhundert der Aufklärung, barg bereits alle Widersprüche in sich, die das neunzehnte Jahrhundert kennzeichnen sollten. Der Versuch, die Herrschaft der Vernunft zu begründen und durchzusetzen, zeitigte nur Teilerfolge. Zwar wurden die mythologischen Grundlagen der christlichen Religion entlarvt und damit erschüttert, doch schätzte der Rationalismus die emotionelle Seite der menschlichen Natur falsch ein und unterschätzte so die Macht seiner Gegner. Zudem war die Haltung der verschiedenen sozialen Gruppen in diesem Zeitalter der Wandlung höchst zwiespältig. Es gab bürgerlich-progressive Rationalisten ebenso wie konservative. So sehen wir zwar den Aufstieg des Bürgertums zu wirtschaftlicher und politischer Macht, wir sehen, wie der Bürger sich die Bildungsmittel erobert und damit – literaturgeschichtlich bedeutsam – die Entstehung eines neuen Lesepublikums. Auf der anderen Seite aber schlägt der Versuch fehl, Natur und gesellschaftliche Wirklichkeit auf einen Nenner zu bringen, und die große französische Revolution scheitert beim Versuch, neben der rechtlichen auch die wirtschaftliche Gleichberechtigung durchzusetzen, am Verrat des Bourgeois, der nicht zum Citoyen wurde.

Für die Literatur brachte der geistige und gesellschaftliche Wandel zuerst nur einen Wandel der Motive. Voltaire beklagt das ironisch 1764 im »Dictionnaire philosophique«:

»Es ist ein Jammer, daß es heute weder Besessene noch Magier noch Astrologen noch Genies gibt. Man kann sich nicht vorstellen, wie nützlich all diese Mysterien vor hundert Jahren waren. Der Adel lebte damals auf seinen Schlössern. Die Winterabende waren lang, und ohne diese noblen Zerstreungen wäre man vor Langeweile gestorben. Es gab kein Schloß, in das nicht an bestimmten Tagen eine Fee gekommen wäre, wie die Fee Melusine das Schloß von Lusignan besuchte. Der wilde Jäger, ein schwarzer, dürrer Mann, jagte mit einem Rudel schwarzer Hunde im Wald von Fontainebleau. Der Teufel drehte dem Marschall Fabert den Hals um. Jedes Dorf hatte seinen Hexenmeister oder seine Hexe; jeder Fürst seinen Astrologen; alle Damen ließen sich ihr Glück vorhersagen; die Besessenen gingen umher; jeder wollte wissen, wer den Teufel gesehen hatte oder wer ihn sehen würde. Und all dies war Gegenstand uner-schöpflicher Unterhaltungen, die die Gemüter in Spannung hielten.

Heutzutage spielt man geistlos Karten und man hat, als man aufgeklärt wurde, sehr viel verloren.«

Der nunmehr bürgerliche Roman, der erst die großartigsten gesellschaftlichen Utopien zu entwerfen vermochte, verliert sich bald wieder im Irrationalismus, im Kult des Gefühls. Die Schreckbilder, die er vordem aus der christlichen Mythologie bezog, gewinnt er nun als schönen Schauer aus den neugeschaffenen Mythologien der Romantik.

Drei Viertel aller Europäer verbinden mit dieser Hostie . . . mit diesem Kruzifix hohe religiöse Ideen, und eben darum bereitet es mir Vergnügen, sie zu entweihen. Ich trotze der öffentlichen Meinung – das belustigt mich; ich trete die Vorurteile meiner Kindheit mit Füßen, ich vernichte sie – das macht mir den Kopf heiß.

Sade, Juliette.

An der Schwelle zum neunzehnten Jahrhundert überragt eine Gestalt noch einmal alle anderen durch bis zur allerletzten Konsequenz gesteigerten Rationalismus: Donatien Alphonse François Marquis de Sade. Ein Zentralthema seiner Werke ist das Böse, über das er eine seiner literarischen Gestalten, Saint-Fond, sagen läßt: »Ich bin genauso glücklich über das Böse, das ich anderen antue, wie Gott über das glücklich ist, was er mir antut. Es gibt nur noch einen Fehler in dem Gedankengang und der hängt mit dem Wort zusammen. Denn tatsächlich, wenn das Böse einerseits notwendig ist und wenn das Böse andererseits Freude macht, warum sollte ich es dann nicht gut nennen?« So begründet Sade die Autonomie des Bösen. Mit der Wut des konsequenten Systematikers entwirft er in seinen Romanen eine Enzyklopädie des Bösen. Größtmögliche Vollständigkeit ist dabei das Ziel. Die geschilderten Perversionen und Exzesse übertreffen daher, was die Zahl der Variationen und die Zahl der Beteiligten und Opfer angeht, alles bisher Vorgestellte. Es überrascht daher nicht, daß Sade auch die Schwarze Messe in sein Kompendium der Laster und Untaten aufnahm und damit die erste literarische Behandlung des Themas liefert. Er erreicht dabei auch zugleich die höchste und letzte Vollendung und Konsequenz. In der *Juliette* schildert Sade eine Messe im Vatikan: »Riesige Wand-schirme umgaben den freistehenden Altar des heiligen Petrus . . .

Zwanzig auf den Stufen sitzende junge Mädchen und Jünglinge schmückten die vier Seiten dieses herrlichen Altars . . . Drei Priester standen vor dem Altar, bereit, das Meßopfer zu vollziehen, sechs gänzlich nackte Chorknaben, bereit, ihnen zu dienen. Zwei lagen ausgestreckt auf dem Altar, ihre Hintern sollten als heilige Steine dienen . . . « Der Papst leitet die nun folgende Orgie, bei der es zu verschiedenen Variationen des Geschlechtsverkehrs und schließlich zur Schändung der Hostien kommt, indem der Papst sie Juliette in einem sodomitischen Akt in den Anus einführt. »Vom Papst sodomisiert, den Leib Jesu Christi im Hintern, oh, meine Freunde, welche Köstlichkeit! Es schien mir, als ob ich noch niemals in meinem Leben so genossen hatte«, ist ihr Kommentar.

Diese Messe ist zugleich Beginn und Höhepunkt satanistischer Belletristik. Man kann Sade von den verschiedensten Standpunkten aus be- und verurteilen. Seine literarische Bedeutung für das neunzehnte Jahrhundert (auch wenn er im zwanzigsten Jahrhundert mehr gelesen wird), bleibt unumstritten. Die Schauerromantik oder Schwarze Romantik, zweifellos die interessanteste Strömung der europäischen romantischen Bewegung, steht »im Zeichen des Göttlichen Marquis«, um eine Kapitelüberschrift aus Praz' »Liebe, Tod und Teufel« zu zitieren. In diesem materialreichen Buch wird das neunzehnte Jahrhundert und besonders der Satanismus in der Literatur dieses Zeitraums so eingehend behandelt, daß hier auf eine ausführlichere Darstellung verzichtet werden kann.

Festzuhalten ist nur, daß jetzt die Schwarze Messe nur noch als literarisches Thema fortlebt. Gerhard Zacharias spricht von der »Poetisierung des Satanskultes im neunzehnten Jahrhundert«. Eines der schönsten Zeugnisse dafür sind Baudelaires »Litanies de Satan« aus den »Fleurs du Mal«. Bei der Interpretation dieses Gedichts betont Zacharias vielleicht zu stark die angebliche Verbundenheit Baudelaires mit der christlichen Tradition, wenn er schreibt: »... in Baudelaires Brust tobt sich etwas von der immensen Spannung aus, von der die dualistisch-christliche Kultur gezeichnet ist, und aus dieser Spannung erwächst seine Dichtung. Hier liegt der wesentliche Unterschied zum Satanismus der älteren Prägung, der »naiv« genannt werden könnte, da er fast ausschließlich auf einem emotionalen, die wirkliche Tragweite der Zuwendung zum Satan nicht überblickenden Verhalten beruht. Der sich genauestens beobachtende und alle seine Regungen registrierende Baudelaire aber verfolgt die Konsequenzen seiner Entscheidung überwach, er ist vielleicht die erste voll bewußte Persönlichkeit in der Geschichte des Satanskultes.«

Betrachtet man aber die historische Situation genauer, die poli-

tische und gesellschaftliche Zeitsituation und ihre Widerspiegelung im Werk Baudelaires, so erkennt man mit Walter Benjamin, daß »der Satanismus von Baudelaire nicht allzu schwer genommen werden« darf. Es ist doch mehr nonkonformistische Attitude, Protesthaltung gegen die Restauration der spießbürgerlichen Ideale der »Ordnung und Ehrbarkeit«.

Die Literarisierung oder Individualisierung beschränkt sich nämlich nicht nur auf die dichterische Verwendung von Motiven des Satanskultes, vielmehr wird es sogar eine literarische Mode oder besser eine Literatenmode. Denn schon zu jener Zeit treffen sich Literaten und Bohemiens in den Salons, um halb ernst, halb im Scherz Satansmessen zu feiern. Maigron und Bois berichten über kleine Zirkel Gleichgesinnter in Paris, die – wahrscheinlich auf der Suche nach einem neuen Nervenkitzel – Schwarze Messen feiern. Der Spiritismus ist ebenfalls Mode geworden und Okkultisten aller Schattierungen werden zu den Attraktionen der Salons und literarischen Zirkel. Magnetismus und Tischrücken, die Anrufung von Klopfggeistern und Seelen Verstorbener werden Gesellschaftsspiele. Es erscheinen Zeitschriften wie die »Revue spirite« und »Initiation«. Eliphas Lévi (Pseudonym für Alphonse-Louis Constant) gilt seit Erscheinen seines Werkes »Dogme et Rituel de la Haute Magie« (1854) als die Autorität in okkultistischen Fragen. Die wunderlichsten Sekten und Religionsgemeinschaften werden gegründet, vergessene wieder ins Leben gerufen. Der Orden der Rosenkreuzer und ungezählte Freimaurerlogen. Zwischen den Anhängern der verschiedensten Gruppen entbrennt ein heftiger Kampf, man wirft sich gegenseitig Teufelsanbetung und die Veranstaltung geheimer sexueller Orgien vor. Es ist bei der Fülle des Materials fast unmöglich, Tatsachen von Erfindungen und Verleumdungen zu unterscheiden. Hochstapler und Schwindler nutzen die Konjunktur. Als Kern bleibt: Es gab Gruppen, die die mittelalterliche Schwarze Messe nachahmten und zum Höhepunkt ihrer mehr oder minder heimlichen Feste machten. Aus den Werken von Maigron, Bois und Bricaud wissen wir, daß unter den Teilnehmern auch bekannte Literaten waren. Péladan und Mendès, Villiers de l'Isle Adam, Barbey d'Aurevilles und Maurice Rollinat und schließlich in diesem Zusammenhang besonders wichtig: Joris Karl Huysmans. Man darf mit einigem Recht annehmen, daß die Schwarze Messe des Kanonikus Docte in *Là-bas* auf Tatsachen beruht. Der Briefwechsel mit seinen Freunden, mit Boucher und vor allem mit dem Abbé Boullan legt dafür Zeugnis ab, daß Huysmans mehr als einmal bei solchen Gelegenheiten anwesend war.

In Deutschland ging es vergleichsweise harmloser zu. Es gab genug politische und soziale Finsternis. Spiritismus und Mesmerismus wurden zwar dem Nationalcharakter entsprechend zeitweise schrecklich ernst genommen; über deutsche Satanisten des ausgehenden achtzehnten und des neunzehnten Jahrhunderts wissen wir so gut wie nichts.

Anders in England. Von Sir Francis Dashwood und seinen Anhängern im »Kloster« Medmenham und dem berühmt-berüchtigten Heel-Fire Club bis hin zu Aleister Crowley: Die Zahl der englischen Satanisten ist beachtlich. Auch hierüber findet sich bei Mario Praz Genaueres, weshalb wir hier auf eine eingehendere Behandlung verzichten. Einige englische Autoren aus neuerer Zeit, in deren Werken neben Hexenspek auch Schwarze Magie und Teufelsanbetung eine Rolle spielen, sind jüngst für Deutschland entdeckt und in Auswahlbänden zugänglich gemacht worden. Aus diesem Grund fehlen in dieser Sammlung z. B. Lovecraft, Machen und Blackwood.

VI

»He gave off a lot of magic.«
Lynn Fromme nach ihrer Verhaftung über Charles
Manson

Im August 1969 wurde in Hollywood die Schauspielerin Sharon Tate ermordet. Mit ihr starben vier ihrer Freunde. Es war eine der grausamsten und zugleich geheimnisvollsten Bluttaten dieses Jahrhunderts. In den ersten Berichten tauchte bereits die Vermutung auf, daß es sich um einen »Ritualmord« handeln könne. Besondere Umstände, die bestialischen Verletzungen der Opfer, eine Leiche hatte eine Art Kapuze über den Kopf gezogen bekommen, erinnerten an Fememorde früherer Zeiten. Dazu kam noch, daß Sharon Tate mit dem Regisseur Roman Polanski verheiratet war, der unter anderem Gruselfilme wie »Tanz der Vampire« und »Rosemaries Baby« produziert hatte. Wilde Gerüchte und phantastische Vermutungen gingen um. Als die Täter schließlich gefaßt wurden, war die Ratlosigkeit noch größer: Unter ihrem unbestrittenen Oberhaupt Charles Manson hatte eine Hippie-»Familie« auf einer alten Farm im Death Valley gelebt und war eines Tages aufgebrochen ins nahe Hollywood, um zu morden. Betrachtet man die Gesichter der weiblichen Mitglieder – sie waren in der Mehrheit –, so meint man, das

typische All-American-Girl vor sich zu sehen. Niemand wollte ihnen diese Taten zutrauen. Die einfachste, aber zweifellos falsche Erklärung wurde schnell gefunden: Hypnose. Doch die Psychiater zweifelten. Der Prozeß brachte auch keine Klarheit. Lediglich neue Details wurden bekannt. Charles Manson, der Anführer mit den Zügen Rasputins, wurde von seinen Anhängern »Satan« genannt. Er beschäftigte sich mit Okkultismus und fernöstlicher Philosophie. Auf der Spahn Ranch, seinem Hauptquartier, feierte er mit seinen Freunden sexuelle Orgien. Die Mädchen gingen meist nackt, sie waren ihm stets zu Willen. Neulinge wurden mit einem besonderen Ritual in die Gemeinschaft aufgenommen. Ein Kreis wurde gebildet, die Novizin nackt in die Mitte gelegt und Manson vollzog die Initiationsriten. Wer erinnert sich dabei nicht an den mittelalterlichen Hexensabbat, wie ihn Michelet beschreibt, oder an die Aufnahmeriten einer geheimen Ketzergemeinschaft, die wir oben kennenlernten? Durch den spektakulären Mordfall war plötzlich das Interesse an Geheimkulten und mystischen Gemeinschaften wieder geweckt. In diversen Illustrierten erscheinen plötzlich Berichte über südamerikanische Kultgemeinschaften, man schreibt über den Voodoo-Kult und entdeckt unter den kalifornischen Hippies Teufelsanbeter und Jünger der Schwarzen Magie. Ein gewisser Bob »Luzifer« Morcock macht in Hollywood ein großes Geschäft mit Totenköpfen, Teufelsdreck und Räucherstäbchen. Das Ende der Mode ist noch nicht abzusehen.

Der heutigen Unkenntnis in Hexenfragen ein Ende zu machen, sollte das Buch von G. B. Gardner, »Witchcraft Today«, dienen, das unter dem Titel »Ursprung und Wirklichkeit der Hexen« 1965 deutsch erschienen ist. Gardner war »Direktor des Museums für Magie und Hexerei der Hexenmühle Castletown, Isle of Man«. Wie verbürgerlicht die heutige Hexe ist, zeigen die ersten Sätze des Vorworts: »Die Hexen Englands baten mich, ich solle schreiben und den Menschen erzählen, daß sie nichts Unnatürliches täten. Wir sind anständige Menschen und wollen nichts anderes als allein gelassen werden. Gewisse Geheimnisse aber dürfen sie nicht weitergeben.« Gardner ist jedoch pessimistisch. Er sieht mit Bangen in die Zukunft: »Ich glaube aber, daß man Abschied von ihnen nehmen muß. Der Kult ist im Untergehen, wie ich fürchte. Grund hierfür sind die neuzeitlichen Bedingungen, die engen Häuser, die Kleinheit der modernen Familie, vor allem aber die Erziehung. Der heutige Mensch hat keine Beziehung mehr zu diesem Kult. Er hat andere Interessen... Der andere Grund ist, daß die Wissenschaft die Hexe abgesetzt hat. Wetterberichte, Heilmittel und Gesundheitsdienste,

Spiele im Freien, Schwimmen, Nudismus, Film und Fernsehen haben in großem Maße das Wirken der Hexen ersetzt...«

Man sollte hoffen, daß Gardner hier irrt. Auf jeden Fall ist die Qualität der Wetterberichte noch nicht so, daß man leichten Herzens auf die Kunst weiser Hexen verzichten könnte. Man sollte optimistischer sein. Denn wenn im Frankfurter Westend oder im Düsseldorf Oberkassel übersättigte Gruppensex-Zirkel sich zu nächtlichem Tun versammeln und des vielgeübten Bäumchen-Wechsle-Dich-Spiels überdrüssig nach Neuem suchen, kann durchaus folgendes passieren: Irgend jemand hat unter dem Stichwort »Messe, Schwarze« im »Lexikon der Erotik« von »Jasmin«, der »Zeitschrift für das Leben zu zweit« folgendes gelesen: »Obszöne Parodie auf die christliche Messe, bei der okkulte Vorstellungen eine Rolle spielen, die aber heute nur noch als szenischer Rahmen für sexuelle Orgien vorkommt«. Die historischen Erläuterungen übergang er, bis er auf eine brauchbare Anleitung stieß: »Eine Teilnehmerin berichtet: Die Zimmer sind schwarz und rot ausgeschlagen, in den Farben Satans, und in grün, der Farbe der römischen Huren. Auf dem Altar liegt ausgestreckt eine nackte Frau. Über ihrem Leib wird die Bibel verkehrt herum gelesen und Hymnen an Satan gesungen. Der Hohe Priester schändet die Dame im Namen des Teufels, und alle folgen seinem Beispiel. Im Schein schwarzer Kerzen sieht man rotes Blut – oder ist es vielleicht nur Tomatensaft?«

Schwarzer und roter Stoff lassen sich beschaffen, schwarze Kerzen gibt es in jedem Warenhaus. Der Couchtisch wird zum Altar befördert, eine nackte Frau findet sich schnell. Irgendwo zwischen dem Van de Velde und dem Buchgemeinschaftstreueband steht auch noch eine Bibel. Verkehrt herum lesen, muß man üben. Hymnen singen, ist schon schwerer. Vielleicht genügt es auch, die Platte »Phallus Dei« der Münchener Musikkommune Amon Düül II aufzulegen, und »Luzifer Ghilom« betritt stereophonisch den magischen Kreis. Aber dann kann es losgehen... Soll der gesellige Kreis erweitert werden, gibt man eine Anzeige in der »Sankt Pauli-Zeitung« auf. Ich fand sie im Januar 1970, sie lautet:

»Schwarze Messen. Satanskult!
Hochinteressante Höllentrips.
Wer praktiziert mit (bes. Raum
Rheinland)? Zuschrift bitte
mit Bild unter Chiffre...«

Ulrich K. Dreikandt

Bibliographie

- Aaron (= Simon Blocquel), *La Magie rouge*, Paris 1821.
Abner, T., *Les Apparitions du diable*, Brüssel 1879.
Alanus von Lille, *Adversus haereticos et Waldenses*, ed. Wasson, Paris 1611.
Apuleius, L., *Der goldene Esel*, dt. von Carl Fischer, München 1965.
Ashton, J., *The Devil in Britain and America*, London 1889.
Bach, M., *Strange Sects and Curious Cults*, New York 1961.
Baissac, J., *Les grands jours de la sorcellerie*, Paris 1890.
Barbey d'Aureville, *l'Ensorcelée*, Paris 1859.
Barney, F., *Prière à Satan. Messes noires d'hier et d'aujourd'hui*, Paris 1957.
Baroja, J. C., *Die Hexen und ihre Welt*, Stuttgart 1967.
Baschwitz, K., *Hexen und Hexenprozesse*, München 1963.
Bataille, G., *Der heilige Eros*, Neuwied/Berlin 1963.
Gilles de Rais. *Leben und Prozeß eines Kindermörders*, Hamburg 1967.
Baudelaire, Ch., *Die Blumen des Bösen*, Übertr. von Carl Fischer, Neuwied/Berlin 1966.
Beccquer, G. A., *Von Teufeln, Geistern und Dämonen*, München 1922.
Bénet, A. (Hrsg.), *Procès verbal fait pour délivrer une fille possédée par le malin esprit à Louviers*, Paris 1862.
Benjamin, W., Charles Baudelaire. Ein Lyriker im Zeitalter des Hochkapitalismus, Frankfurt 1969.
Bizouard, J., *Des rapports de l'homme avec le demon*, Paris 1863.
Binlin, J., *De la démonomanie des sorciers*, Paris 1580.
Boguet, H., *Discours excrétable des sorciers*, Paris 1603.
Bois, J., *Les petites religions de Paris*, Paris 1893.
Le Satanisme et la magie, Paris 1893.
Bourneville et Teinturier, *Le sabbat des sorciers*, Paris 1862.
Brévannes, R., *L'Orgie satanique à travers les siècles*, Paris 1904.
Bricaud, J., J. K. Huysmans et le satanisme, d'après des documents inédits, Paris 1912.
Huysmans occultiste et magicien. Avec une notice sur les hosties qui servirent à Huysmans pour combattre les envoûtements, Paris 1913.
La Messe noire, ancienne et moderne, Paris 1924.
Caillet, A. L., *Manuel bibliographique des sciences physiques ou occultes, science des mages, hermétique, astrologie, kabbale, franc-maçonnerie, médecine ancienne, mesmerisme, sorcellerie, singularités, etc.*, Paris 1913.
Cannel, C. R., Aleister Crowley. The Man, The Mage, The Poet, London 1951.
Caufeynon et Jaf, *Les Messes noires. Le culte de Satan-Dieu*, Paris 1905.
Cauzons Th. de, *La Magie et la Sorcellerie en France*, Paris 1922.
Chancellor, E. B., *The Hell-Fire Club*, London 1925.
Crowley, A., *The Spirit of Solitude*, London 1929.
Del Rio, M. A., *Disquisitionum magicarum libri sex*, Louvain 1599.
Dubal, R., *La Psychoanalyse du diable*, Paris 1953.
Dulaure, J. A., *Des Divinités génératrices*, Paris 1805.
Durfey de l'Yonne, *La Bastille, mémoires pour servir à l'histoire secrète*, Paris 1833.

- Fernandez (= Fernand Fleuret), *Le Procès inquisitorial de Gilles de Rais*, Paris 1922.
- Fiedler, L. A., *Liebe, Sexualität und Tod*, Berlin 1964.
- Français, J., *L'Eglise et la sorcellerie. Précis historique suivi des documents officiels, des textes principaux et d'un procès inédit*, Paris 1910.
- Freimark, H., *Okkultismus und Sexualität*, Leipzig 1909.
- Fuller, R., *Hell-Fire Francis*, London 1939.
- Funck-Brentano, F., *Die Giftmord-Tragödie nach den Archiven der Bastille*, München 1903.
- Garçon, M. u. J. Vinchon, *Le Diable*, Paris 1938.
- , *Huysmans Inconnu*, Paris 1941.
- Gardner, G. B., *Ursprung und Wirklichkeit der Hexen*, Weilheim 1965.
- Garinet, J., *Histoire de la magie en France, depuis le commencement de la monarchie jusqu'à nos jours*, Paris 1818.
- Geyraud, P., *Sectes et rites. Petites églises, religions nouvelles, sociétés secrètes de Paris*, Paris 1954.
- Görres, J., *Die christliche Mystik*, Regensburg 1840.
- Gougenot des Mousseau, H. R., *La Magie au dixneuvième siècle*, Paris 1860.
- Grillet, C., *Le Diable dans la littérature française au XIXe siècle*, Lyon/Paris 1935.
- Grillot de Givry, *Le Musée des sorciers, magés et alchimistes*, Paris 1929.
- Gruber, H., *Leo Taxils Palladismus*, Berlin 1898.
- Guaita, S. de, *Essais de sciences mandites*, Paris 1886.
- Guazzo, F. M., *Compendium maleficarum*, Mailand 1608.
- Haining, P. (Hrsg.), *The Satanists*, London 1969.
- Hansen, J., *Quellen und Untersuchungen zur Geschichte des Hexenwahns*, Bonn 1901.
- Heckethorn, C. W., *Secret Societies of All Ages and Countries*, London 1897.
- Hole, C., *Witchcraft in England*, London 1945.
- , *Mirror of Witchcraft*, London 1957.
- Hughes, P., *Witchcraft*, London 1952.
- Huysmans, J. K., *Tief unten*, Köln/Berlin 1963.
- , *La Magie en Poitou. Gilles de Rais*, Paris 1899.
- Isya, J., *Devil Worship*, London 1919.
- Jewett, E. H., *Diabology*, London 1889.
- Kittredge, G. L., *Witchcraft in Old and New England*, Cambridge 1928.
- Lancre, P. de, *Tableau de l'inconstance des mauvais anges et démons*, Paris 1619.
- , *L'Incrédulité et mescreance du sortilège*, Paris 1622.
- Laurent, E. und P. Nagour, *L'Occultisme et l'amour*, Paris 1902.
- Lea, H. C., *Geschichte der Inquisition im Mittelalter*, Bonn 1907.
- , *Leo Taxil and Diana Vaughan*, Paris 1901.
- Legué, G., *Médecins et empoisonneurs au XVIIe siècle*, Paris 1890.
- , *La Messe noire*, Paris 1903.
- Lemoine, J., *Les Enfers lubriques*, Paris 1900.
- Lillie, A., *The Worship of Satan in Modern France*, London 1896.
- Livius, *Römische Geschichte*, übers. v. E. F. Ch. Oertel, München 1831.
- Loiseleur, J., *La Saint-Barthélemy, l'affaire des poisons et Mme. de Montespan*, Paris 1882.
- Lorédan, J., *Un grand procès de sorcellerie au XVIIe siècle*, Paris 1912.
- Maigrón, L., *Le Romantisme et les mocurs*, Paris 1910.
- Margiotta, D., *Le Palladisme. Culte de Satan*, Grenoble 1895.
- McCabe, J., *A History of Satanism*, Gérard/Kansas 1948.
- Meige, H., *Gaufridy*, Paris 1936.
- Menant, J., *Lex Yezidiz. Episodes de l'histoire des adorateurs du diable*, Paris 1892.
- Meyrink, G., *Fledermäuse. Ein Geschichtenbuch*, Leipzig 1917.
- Michelet, J., *La Sorcière*, Paris 1862.
- Milner, M., *Le Diable dans la littérature française de Cazotte à Baudelaire*, Paris 1960.
- Molitor, U., *De lamiis et phitonicis mulieribus, teutonice unholden vel hexen*, Köln 1489.
- Mongredien, G., *Madame de Montespan et l'affaire des poisons*, Paris 1953.
- Murray, M. A., *The Witch-Cult in Western Europe*, Oxford 1921.
- , *The God of the Witches*, London 1933.
- Nevill, R., *London Clubs*, London 1911.
- Nider, J., *Formicarius*, Donai 1602.
- Nyauld, A. de, *De la lycanthropie, transformation et extase des sorciers*, Paris 1615.
- Nalon, J., *La Sorcellerie*, Paris 1957.
- Papini, G., *The Devil*, London 1955.
- Papus (= Gérard Encausse), *Catholicisme, satanisme et occultisme*, Paris 1890.
- Partridge, B., *A History of Orgies*, New York 1960.
- Pensa, H., *Sorcellerie et religion*, Paris 1933.
- Peuckert, W.-E., *Die Rosenkreutzer*, Jena 1928.
- , *Geheimkulte*, Heidelberg 1951.
- Pianey, C. de, *Dictionnaire infernal*, Paris 1818.
- Praz, M., *Liebe, Tod und Teufel. Die schwarze Romantik*, München 1963.
- Przybyszewski, S., *Die Synagoge Satans. Ihre Entstehung, Einrichtung und jetzige Bedeutung*, Berlin 1897.
- Ravaisson, F. (Hrsg.), *Archives de la Bastille*, Paris 1866-74.
- , *Zur Montespan-Affaire* vgl. besonders die Bde. IV, V und VI.
- Remy, N. (Remigius), *Daemonolatriae libri tres*, Lyon 1595.
- Réville, A., *The Devil*, London 1871.
- Rhodes, H. T. F., *The Satanic Mass. A Sociological and Criminological Study*, London 1954.
- Rictus, J., Hrsg. der Sondernummer 'Messe noire' der satirischen Zeitschrift 'Assiette au Beurre', Paris, Dez. 1902.
- Robbins, R. H., *The Encyclopedia of Witchcraft and Demonology*, London 1960.
- Rosenberg, A., *Praktiken des Satanismus*, Nürnberg 1965.
- Roskoff, G., *Geschichte des Teufels*, Leipzig 1859.
- Roué, P., *Causes sales*, Paris 1902.
- Rudwin, M., *The Devil in Legend and Literature*, Chicago/London 1931.
- , *Les Écrivains diaboliques de France*, Paris 1937.
- Sade, D. A. F. Marquis de, *Ausgewählte Werke*, hrsg. von Marion Luckow, Hamburg 1962-63.
- «Satan», Sonderband der 'Études Carmélitaines' 1948.
- Scott, W., *Letters on Demonology and Witchcraft*, London 1883.
- Sinistrari, L. M., *Opera omnia*, Rom 1753-54.
- Soldan, W. G. und H. Heppe, *Geschichte der Hexenprozesse*, neu hrsg. u. bearb. v. M. Bauer, München 1912.

- Spence, L., *An Encyclopedia of Occultism; A Compendium of Information on the Occult Sciences...* London 1920.
- Sprenger, H., *Malleurs Maleficarium*, Nürnberg 1494.
- Summers, M., *The History of Witchcraft and Demonology*, London 1926.
- Sylvius, J., *Messes noires. Satanistes et Lucifériens*, Paris 1929.
- Symonds, J., *The Great Beast. The Life of Aleister Crowley*, London 1951.
- Schwaeble, R., *Le Sataniste flagellé: Satanistes contemporains, incubat, succubat. 52^e disme et satanisme*, Paris 1912.
- , *Miss Betty et Chez Satan*, Paris 1913.
- Tartarotti, G., *Del congresso notturno delle lammie*, Rovereto 1749.
- Tuberville, A. S., *Mediaeval Heresy and the Inquisition*, London 1920.
- Vaughan, D. (= Leo Taxil), *Le Palladium regeneré et libre. Lien entre les groupes lucifériens indépendants*, Paris 1895.
- Villeneuve, R., *Le Poison*, Paris 1960.
- , *Le Diable. Erotologie de Satan*, Paris 1963.
- Voltaire, F., *Dictionnaire philosophique, Œuvres complètes*, Bd. 37–43, Kehl 1785.
- Waite, A. E., *Mysteries of Magic. A Digest of the Writings of Eliphas Levi*, London 1886.
- , *Devil-Worship in France*, London 1896.
- , *Book of Black Magic and of Pacts, including the Rites and Mysteries of Goetic Theurgy, Sorcery, and Infernal Necromancy*, London 1898.
- Wier, J., *Histoires, disputes et discours*, Paris 1885.
- Yve-Plessis, R., *Bibliographie française de la sorcellerie*, Paris 1900.
- Zacharias, G., *Satanskult und Schwarze Messe. Ein Beitrag zur Phänomenologie der Religion*, Wiesbaden 1964.
- Ziegler, R., *Das Schwarze Paris*, Düsseldorf 1969.

Anmerkung des Herausgebers

Bei allen frühen Texten wurden Orthographie, Interpunktion und Lautstand zum besseren Verständnis modernisiert. Die benützten Ausgaben sind in der Bibliographie angeführt.

Ich danke folgenden Verlagen für Abdrucksgenehmigungen:

Merlin Verlag, Hamburg (Georges Bataille, ›Gilles de Rais‹, 1967; Marquis de Sade, ›Justine im Kloster Sainte-Marie-des-Bois‹, aus ›Ausgewählte Werke‹, herausgegeben von Marion Luckow, 1962–1963); Hermann Luchterhand Verlag GmbH, Neuwied (Charles Baudelaire); Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH, Köln (Joris Karl Huysmans); Albert Langen-Georg Müller Verlag GmbH, München-Wien (Gustav Meyrink und G. A. Becquer); A. P. Watt & Son, London (E. F. Benson und Dennis Wheatley); Neville Spearman Publishers, London (Robert Bloch).



Eine Sammlung von in Deutschland unbekanntem oder verschollenen phantastischen Werken der Weltliteratur.
Ausgestattet von Uwe Bremer.

Charles Brockden Brown, Wieland oder die Verwandlung. Roman. Aus dem Englischen von F. Polakovics. Nachwort von N. Miller. 352 Seiten. Leinen 22.- DM.

Künstliche Menschen. Dichtungen und Dokumente über Golems, Homunculi, Androiden und liebende Statuen. Herausgegeben von K. Völker. 516 Seiten. Leinen 28.- DM.

Sheridan LeFanu, Onkel Silas oder das verhängnisvolle Erbe. Roman. Aus dem Englischen von M. Krüger. Nachwort von N. Miller. 564 Seiten. Leinen 22.- DM.

Gaston Leroux, Das Phantom der Oper. Roman. Aus dem Französischen von J. Piron. Nachwort von R. Alewyn. 344 Seiten. Leinen 22.- DM.

Matthew Gregory Lewis, Der Mönch. Aus dem Englischen von F. Polakovics. Nachwort von M. Praz. 580 Seiten. Leinen 26.- DM.

Charles Robert Maturin, Melmoth der Wanderer. Roman. Erste vollständige Übersetzung aus dem Englischen von F. Polakovics. Nachwort von D. Sturm. 1008 Seiten. Leinen 28.- DM.

Ann Radcliff, Der Italiäner oder Der Beichtstuhl der schwarzen Büßermönche. Roman. Aus dem Englischen von F. Polakovics. Nachwort von N. Miller. 668 Seiten. Leinen 28.- DM.

Schwarze Messen. Dichtungen und Dokumente. Herausgegeben von U. K. Dreykandt. 320 Seiten. Leinen 22.- DM.

Mary W. Shelley, Frankenstein oder Der neue Prometheus. Roman. Herausgegeben von H. Ebeling. Aus dem Englischen von F. Polakovics. 356 Seiten. Leinen 20.- DM.

Robert Louis Stevenson/Lloyd Osbourne, Die falsche Kiste. Roman. Aus dem Englischen von A. und R. U. Pestalozzi. Nachwort von N. Miller. 332 Seiten. Leinen 22.- DM.

Bram Stoker, Dracula. Ein Vampirroman. Vollständige Übersetzung des Textes der Ausgabe von 1897 von S. Krull. 524 Seiten. Leinen 22.- DM.

Bram Stoker, Im Haus des Grafen Dracula. Erzählungen. 272 Seiten. Leinen 20.- DM.

Von den Vampiren oder Menschensaugern. Dichtungen und Dokumente. Herausgegeben von D. Sturm und K. Völker. 612 Seiten. Leinen 29.80 DM.

Von Werwölfen und anderen Tiermenschen. Dichtungen und Dokumente. Herausgegeben von K. Völker. 456 Seiten. Leinen 28.- DM.

Carl Hanser Verlag

»Dokumente über diese Erscheinungen des Abseitigen, Abartigen gibt es nur wenige; Protokolle der Inquisition über Hexenprozesse sind nur begrenzt als ernsthafte Quellen anzusehen. Doch ist es dem Herausgeber Ulrich K. Dreikandt gelungen, interessante Dokumente und literarische Bearbeitungen zum Thema Schwarze Messen zusammenzustellen und in einem klärenden Nachwort Herkunft und Zweck dieser ›Übungen‹ zu erläutern.«

Kölnische Rundschau

DM 7.80



**Deutscher
Taschenbuch
Verlag**